

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR
UND KRITIK

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION

GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT ACHIM ROSCHER

INHALT

Unsere Meinung / <i>Die Redaktion</i>	3
Das Tagebuch der Anne Frank	11
Weihnachtsgedicht / <i>Gerd Semmer</i>	23
Unterbrochene Schulstunde / <i>Hermann Hesse</i>	24
Der Künstler und seine Mutter / <i>Helmut Bartuschek</i>	36
Bewußtsein / <i>Georg Maurer</i>	37
Nach den „Duineser Elegien“ / <i>Peter Jokostra</i>	46
Mühlsteine / <i>Erich Loest</i>	65
„Die Witwe Capet“ / <i>Victor Klemperer</i>	83
Der Winter hat Zähne wie ein Bär / <i>Walter Gallasch</i>	91
Die Leuchttürme / <i>Günter Deicke</i>	97
Erlebnis und Lebensgefühl / <i>Peter Goldammer</i>	98
Heinrich Heine und Richard Wagner / <i>Eberhard Hilscher</i>	107

LITERATURDISKUSSION

„Septimius und Akme“ oder „Hänschen und Gretchen“? / <i>Ebm Welk</i>	113
Rechte und Pflichten des Übersetzers / <i>Erwin Johannes Bach</i> . . .	134

NEUE BÜCHER

Rolf Rostocker: Ein hoffnungsvoller Start: Die Friedensbücherei, S. 142; *Günter Deicke*: Bericht vom harten Leben, S. 144; *René Schwachbofer*: Das Bild Paul Eluards, S. 147; *Victor Klemperer*: Anthologie politischer Dichtung, S. 148.

UMSCHAU

Hans-Heinrich Reuter: Besinnung auf Goethe, S. 150; *Heinz Stanesco*: Goethe-Forschung in Rumänien, S. 152; *Wolfgang Rudolph*: Ein politischer Satiriker des Jahrhundert-anfangs, S. 154; *Heinrich F. Bachmair*: Dichtung und „Technik des Lebens“, S. 157; *Heinrich Böll*: Noch Plätze frei im Raritätenkabinett, S. 160; *Gerhard Seidel*: Antisep-tikum „Sie“, S. 165; ferner: „O diese Sprache!“, „Schwarz eingerahmt“ u. a.

Die Stuttgarter „Kultur“ veröffentlichte am 1. November unter der Überschrift „Kaiser für ein Volk von Brüdern?“ eine Untersuchung der Arbeit des westdeutschen „Ministeriums für gesamtdeutsche Fragen“ von Reimer Siemsen. Darin heißt es: „Das Bonner Kaiser-Ministerium meint (in einem Bericht an den Bundestag), daß es keinen Zweck habe, mit den Kommunisten in der Sowjetzone Gespräche anzubahnen, weil für sie der Kommunismus Glaubenssache sei... Man müsse sich darauf beschränken, ‚im kulturellen Verkehr mit der sowjetischen Besatzungszone... die einzelnen Gewaltunterworfenen zu erreichen‘. Hier werden aber Politik und Kultur in einer unzulässigen Weise miteinander verquickt. An die Gewaltunterworfenen wendet man sich, um sie gegen die Gewalthaber aufzustacheln... Lediglich den passiven Widerstand gegen das kommunistische Regime zu stärken, ist die Methode der gewaltsamen Rückeroberung und Ablösung, die heute mehr als jemals vorher durch die politische Entwicklung überholt ist...“

Hier wird recht genau charakterisiert, mit welchem Ziel das Kaiser-Ministerium arbeitet: Man will ein neues Ungarn schaffen, und mit größerem Erfolg. Was der Prinz zu Löwenstein, Kriegsminister Strauß, und Adenauer auf politischem Gebiet beabsichtigen, die gewaltsame Eroberung der Deutschen Demokratischen Republik (wobei man, wie Strauß deutlich durchblicken ließ, keineswegs an der Oder haltzumachen wünscht), das versucht Kaiser kulturell-propagandistisch vorzubereiten. Und Siemsen führt hier eine sehr wesentliche und bezeichnende Tatsache an:

„Zwei Millionen Mark sind übrigens in den Bundeshaushalt eingesetzt worden, damit 400 Dozenten an westdeutschen Universitäten ausgebildet werden können, die später einmal, nach der Wiedervereinigung, den Stamm der Lehrerschaft der jetzigen sowjetzonalen Hochschulen bilden sollen. Dieser Ansatz im Bundeshaushalt geht auf eine Anregung der westdeutschen Rektorenkonferenz zurück.“

Solch politischer Starrsinn war sogar den Kultusministern der west-

deutschen Länder zuviel. Sie gaben zu bedenken, daß nach der Wiedervereinigung eine Reform des deutschen Hochschulwesens unvermeidbar sei. Ferner: „Die Umgestaltung des Schulsystems der späteren Länder zwischen Elbe und Oder dürfe nicht ohne Mitwirkung der Bevölkerung und ihrer gewählten Repräsentanten vorgenommen werden. Man könne unmöglich heute schon Professoren bestimmen, die später die Lehrstühle der fortgejagten Professoren der Sowjetzone ‚besetzen‘. Denn es wisse niemand, ob es überhaupt möglich sein werde, diese anderen Professoren fortzuschicken.“

Siemsen vertritt einen Gedanken, der für die westdeutschen Kultusminister wohl ausschlaggebend war: daß man nämlich bei einer Wiedervereinigung „die Ordnungen beider Teile miteinander verschmelzen“ müsse. Ihm schwebt dabei „eine Überwindung des Kommunismus durch den freiheitlichen westlichen Sozialstaat“ vor. Daß sich bei Siemsen mit dieser vagen Utopie einer Gesellschaftsordnung gleichzeitige eine recht ungenaue, nebelhafte Vorstellung vom Aufbau des Sozialismus, seinen realen Schwierigkeiten und seinen realen Perspektiven verbindet, steht auf einem anderen Blatt. Tatsache ist, daß die westdeutschen Kultusminister hier nur etwas propagieren, was seit Jahr und Tag von der

Regierung der Deutschen Demokratischen Republik angestrebt wird: offizielle Gespräche über eine künftige Gestaltung des wiedervereinigten Deutschlands. Aber ist auch nur eine der diesbezüglichen Noten unserer Regierung an die Regierung von Bonn und den Bundestag überhaupt beantwortet worden?

Man wird auf Siemsen sowenig hören wie auf die Kultusminister. Sie haben die „Freiheit“, ihre Meinung zu äußern, aber nicht die Möglichkeit, sie durchzusetzen. Die sture Politik des Bonner Regierungsapparates geht von dort aus, wo der wohlfeile Begriff „Freiheit“ („... ein großes Wort, wer's recht verstündel“) konkrete Umriss annimmt: Freiheit für Adenauer und seine Kuponabschneider, Freiheit für Strauß und seine SS-verseuchte Armee, Freiheit allenfalls noch für Kaiser und seine vierhundert Dozenten. Das deutsche Volk hätte die Freiheit, sich für die „Kultur des Abendlandes“ selbst zu zerfleischen.

Diejenigen freilich, die in einem solchen Massaker umkämen, gleichgültig, ob Arbeiter, Bauern, Angestellte oder Studenten, gleichgültig ob sie nun stranguliert, verbrannt, gevierteilt oder nur erschossen würden, brauchten sich um eine Gesellschaftsordnung keine Sorgen mehr zu machen. Eine Gesellschaftsordnung ist für die Lebenden da.

Wer aber würde nach einem neuen Weltkrieg, den der Prinz zu Löwenstein in Kauf zu nehmen wünscht, noch am Leben sein?

gd

Da diese Zeilen geschrieben werden, sind Aggression und Putschversuch mit ihrem Gefolge von Krieg und Tod wieder in die Welt eingedrungen. Und so erscheint es fast absurd, sich mit einem Sturm im Wasserglas zu beschäftigen, mit einem Stürmchen, das in Überlingen am Bodensee den Weinberg eines provinziellen Schriftstellerkongresses verhagelt hat. Hermann Kesten, ein in Rom lebender deutscher Schriftsteller, bekannt vor allem durch sein Buch „Die Kinder von Guernica“, hatte diesen Sturm heraufbeschworen, einfach dadurch, daß er auf etwas unbequeme Art die Wahrheit sagte. Als er in seinem Vortrag „Deutschsprachige Dichtung im Exil“ die Naziliteraten hart angriff, hatte ein im Saal anwesender ehemaliger Nazilyriker namens Ludwig Friedrich Barthel den traurigen Mut, zu protestieren. Er wurde von Kesten in seine Schranken verwiesen. Als aber dann der Redner seiner Verachtung für den Nazijournalisten Friedrich Sieburg Ausdruck verlieh, Ernst Jünger „den Satan selbst“ und

Hans Carossa gar einen mittelmäßigen Dichter nannte, protestierten auch andere Tagungsteilnehmer. Man forderte eine Diskussion. Man war gewillt, wie sich später herausstellte, höchst fragwürdige Sentenzen über literarische Probleme widerspruchslos zu schlucken, man war nicht gewillt, den Einbruch rauher politischer Wahrheiten in das laue Klima des Bodenseekongresses zu dulden. Die Diskussion wuchs sich, trotz anfänglicher Beschwichtigungsversuche, fast zu einem Krawall aus. Zwar wurde nicht der Versuch gemacht, der faschistischen Restauration in Westdeutschland offen das Wort zu reden – wir möchten keinem der Kongreßteilnehmer ein Interesse an dieser Entwicklung unterstellen. Nein, man nahm sie, wenn wir von einem einzigen allgemein formulierten Satz Professor Thürers aus St. Gallen absehen, einfach nicht zur Kenntnis. Und der Versuch, über die geschehenen faschistischen Untaten den Mantel christlicher Nächstenliebe zu breiten, im Vertrauen auf ihre scheinbare Verjährtheit, brachte schließlich Kesten zu dem Ausruf: „Wenn man heute, elf Jahre nach dem Krieg, in Deutschland noch nicht die banalsten Wahrheiten hören will, wann wird man sie dann hören wollen?“

Der Fehler des Überlinger Kongresses lag in seiner Grundkonzept-

tion: Man wollte in literarischer wie politischer Selbstgenügsamkeit ein Beispiel „internationaler Verständigung“ geben. Man wollte dem Nachbarn auf die Schulter klopfen, sich gegenseitig versichernd, wie friedlich es sich doch miteinander leben lasse (während „fern in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“). Man wollte sich von wohlabgewogenen Worten einzelner Referenten sanft und widerspruchlos berieseln lassen, anstatt in lebendiger und schöpferischer Diskussion die Stellung und Verantwortung des Schriftstellers in der Zeit zu fixieren. So war man dem reinigenden Platzregen nicht gewachsen, den Hermann Kesten auf die Versammlung niederstürzen ließ.

Der Schriftsteller steht nicht außerhalb der Zeit, der Rilkesche „Weltinnenraum“ ist längst aufgesprengt, und die Mörder sind noch immer unter uns. Während man im milden Herbstklima des Bodensees unter freundlichen Beteuerungen internationale Verständigung demonstrierte, seinem Friedenswillen Ausdruck verlieh, indem man möglichst undeutlich, vage und allgemein sprach, wurden ehemalige SS-Offiziere in die bundesrepublikanische Wehrmacht aufgenommen, lief in Karlsruhe ein Prozeß gegen deutsche Bürger, die es gewagt hatten, sich um eine gesamtdeutsche Delegation

für die Konferenz der Großmächte in Genf zu bemühen. Drei Wochen später wurde im Nahen Osten der Krieg vom Zaune gebrochen, drei Wochen später raste der konterrevolutionäre Terror in Ungarn.

Die Metapher im modernen Gedicht sei „vereigentlicht“ und liege jenseits von Wahr und Falsch, meinte Kurt Leonhard in seinem Referat über die moderne Lyrik. Der Schriftsteller dürfe sich nicht politisch engagieren, meinte Karl-August Horst: „Sind wir einmal ‚eingespannt‘, ist es zu spät!“ Wir aber meinen: Das Gedicht „jenseits von Wahr und Falsch“ („Jenseits von Gut und Böse“!) ist unmenschlich in einer Zeit, da der sanktionierte Mord noch nicht abgeschafft ist. Wir meinen, der Schriftsteller, der nicht deutlich auf der Seite des Friedens und der Menschlichkeit engagiert ist, ist verloren, er wird vom harten Wind dieser Zeit verweht werden wie ein welkes Blatt.

Wir müssen über all diese Fragen miteinander sprechen. Die Auseinandersetzung mit den Problemen unserer Gegenwart nimmt uns Schriftstellern keiner ab! Helfen wir, daß das Gute, das Menschliche, das Richtige überall zur politischen Wirklichkeit wird. Jeder Schriftsteller trägt Verantwortung für Tausende von Lesern. gd

Wer liest Bücher? Diese Frage stellte der westdeutsche Journalist Erich Kuby kürzlich sich selbst und den Lesern der in Bonn erscheinenden Wochenzeitung „Das Parlament“. Kuby macht sich auf die Antwortsuche und beginnt seine Ausführungen mit einem Genrebild seiner nächsten Umgebung (er weilte zu jener Zeit auf einem Bauernhof in Tirol): „Der Hof besitzt kein Buch. Einige Wiener Feriengäste, die gleich uns diese Einsamkeit aufgesucht haben, sind noch nicht mit Büchern gesichtet worden. Unser Mädchen, das wir mitgebracht haben, hat in seinem Koffer ein Lehrbuch für Stenographie. Sie will sich bilden. Ich habe einige Bücher, Statistiken, Zeitschriften und Broschüren mitgebracht. Mit anderen Worten, von den zwanzig Menschen, die zur Zeit sich auf diesem weitläufigen Anwesen befinden, sind zwei des Lesens in dem von der Frage gemeinten Sinne kundig: meine Frau und ich. Das sind zehn Prozent des Haushaltes. Ich glaube, daß der Prozentsatz derjenigen Bewohner der Bundesrepublik, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit ihre Nase in Bücher stecken, etwa dem auf unserem Hof gegebenen Prozentsatz entspricht.“

Seine Feststellung zu untermauern, beruft sich Kuby auf eine Umfrage aus dem Jahre 1955. Nach dieser „sind in einem runden Drittel aller

westdeutschen Haushaltungen überhaupt keine Bücher vorhanden. Ein Drittel von etwa 17 Millionen Haushaltungen sind etwas über 6 Millionen Haushaltungen, in denen etwa 17 Millionen Menschen leben... Elf Prozent aller Haushaltungen besitzen weniger als zehn Bücher, weitere zweiundzwanzig Prozent weniger als dreißig, ein weiteres Fünftel aller Haushaltungen weniger als hundert, und dann beginnen erst die Bücherregale, Bücherschränke, Bibliotheken. Sie schwimmen wie Korken auf einem ungeheuren Meer geistiger Finsternis.“

Erich Kuby versucht nun vorsichtig hinter das „Phänomen“ der geringen Leserschaft zu kommen. So glaubt er zum Beispiel die Tatsache, daß in westdeutschen Arbeiterhaushalten in der Regel weniger Bücher zu finden sind als in den Haushalten solcher „Gebildeter“, die mit den Arbeitern etwa auf gleicher Einkommensstufe stehen, darauf zurückführen zu können, daß die Volksschule keine Leser erziehe. Er fordert „eine Reorganisation der Volksschule, derart, daß sie das Volk mit seiner eigenen Sprache vertraut macht, so wie die französische Volksschule... seit Jahrhunderten das französische Volk mit seiner Sprache geradezu identifiziert“.

Dies ist zweifellos ein guter Gedanke, aber Kuby folgt ihm nicht

bis zu Ende, denn sonst hätte er so gleich auf das nächste, viel wichtigere Problem stoßen müssen, das sich etwa in folgender Frage formulieren läßt: Wie können junge Menschen in zu engen, lichtarmen und verschmutzten Räumen unter dem Takt des Rohrstocks verpreußter oder nazistischer Lehrer überhaupt zu geistig aufgeschlossenen Menschen und leidenschaftlichen Freunden ihrer Muttersprache werden? Auch in Westdeutschland war einmal eine Schulreform geplant, sie ist abgewürgt worden. Wir wissen warum, und auch Erich Kuby wird es wissen.

Und schließlich spielen auch die Bücherpreise eine Rolle. Es ist eine bekannte Tatsache, daß in Westdeutschland alle Bücher etwa doppelt so teuer sind wie in der Deutschen Demokratischen Republik, von wenigen erfreulichen Ausnahmen (beispielsweise den Serienbändchen des Rowohlt- und des Fischer Verlags) abgesehen. Welcher westdeutsche Arbeiter oder Angestellte kann denn für Gogols „Tote Seelen“ 24 DM auf den Zahlteiler legen? Dem gegenüber stehen 10,80 DM, die ein Bücherfreund in der DDR bezahlen muß, um in den Besitz des genannten Werkes zu gelangen. Ausstattung und Aufmachung sind bei beiden Ausgaben gleich.

All dies zieht Kuby nicht in Betracht. Er schreitet mit Siebenmeilen-

stiefeln zu seiner Folgerung für die Bundesrepublik, die besagt, daß es nur eine wirklich wichtige Antwort auf seine Frage gebe: „Diejenigen lesen *nicht*, die vermittels des allgemeinen, freien und geheimen Wahlrechts unserer aller politisches Schicksal bestimmen. Soweit sie vom Wort überhaupt erreicht werden, kommt nur das leere oder das polemische Wort zu ihnen: teils über die Zeitungen, vor allem die Straßenblätter, teils über die Illustrierten, teils über den Rundfunk. Ein rundes Drittel der Haushaltungen besitzen zwischen einem Buch und dreißig Büchern“, meint Erich Kuby abschließend, wobei Kochbuch und Van der Velde möglicherweise mitgerechnet sind. „Wer liest Bücher? Die verblüffende Antwort lautet trotz Taschenbüchern und Bestsellern: Fast niemand!“ Das ist freilich „eine betrübliche Feststellung“. Aber ist sie „verblüffend“?

ar

„Klondyke oder Stalinstadt“ – so lautete eine Alternative des Dichters Kuba auf dem Kongreß Junger Künstler in Karl-Marx-Stadt. Er meinte damit: Wäre es richtig gewesen, jenes „Klondyke“, das sich im Jahre 1951 in den Wäldern bei Fürstenberg darbot, als Wirklichkeit unserer Republik zu gestalten? Hätte

das nicht ein verzerrtes Bild ergeben? Ist nicht vielmehr das Stalin-stadt von heute unsere Wirklichkeit?

Bei einer Zusammenkunft von Lyrikern im Haus des Schriftstellerverbandes am Schwielowsee sprach man über das „Gedicht für Erwachsene“ von Adam Wazyk. Der polnische Dichter kritisiert darin bestimmte Verhältnisse in seiner Heimat. Als aus diesem konkreten Beispiel die Schlußfolgerung gezogen wurde, solche kritischen Elemente seien notwendiger Bestandteil unserer Literatur, gab es grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten. Im Verlauf der Diskussion engte Kuba die Frage auf die oben zitierte Weise ein. Die kritischen Elemente – nennen wir sie vereinfacht die kritische Darstellung des „Klondyke“ – hätten danach der Gestaltung des „Wesens der Entwicklung“, der „Perspektive“, des „Morgen im Heute“ zu weichen.

Wir wissen, daß der realistische Schriftsteller gerade dadurch bedeutend ist, daß er auf den Grund der Dinge schaut und sichtbar zu machen versteht, in welche Richtung das Rad der Geschichte rollt. Ist es aber nicht oft so, daß der Schriftsteller zwar für das Volk und über Volksschicksale schreibt, daß aber das Volk selbst in seinem Werke nur als Medium der künstlerischen Demonstration fortschrittlicher Ideale erscheint? Fassen

manche unserer Schriftsteller ihren Stoff nicht von vornherein sehr abstrakt auf? Wählen sie nicht allzugern Helden, in denen das Leben des Volkes nicht unmittelbar, sondern unter dem Gesichtspunkt fortschrittlicher Ideale und abstrakter Theorien widergespiegelt wird?

Kuba faßt sein „Klondyke“ sehr eng. Ist es denn nur dort vorhanden, wo beim schweren Anfang großer Bauplätze infolge des Fehlens günstiger zivilisatorischer und kultureller Bedingungen Arbeiter ihren Verdienst durch die Kehle jagen, Rowdys zum Messer greifen, junge Mädchen sich leichtfertig verschenken? Gibt es nicht auf vielen Gebieten unseres Lebens Zustände, die mit unseren Plänen, Wünschen und sozialistischen Idealen noch nicht übereinstimmen? Gibt es nicht das riesige Klondyke in den Hirnen vieler Menschen, bis zu den besten hin? Es liegt im Charakter der Übergangsperiode, in der wir leben, daß dem so ist. Und auch danach werden die Gehirne noch nicht völlig befreit sein. Vom Menschen aber und dem, was er denkt und fühlt, handelt die Literatur vor allem. Und wer das Klondyke unterschlägt, unterschlägt wichtige gesellschaftlich-menschliche Inhalte, Probleme und Strömungen der Übergangsperiode. Er schränkt die Volkstümlichkeit seiner Darstellung ein, weil die Menschen es besser wissen.

Man sage nicht, sie sähen nur die Oberfläche. „Auch der Schaum ist ein Ausdruck des Wesens“, heißt es bei Lenin.

Dieses Klondyke muß kritisch dargestellt werden. Die Kritik soll scharf sein – sie trifft ja nicht uns, wenn wir alles tun, um das Klondyke zu beseitigen. Tun wir es aber nicht, so trifft sie uns mit Recht.

Wir fassen die Welt als veränderbar auf, und wir wollen sie in der Veränderung gestalten. Aber das, was verändert werden soll, muß doch erst einmal da sein, und es ist eben auch das da, was wir als Erbe übernommen haben: Klondyke. Weichen wir jedoch wie bisher vor seiner Darstellung zurück – sei es aus

Furcht, daß unsere Gegner damit ihre Propaganda nähren, sei es in Befolgung falscher theoretischer Prinzipien –, so wird es auch nicht gelingen, die großen Anstrengungen zur Überwindung dieses Zustandes sichtbar zu machen. Die Helden unserer Bücher werden sich nicht in ernsthaften Konflikten zu bewähren haben, ihre menschliche Größe oder ihr schmachliches Versagen werden nicht sichtbar werden.

Die Frage kann also nicht nur sein, ob man im Klondyke von heute auch das Stalinstadt von morgen sehen müsse. In der Literatur muß man im Stalinstadt von heute noch das Klondyke von gestern sehen, sonst ist diese Stadt wie jede andere.

Horst Haase

DAS TAGEBUCH DER ANNE FRANK

Die Aufzeichnungen, aus denen wir hier einige Auszüge veröffentlichen, stammen von Kinderhand. Anne Frank zählte dreizehn Jahre, als sie begann, Eindrücke, Erlebnisse und Gedanken, die der Tag und die Stunde brachten, niederzuschreiben.

Die Franks waren Juden. Sie hatten – Vater, Mutter, die ältere Tochter Margot und Anne – 1933 Hitlerdeutschland verlassen und in Holland eine neue Heimat gefunden. Als der faschistische Terror während des Krieges auch hier um sich greift, tauchen sie in einem für diesen Fall vorbereiteten Versteck unter. Dort wird auch die befreundete Familie van Daan mit ihrem Sohn Peter einquartiert, und bald kommt noch ein achter Flüchtling hinzu, der Zahnarzt Dussel. Mitten in dieser kleinen Schicksalsgemeinschaft steht die junge Anne. Ihr Tagebuch, in holländischer Sprache abgefaßt, ist nach dem Kriege aufgefunden und veröffentlicht worden.

Kraler und Koophuis, Miep und Elli Vossen sind holländische Freunde der Eingeschlossenen, die für sie die Verbindung mit der Außenwelt aufrechterhalten.

Samstag, 20. Juni 1942: Es ist eine eigenartige Empfindung, daß ich nun ein Tagebuch führen werde. Nicht allein, weil ich noch nie „geschrieben“ habe. Ich nehme an, daß später weder ich noch jemand anders Interesse haben wird an den Herzensergüssen eines dreizehnjährigen Schulmädchels. Aber eigentlich kommt es darauf gar nicht an. Ich habe Lust zum Schreiben und will vor allem mein Herz gründlich erleichtern.

„Papier ist geduldiger als Menschen.“ So dachte ich oft, wenn ich an meinen leicht melancholischen Tagen den Kopf in die Hände stützte und nichts mit mir anzufangen wußte. Bald wollte ich zu Hause bleiben, dann wieder weggehen, und meistens blieb ich auf demselben Fleck sitzen und grübelte weiter. Ja, Papier ist geduldig! Ich habe nicht die Absicht, dieses gebundene Heft mit dem hoch klingenden Namen Tagebuch jemals jemandem zu zeigen, oder es müßte dann schon der Freund oder die Freundin sein, andere interessiert es wahrscheinlich auch nicht. Und nun bin ich bei dem Punkt angelangt, um den die ganze Tagebuch-Idee sich dreht: Ich habe keine Freundin!

Das will ich aber besser erklären, denn niemand begreift, daß ein dreizehnjähriges Mädchen sich so allein fühlt. Das ist auch merkwürdig. Ich habe liebe, gute Eltern, ich habe eine Schwester von 16 Jahren und alle zusammen gerechnet wohl 30 Bekannte oder was man so Freunde nennt. Ich habe

ein Gefolge von Anbetern, die mir alles von den Augen ablesen und sogar in der Stunde solange mit ihrem Taschenspiegel operieren, bis sie ein Lächeln von mir aufgefangen haben. Ich habe Verwandte, reizende Tanten und Onkels, ein schönes Zuhause, und eigentlich fehlt mir nichts, ausgenommen, die Freundin! Ich kann mit keinem meiner vielen Bekannten etwas anderes als Unsinn machen und nur über alltägliche Dinge sprechen. Es ist mir nicht möglich, mich auszusprechen, und ich bin dann wie zugeknöpft. Vielleicht liegt dieser Mangel an Vertrauen an mir, aber es ist nun mal so und sehr schade, daß ich nicht wieder darüber hinweg kann.

Darum das Tagebuch. Um nun die Idee von der lang ersehnten Freundin in meiner Phantasie noch zu steigern, will ich nicht, wie jeder andere, nur Tatsachen in mein Tagebuch schreiben, sondern dieses Tagebuch meine Freundin selbst sein lassen, und diese Freundin heißt: *Kitty!*

Mittwoch, 8. Juli 1942: Es ist unendlich viel geschehen, es ist, als wäre die Erde verwandelt! Aber, Kitty, ich lebe noch, und das ist die Hauptsache, sagt Vater. Ja, ich lebe noch, aber frage mich nur nicht, wie. Wahrscheinlich begreifst Du mich heute schon gar nicht mehr. Darum werde ich Dir nun mal erst erzählen, was sich seit Sonntag ereignet hat.

Um 3 Uhr (Harry war eben weggegangen und wollte später wiederkommen) hatte es geschellt. Ich hatte nichts gehört, weil ich gemütlich faul auf der Veranda im Liegestuhl lag und las. Da kam Margot ganz aufgeregt an die Tür. „Anne, für Vater ist ein Aufruf von der SS gekommen“, flüsterte sie, „Mutter ist schon zu Herrn van Daan gelaufen.“ Ich erschrak furchtbar. Ein Aufruf... jeder weiß, was das bedeutet: Konzentrationslager... einsame Zellen sah ich vor mir auftauchen, und dahin sollten wir Vater ziehen lassen! „Es geht natürlich nicht“, sagte Margot bestimmt, als wir im Wohnzimmer zusammensaßen, um auf Mutter zu warten. „Mutter ist zu van Daans gegangen, um zu besprechen, ob wir nun schon morgen untertauchen. Van Daans gehen mit, dann sind wir sieben.“ Ganz still war es. Wir konnten nicht mehr sprechen. Der Gedanke an Vater, der, nichts Böses ahnend, seine Schützlinge im jüdischen Altersheim besuchte, das Warten auf Mutter, die Hitze, die Spannung... wir waren ganz stumm geworden.

Plötzlich schellte es. „Das ist Harry“, sagte ich. „Nicht öffnen“, hielt Margot mich zurück, aber es war überflüssig. Wir hörten Mutter und Herrn van Daan mit Harry sprechen. Als er weg war, kamen sie herein und schlossen die Tür hinter sich ab. Bei jedem Klingeln mußte Margot oder ich ganz leise nach unten gehen und sehen, ob es Vater sei. Sonst durfte niemand herein. Wir wurden beide aus dem Zimmer geschickt. Van Daan wollte mit Mutter allein sprechen. Als wir in unserem Zimmer warteten, erzählte Margot, daß der Aufruf nicht für Vater war, sondern für sie. Ich erschrak von neuem und

begann bitterlich zu weinen. Margot ist 16. So wollen sie Mädels wie Margot allein verschicken!? Sie geht glücklicherweise nicht von uns weg. Mutter hat es gesagt, und darauf hatten wohl auch Vaters Worte gezielt, als er mit mir vom Untertauchen gesprochen hatte.

Untertauchen! Wo sollen wir untertauchen? In der Stadt, auf dem Lande, in irgendeinem Gebäude, einer Hütte, wann, wie, wo? Das waren Fragen, die ich nicht stellen durfte, die aber doch immer wieder in meinem Hirn kreisten.

Margot und ich begannen, das Nötigste in unsere Schultaschen zu packen. Das erste, was ich nahm, war dieses gebundene Heft, dann bunt durcheinander: Lockenwickler, Taschentücher, Schulbücher, einen Kamm und alte Briefe. Ich dachte ans Untertauchen und stopfte lauter unsinniges Zeug in die Tasche. Aber es tut mir nicht leid, Erinnerungen sind mir mehr wert als Kleider.

Um 5 Uhr kam Vater endlich nach Hause. Er rief Herrn Koophuis an und bat ihn, abends zu uns zu kommen. Herr van Daan ging, um Miep zu holen. Sie kam, packte Schuhe, Kleider, Mäntel, etwas Wäsche und Strümpfe in einen Handkoffer und versprach, abends wiederzukommen. Dann wurde es still bei uns. Keiner von uns wollte essen. Es war noch sehr heiß, und alles war so sonderbar.

Das große Zimmer oben war an einen Herrn Goudsmit vermietet, einen geschiedenen Mann in den Dreißigern. Er hatte anscheinend an diesem Sonntag nichts vor, blieb bis 10 Uhr bei uns sitzen und war nicht wegzukriegen. Um 11 Uhr kamen Miep und Henk van Santen. Miep ist seit 1933 in Vaters Geschäft tätig und uns eine treue Freundin geworden, ebenfalls ihr neugebackener Ehemann Henk. Wieder verschwanden Schuhe, Strümpfe, Bücher und Wäsche in Mieps Koffer und Henks tiefen Taschen. Um 11.30 Uhr gingen sie beladen davon. Ich war todmüde; obgleich ich wußte, daß es die letzte Nacht in meinem eigenen Bett sein würde, schlief ich sofort ein und wurde am nächsten Morgen um 5.30 Uhr von Mutter geweckt. Glücklicherweise war es nicht mehr so heiß wie am Sonntag. Den ganzen Tag rieselte ein warmer Regen. Wir zogen uns alle vier so dick an, als ob wir im Frigidaire übernachten sollten. Aber wir wollten doch noch möglichst viel Kleidung mitnehmen. Kein Jude unserer Situation konnte wagen, mit einem schweren Koffer über die Straße zu gehen. Ich hatte zwei Hemden und zwei Paar Strümpfe an, drei Schlüpfen und ein Kleidchen, darüber Rock und Jacke und einen Sommermantel, meine besten Schuhe, Überschuhe, Schal, Mütze und noch allerlei. Ich erstickte beinahe zu Hause schon, aber niemand kümmerte sich darum.

Margot stopfte ihre Schultasche noch mit Schulbüchern voll, holte ihr Rad und fuhr hinter Miep her in eine für mich unbekannte Ferne. Ich kannte

nämlich immer noch nicht den geheimnisvollen Ort, der uns aufnehmen sollte... Um 7.30 Uhr schlossen auch wir die Tür hinter uns. Das einzige, wovon ich Abschied nahm, war Mohrrchen, mein lieber kleiner Kater, der eine neue gute Heimat bei Nachbarn bekommen sollte. Diese Mitteilung war Herrn Goudsmit mit einem Zettel hinterlassen worden. Auf dem Küchentisch stand ein Pfund Fleisch für die Katze, auf dem Tisch stand noch das Frühstücksgeschirr, die Betten waren ausgelegt. Das machte alles den Eindruck, als wären wir Hals über Kopf verschwunden. Es war uns gleich, was die Leute sagten. Wir wollten weg, nur fort und sicher ankommen.

Freitag, 14. August 1942: Ich habe Dich einen Monat im Stich gelassen. Aber es gibt auch nicht alle Tage etwas Neues. Am 13. Juli sind v. Daans gekommen. Eigentlich war es für den 14. verabredet, da aber die Deutschen in diesen Tagen immer mehr Juden aufriefen und allgemein große Unruhe herrschte, sind sie lieber einen Tag früher gegangen als zu spät. Morgens um 9.30 Uhr – wir waren noch beim Frühstück – kam Peter v. Daan, ein ziemlich langweiliger und verlegener Bursche von 16 Jahren, von dessen Gesellschaft ich mir nicht viel verspreche. Eine halbe Stunde später erschien dann das Ehepaar v. Daan, sie zu unser aller Vergnügen mit ihrem Nachtopf in der Hutschachtel. „Ohne Nachtopf kann ich nicht leben“, erklärte sie, und das gute Stück wurde gleich unterm Bett placiert. Er brachte keinen Nachtopf, aber einen zusammenklappbaren Teetisch unter dem Arm mit. Wir saßen dann am ersten Tag gemütlich beisammen, und nach drei Tagen hatten wir das Gefühl, als wären wir immer eine große Familie gewesen.

Donnerstag, 19. November 1942: Dussel hat uns viel von der Außenwelt erzählt, von der wir nun schon so lange abgeschnitten sind. Was er erzählte, war meist traurig. Unzählige Freunde und Bekannte wurden weggeholt in der grauenhaften Erwartung eines schrecklichen Loses. Abend für Abend rasen die grauen und grünen Militärautos durch die Straßen. Die „Grünen“ (das ist die deutsche SS) und die „Schwarzen“ (die holländische Nazipolizei) suchen nach Juden. Wo sie *einen* finden, nehmen sie die ganze Familie mit. Sie schellen an jeder Tür, und ist es vergeblich, gehen sie ein Haus weiter. Manchmal sind sie auch mit namentlichen Listen unterwegs und holen dann systematisch die „Gezeichneten“. Niemand kann diesem Schicksal entrinnen, wenn er nicht rechtzeitig untertaucht. Manchmal lassen sie sich auch Lösegeld bezahlen. Sie kennen die Vermögenslage ihrer Opfer.

Es ist wie eine Sklavenjagd in früherer Zeit. Ich sehe es oft im Geiste vor mir: Reihen guter, unschuldiger Menschen mit weinenden Kindern, kommandiert von ein paar furchtbaren Kerlen, geschlagen und gepeinigt und vorwärts getrieben, bis sie beinahe umsinken. Niemand ist ausgenommen. Die

Alten, Babys, schwangere Frauen, Kranke, Sieche . . . alles, alles muß mit in diesem Todesreigen!

Wie gut haben wir es hier, wie gut und ruhig. Dieses ganze Elend brauchte uns nicht zu kümmern, wenn wir nicht immer in Angst und Sorge wären um alle, die uns teuer sind und denen wir nicht helfen können.

Ganz schlecht finde ich mich, weil ich hier in meinem warmen Bett liege, während meine besten Freundinnen irgendwo draußen, vielleicht in Wind und Wetter, furchtbar leiden, vielleicht schon zusammengebrochen sind. Mir ist so bange, wenn ich an alle denke, mit denen ich mich eng verbunden fühlte, die nun ausgeliefert sind an die grausamsten Henker, die die Geschichte kennt. Und alles, weil sie Juden sind!

Donnerstag, 10. Dezember 1942: Dussel hat seine Praxis als Zahnarzt aufgenommen, und Du sollst das Vergnügen haben, von seiner ersten Behandlung zu hören. Mutter bügelte, während Frau v. Daan als erste Patientin dran glauben mußte. Sie saß mitten im Zimmer auf einem Stuhl, während Dussel wichtig und umständlich seine Instrumente auspackte. Er bat um Eau de Cologne zum Desinfizieren und Vaseline als Wachsersatz. Dann sah er Frau v. Daan in den Mund, klopfte und stocherte an einem Backenzahn, wobei Frau v. Daan immer zusammenzuckte, als ob sie vor Schmerz verginge, und unzusammenhängende Laute ausstieß. Nach einer langen Untersuchung – so schien es wenigstens der Patientin, in Wirklichkeit waren kaum zwei Minuten vergangen – wollte Dussel damit beginnen, einen hohlen Zahn zu behandeln. Aber daran war nicht zu denken! Frau v. Daan schlug wild mit Armen und Beinen um sich, so daß Dussel den Haken, mit dem er das Bohrloch säuberte, loslassen mußte und der nun im Zahn steckenblieb! Nun war erst recht der Teufel los! Sie fuchtelte hin und her, soweit das mit dem Instrument im Mund möglich war, versuchte es herauszuziehen mit dem Resultat, daß sie es noch tiefer in den Zahn stieß. Dussel stand ganz ruhig dabei, die Hände in die Seiten gestemmt, und sah sich das Theater an. Der Rest der Zuschauer lachte. Das war niederträchtig. Wahrscheinlich hätte ich auch tüchtig geschrien. Nach vieler Mühe, Seufzen und Stöhnen hatte Frau v. Daan das Instrument herausgeholt, und Dussel arbeitete weiter, als ob nichts geschehen wäre. Er machte so schnell, daß seine Patientin keine Zeit mehr hatte, noch etwas anzustellen. Aber er hatte auch soviel Hilfe wie wahrscheinlich nie in seiner richtigen Praxis. Herr v. Daan und ich fungierten als Assistenten, und das Ganze muß ausgesehen haben wie ein Bild aus dem Mittelalter: „Quacksalber bei der Arbeit“.

Sonntag, 13. Dezember 1942: Ich sitze gemütlich am Fenster vom großen Kontor und beobachte durch einen Spalt der dicken Vorhänge, was draußen

vorgeht. Es dämmt, und es ist gerade noch hell genug, um an Dich zu schreiben.

Eigenartig, die Menschen da alle laufen zu sehen! Es scheint, als wenn sie es mächtig eilig haben und beinahe über die eigenen Füße stolpern. Die Radfahrer haben ein Tempo, bei dem man kaum unterscheiden kann, ob eine Frau oder ein Mann auf dem Vehikel sitzt.

Dieses Viertel ist typische Volksgegend, und die meisten Menschen sehen etwas ärmlich aus, und vor allem die Kinder sind oft so schmutzig, daß man sie nur mit einer Zange anfassen möchte. So echte Kinder mit Rotznäsen und einem Dialekt, der kaum zu verstehen ist.

Gestern, als Margot und ich hier badeten, hatte ich eine Idee: Wenn man nun so ein paar von dieser kleinen Gesellschaft mit einer Angel hier heraufholen könnte, sie ins Bad stopfte, sauber anzöge und wieder laufen ließe, dann...

„Würden sie morgen wieder so schmutzig und zerrissen herumlaufen“, fiel Margot ein.

Aber es gibt noch allerlei anderes zu sehen: Autos, Schiffe und den Regen. Ich höre das Quietschen der Elektrischen und phantasiere mir allerlei zusammen. Unsere Gedanken haben ebensowenig Abwechslung wie wir selbst und drehen sich im Kreis: Von den Juden zum Essen, vom Essen zur Politik, von der Politik... übrigens von den Juden gesprochen: Gestern habe ich, hinter dem Vorhang lugend, zwei Juden gesehen. Das ist ein eigenartiges Gefühl, so, als hätte ich sie verraten und säße hier, um ihrem Unglück nachzuspüren.

Direkt gegenüber von uns liegt ein Wohnboot, auf dem ein Schiffer mit seiner Familie lebt. Auch ein kleiner Kläffer ist da, den wir durch sein Gebell kennen und dessen Schwanz man sieht, wenn er am Bootsrand entlang läuft.

Nun gießt es wieder, und die meisten Menschen sind unter ihren Schirmen versteckt. Ich sehe nur noch Regenmäntel und ab und zu eine Regenkappe.

Freitag, 5. Februar 1943: Über Peter, der im allgemeinen sehr still ist, amüsieren wir uns doch manchmal köstlich. Er hat eine Schwäche für Fremdwörter, deren Bedeutung er meistens nicht kennt, und natürlich kommt dann ein schöner Unsinn heraus. Eines Tages, als Besuch im Privatkontor war, durften wir nicht aufs WC. Peter hatte es dringend nötig, ging dann auch, zog aber die Wasserspülung nicht. Er wollte uns warnen und heftete an die Tür vom WC einen Zettel mit den Worten: „S'il vous plaît, Gas!“ Er meinte natürlich „Vorsicht, Gas!“, fand aber, daß „s'il vous plaît“ vornehmer klingt. Anscheinend hatte er keine blasse Ahnung, daß es „bitte“ bedeutet.

Freitag, 23. Juli 1943: Nun will ich Dir auch mal einen Spaß machen und Dir erzählen, was wir uns alles zuerst wünschen, wenn wir wieder frei sind.

Margot und Herr v. Daan möchten zuerst ein heißes Bad voll bis oben hin nehmen, in dem sie mindestens eine halbe Stunde bleiben wollen. Frau v. Daan will am liebsten gleich in irgendeiner Konditorei ordentlich Torte essen, Dussel kennt nur eins: das Wiedersehen mit seiner Frau, seinem Lottchen; Mutter sehnt sich nach einer Tasse Kaffee. Vater besucht als erstes Herrn Vossen, Peter will gleich in die Stadt ins Kino – und ich?? Ich würde vor Seligkeit nicht wissen, was ich zuerst anfangen soll.

Am meisten wünsche ich mir, daß wir wieder in einer eigenen Wohnung sind, wo wir tun und lassen können, was wir wollen, dann, daß ich mich frei bewegen kann, und vor allem Hilfe und Anleitung bei der Arbeit, also die geregelte Schule!

Dienstag, 4. April 1944: Eine Zeitlang wußte ich gar nicht mehr, wofür ich noch arbeite. Das Ende des Krieges ist noch so fern, so unwirklich, märchenhaft. Wenn der Krieg im September noch nicht aus ist, werde ich nicht mehr zur Schule gehen, denn zwei Jahre möchte ich nicht zurückkommen. Die Tage bestanden aus Peter, nichts als Peter, in Gedanken und Träumen, so daß mir Samstag schon ganz entsetzlich elend wurde. Ich saß bei Peter und mußte meine Tränen bezwingen, lachte dann mit Frau v. Daan beim Zitronenpunsch, war an- und aufgeregt, aber kaum war ich allein, wußte ich, daß ich mich ausweinen mußte. Ich ließ mich, nur im Nachthemd, auf den Boden gleiten, betete erst intensiv und lange, und dann weinte ich, den Kopf auf den Armen, mit eingezogenen Knien, ganz zusammengekauert, dort auf dem kahlen Fußboden. Bei dem heftigen Schluchzen kam ich wieder etwas zu mir selbst, bezwang auch meine Tränen, damit sie mich drinnen nicht hören sollten. Dann begann ich, mir selbst Mut zuzusprechen, und sagte immer wieder: „Ich muß, ich muß, ich muß...“

Ganz steif von der ungewohnten Haltung fiel ich gegen den Bettrand, kämpfte immer weiter, bis ich kurz vor halb elf in mein Bett stieg. Es war *vorüber!* Und nun ist es ganz vorüber. Ich muß arbeiten, um nicht dumm zu bleiben, um vorwärtszukommen, um Journalistin zu werden, das will ich! Ich weiß, daß ich schreiben kann, ein paar Geschichten sind gut, meine Beschreibungen aus dem Hinterhause humoristisch, aus meinem Tagebuch spricht sehr viel, aber... ob ich wirklich Talent habe, muß sich noch zeigen. „Evas Traum“ ist mein bestes Märchen, und das Seltsame dabei ist, daß ich wirklich nicht weiß, woher ich das habe. Viel aus „Cadys Leben“ ist auch gut, aber im ganzen ist es nichts.

Ich selbst bin hier meine beste und schärfste Kritikerin. Ich weiß, was gut und nicht gut geschrieben ist. Niemand, der nicht schreibt, weiß, wie fein es

ist, zu schreiben. Früher habe ich immer bedauert, nicht gut zeichnen zu können, aber nun bin ich übergücklich, daß ich wenigstens schreiben kann. Und wenn ich nicht genug Talent habe, um Zeitungsartikel oder Bücher zu schreiben, gut, dann kann ich es immer noch für mich selbst tun.

Ich will weiterkommen. Ich kann mir nicht vorstellen, so leben zu müssen wie Mutter, Frau v. Daan und alle die anderen Frauen, die wohl ihre Arbeit tun, aber später vergessen sind. Ich muß neben Mann und Kindern noch etwas haben, dem ich mich ganz weihen kann! Ich will noch fortleben nach meinem Tode. Und darum bin ich Gott so dankbar, daß er mir bei meiner Geburt schon die Möglichkeit mitgegeben hat, meinen Geist zu entfalten und schreiben zu können, um alles zum Ausdruck zu bringen, was in mir lebt.

Mit dem Schreiben löst sich alles, mein Kummer schwindet, der Mut lebt wieder auf. Aber, und das ist die große Frage, werde ich jemals etwas Bedeutendes schreiben, werde ich Journalistin oder Schriftstellerin werden können? Ich hoffe es, ich hoffe es von ganzem Herzen! Im Schreiben kann ich alles klären, meine Gedanken, meine Ideale, meine Phantasien. An „Cadys Leben“ habe ich lange nichts mehr getan. In Gedanken weiß ich genau, wie es weitergehen soll, aber beim Schreiben geht es nicht so flott. Vielleicht wird es nie fertig, endet einmal im Papierkorb oder im Ofen. Angenehm ist diese Idee nicht, aber dann denke ich wieder: „Mit 14 Jahren und so wenig Erfahrung kann man eigentlich noch nichts Philosophisches schreiben.“

Aber nun weiter, mit frischem Mut. Es wird glücken, denn schreiben will ich!

Sonntag morgen, kurz vor 11 Uhr, 16. April 1944: Den gestrigen Tag darfst Du nie vergessen, denn er ist sehr wichtig für mein ganzes Leben. Ist es nicht für jedes Mädchen von großer Bedeutung, wenn es den ersten Kuß bekommt? Nun, bei mir ist es ebenso. Der Kuß von Bram auf meine rechte Backe zählt nicht mit und auch nicht der Handkuß von Mr. Walker. Wie ich plötzlich diesen Kuß bekommen habe, sollst Du nun hören:

Gestern abend um 8 Uhr saß ich mit Peter auf seinem Sofa, er hatte den Arm um mich gelegt.

„Laß uns ein bißchen weiterrücken“, sagte ich, „damit ich mir den Kopf nicht an dem Kasten stoße.“

Er rückte beinahe ganz in die Ecke. Ich schob meinen Arm unter seinen dicht um ihn hin, und er nahm mich ganz fest um die Schulter. Wir haben schon oft so gegessen, aber nie so dicht beieinander wie gestern abend. Er drückte mich steif an sich, meine Brust lag an der seinen – mein Herz klopfte schneller –, aber es kam noch viel schöner. Er ruhte nicht, bis mein Kopf auf seiner Schulter lag und der seine darauf. Als ich mich nach ungefähr fünf

Minuten wieder aufrecht setzte, nahm er meinen Kopf schnell in seine beiden Hände und zog mich wieder an sich. Oh, es war so herrlich, ich konnte nicht sprechen, nur diese Augenblicke genießen. Er streichelte ein bißchen ungeschickt meine Wange und meinen Arm, spielte mit meinen Locken, und wir blieben so, die Köpfe dicht aneinandergeneigt. Das Gefühl, das mich dabei durchströmte, Kitty, kann ich Dir nicht beschreiben. Ich war so glücklich, und ich glaube, er auch. Um halb neun standen wir auf, und Peter zog seine Turnschuhe an, um bei der Runde durch das Haus recht leise zu sein. Ich stand dabei. Wie ich plötzlich die rechte Bewegung fand, ich weiß es nicht, aber ehe wir nach unten gingen, küßte er mich in mein Haar, halb auf die linke Wange, halb aufs Ohr. Ich rannte hinunter, ohne mich umzusehen, und ... warte mit Sehnsucht auf heute abend.

Dienstag, 13. Juni 1944: Mit der Invasion geht es immer weiter ausgezeichnet, trotz des miserablen Wetters, der schrecklichen Stürme und der Regenböen auf hoher See.

Die Stimmung in Niederland ist von unserem Unterschlupf her nicht zu peilen. Zweifellos sind die Menschen froh, daß das „nichtstuende“ (!) England nun endlich zupackt. Jeder, der nun noch auf die Engländer herabsieht, England als die „alte-Herren-Regierung“ beschimpft, England feige nennt und doch die Deutschen haßt, muß mal tüchtig aufgerüttelt werden. Vielleicht legen sich dann die verwirrten Gehirne wieder in die richtigen Falten!

Samstag, 15. Juli 1944: Ich habe einen sehr hervorstechenden Charakterzug, der jedem auffällt, der mich kennt: meine Selbstkritik. Ich sehe mich in all meinen Handlungen, als wäre ich eine Fremde. Absolut nicht voreingenommen oder mit einem ganzen Pack Entschuldigungen stehe ich dann dieser Anne gegenüber und sehe zu, was sie Schlechtes oder Gutes tut. Diese Selbstbetrachtung läßt mich nie los, und bei jedem Wort, das ich ausspreche, weiß ich sofort, wenn es ausgesprochen ist: „Das hätte anders sein müssen“ oder „das ist gut, so wie es ist“. Ich verurteile mich selbst in namenlos vielen Dingen und sehe immer mehr, wie wahr das Wort von Vater ist: „Jedes Kind muß sich selbst erziehen.“ Andere können nur Rat oder Anleitung geben. Die endgültige Formung des Charakters liegt in eines jeden Menschen eigener Hand. Dazu kommt, daß ich außergewöhnlich viel Lebensmut habe, ich fühle mich immer so stark und imstande, viel zu ertragen, so frei und jung! Als ich das zum ersten Male fühlte, war ich froh, denn ich glaubte nicht, daß die Schläge, die jeder aufzufangen hat, mich schnell zerbrechen könnten. Aber darüber habe ich schon oft gesprochen. Ich möchte nun zur Hauptsache kommen: „Vater und Mutter verstehen mich nicht.“ Mein Vater und meine Mutter haben mich sehr verwöhnt, waren gut zu mir und verteidigten mich, haben

getan, was Eltern nur tun können. Und doch habe ich mich lange so schrecklich einsam gefühlt, ausgeschlossen, vernachlässigt, unverstanden. Vater tat alles, um mein Aufbegehren zu mäßigen, es nützte nichts; ich habe mich selbst geheilt, indem ich mir das Verkehrte meines Tuns und Lassens vorhielt. Wie kommt es nun, daß Vater mir in meinem Kampf kein Halt gewesen ist? Daß es doch mißglückte, als er mir die helfende Hand bieten wollte? Vater hat die verkehrten Mittel angewendet, er hat immer mit mir gesprochen wie mit einem Kind, das seine Kindersorgen hat. Das klingt verrückt, denn gerade Vater hat mir immer Vertrauen geschenkt, gerade er hat mir das Gefühl gegeben, daß ich Vernunft besitze. Aber eines hat er vernachlässigt, er hat nämlich nicht daran gedacht, daß mein Kampf, um nach oben zu kommen, mir viel wichtiger war als alles andere. Ich wollte nicht hören: „Typische Erscheinungen... andere Mädels... das geht vorüber“ usw. Ich wollte nicht wie alle anderen Mädels, sondern als Persönlichkeit, als ANNE, behandelt werden.

„Denn im tiefsten Grund ist die Jugend einsamer als das Alter.“ Dieses Wort habe ich aus einem Buch behalten und gefunden, daß es wahr ist.

Ist es denn wahr, daß die Erwachsenen es hier schwerer haben als die Jugend? Nein, das ist sicher nicht wahr! Ältere Menschen haben eine Ansicht über alles und schwanken nicht mehr mit ihrem Handeln im Leben. Wir Jüngeren haben doppelte Mühe, unsere Ansichten zu behaupten in einer Zeit, in der alle Ideale vernichtet und zerstört werden, wo die Menschen sich von ihrer häßlichen Seite zeigen, wo gezweifelt wird an der Wahrheit, am Recht, an Gott!

Jemand, der dann behauptet, daß die Älteren im Hinterhaus es viel schwerer haben, macht sich sicher nicht klar, in wieviel stärkerem Maße die Probleme auf uns einströmen, Probleme, für die wir vielleicht noch viel zu jung sind, die sich uns aber gewaltsam aufdrängen, bis wir nach langer Zeit meinen, eine Lösung gefunden zu haben, eine Lösung, die meistens keinen Bestand hat gegen die Tatsachen, die dann doch ganz anders sind. Das ist das Schwierige an dieser Zeit: Ideale, Träume, schöne Erwartungen kommen bei uns noch nicht auf oder sie werden, getroffen durch die greuliche Wirklichkeit, total zerstört.

Es ist ein Wunder, daß ich all meine Hoffnungen noch nicht aufgegeben habe, denn sie erscheinen absurd und unerfüllbar. Doch ich halte daran fest, trotz allem, weil ich noch stets an das Gute im Menschen glaube. Es ist mir nun einmal nicht möglich, alles auf der Basis von Tod, Elend und Verwirrung aufzubauen. Ich sehe, wie die Welt langsam mehr und mehr in eine Wüste verwandelt wird, ich höre immer stärker den anrollenden Donner, der auch uns töten wird, ich fühle das Leid von Millionen Menschen mit, und doch, wenn ich nach dem Himmel sehe, denke ich, daß alles sich wieder zum

Guten wenden wird, daß auch diese Härte ein Ende haben muß und wieder Friede und Ruhe die Weltordnung beherrschen werden.

Inzwischen muß ich meine Ideale hochhalten; in den Zeiten, die kommen, werden sie dann vielleicht doch noch ausführbar sein.

Freitag, 21. Juli 1944: Tolle Berichte! Es wurde ein Attentat auf Hitler verübt, aber nicht einmal von jüdischen Kommunisten oder englischen Kapitalisten, sondern von einem edelgermanischen deutschen General, der Graf ist und überdies noch jung! Die „göttliche Vorsehung“ hat dem Führer das Leben gerettet, und er ist leider, leider mit einigen Schrammen und ein paar Brandwunden davongekommen. Ein paar Offiziere und Generäle aus seiner Umgebung sind tot oder verwundet. Der Haupttäter wurde erschossen. Es ist wohl der beste Beweis, daß viele Offiziere und Generäle den Krieg bis obenhin satt haben und Hitler gern in die tiefsten Tiefen versenken möchten. Ihr Streben ist, nach Hitlers Tod eine Militärdiktatur zu errichten, dann Friede mit den Alliierten zu schließen, aufs neue zu rüsten, um nach 20 Jahren einen neuen Krieg zu beginnen. Vielleicht hat die Vorsehung ausdrücklich noch ein wenig gezaudert, ihn aus dem Weg zu räumen, denn es ist für die Alliierten viel bequemer und vorteilhafter, wenn die unbefleckten Germanen sich gegenseitig totschiessen; desto weniger Arbeit bleibt für die Russen und Engländer, und um so schneller können sie mit dem Aufbau ihrer eigenen Städte beginnen. Aber soweit sind wir noch nicht, und ich will auch durchaus nicht den glorreichen Tatsachen vorauseilen. Doch Du merkst wohl, daß das, was ich jetzt sage, nüchterne Realität ist, etwas, das mit beiden Füßen auf dem Boden steht; ausnahmsweise fasse ich nun einmal nicht über höhere Ideale.

Dienstag, 1. August 1944: „Ein Bündelchen Widerspruch!“ Das ist der letzte Satz meines vorigen Briefes und der erste von meinem heutigen. „Ein Bündelchen Widerspruch“, kannst Du mir genau erklären, was das ist? Was bedeutet Widerspruch? Es hat, wie viele Wörter, zwei Bedeutungen. Widerspruch von außen und Widerspruch von innen.

Das erste ist das gewöhnliche „sich nicht zufrieden geben mit der Meinung anderer Leute, es selbst besser wissen, das letzte Wort behalten“, alles unangenehme Eigenschaften, für die ich bekannt bin. Das zweite, wofür ich nicht bekannt bin, das ist mein eigenes Geheimnis.

Ich habe Dir einmal erzählt, daß ich eigentlich nicht eine, sondern zwei Seelen habe. Die eine beherbergt meine ausgelassene Fröhlichkeit, Spötteereien über alles, meine Lebenslust und vor allem meine Art, alles von der leichten Seite aufzufassen. Darunter verstehe ich: keinen Anstoß nehmen an Flirten, einem Kuß, einer Umarmung, einem unanständigen Witz. Diese

Seite sitzt meistens auf der Lauer und verdrängt die andere, die viel schöner, reiner und tiefer ist. Nicht wahr, die gute Seite von Anne kennt niemand, und darum können mich auch so wenige Menschen leiden.

Sicher, ich bin ein amüsanter Clown für einen Nachmittag; dann hat jeder mal wieder für einen Monat genug von mir. Eigentlich dasselbe, was ein Liebesfilm für ernstdenkende Menschen ist, einfach eine Zerstreuung, Belustigung für einmal, etwas, das man schnell vergißt, nicht schlecht, aber auch nicht besonders gut. Es ist etwas unangenehm, Dir das nun zu erzählen, aber warum soll ich es nicht tun, wenn es doch wahr ist? Meine leichte, oberflächliche Art wird der tiefen immer über sein und sie besiegen. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie oft ich schon versucht habe, diese Anne, die doch nur die Hälfte ist von dem, was Anne heißt, wegzuschieben, zu lähmen, zu verbergen; es geht nicht, und ich weiß auch, warum es nicht geht.

Ich habe Angst, daß alle, die mich kennen, so wie ich immer bin, entdecken würden, daß ich eine andere Seite habe, eine schönere und bessere. Ich habe Angst, daß sie über mich spotten, mich lächerlich und sentimental finden, mich nicht ernst nehmen. Ich bin gewöhnt, nicht ernst genommen zu werden; aber nur die „leichte“ Anne ist es gewöhnt und kann es vertragen, die „schwerere“ ist zu schwach dazu. Wenn ich wirklich einmal mit Gewalt für eine Viertelstunde die gute Anne ins Rampenlicht gesetzt habe, zieht sie sich wie das Kräutchen Rühr-mich-nicht-An zurück, sowie sie sprechen soll, läßt Anne Nr. 1 zu Wort kommen und ist, ehe ich es noch weiß, wieder verschwunden.

So ist die liebe Anne in Gesellschaft noch nie, noch nicht einmal zum Vorschein gekommen, doch im Alleinsein führt sie fast immer das Wort. Ich weiß genau, wie ich sein möchte, wie ich auch bin . . . innen, aber leider bin ich es nur für mich allein. Und das ist vielleicht, nein, ganz sicher, der Grund, aus dem ich mich selbst eine glückliche Innennatur nenne, und andere Menschen finden, daß ich eine glückliche Außennatur habe. Innen weist die reine Anne mir den Weg, äußerlich bin ich nichts anderes als ein vor Ausgelassenheit hüpfendes Geißlein.

So wie ich schon sagte, empfinde ich alles anders als ich es ausspreche, und darum habe ich den Ruf von einem Mädels, das Jungs nachläuft, flirtet, naseweis ist und Romane liest. Die vergnügte Anne lacht darüber, gibt freche Antworten, zieht gleichgültig die Schultern hoch, tut, als ob es sie nichts angeht, aber, o weh, genau umgekehrt reagiert die stille Anne. Da ich ganz ehrlich bin, will ich Dir auch bekennen, daß es mir doch leid tut, daß ich mir namenlos viel Mühe gebe, anders zu werden, aber daß ich jedesmal wieder gegen stärkere Mächte kämpfe.

Es schluchzt in mir: „Siehst Du, das ist daraus geworden: Schlechte Meinung, spöttische und verstörte Gesichter, Menschen, die Dich unsympathisch finden, und das alles, weil Du den Rat der eigenen guten Hälfte nicht hörst.“ –

Ach, ich möchte schon hören, aber es geht nicht; wenn ich still und ernst bin, denkt jeder, es sei eine neue Komödie, und dann muß ich mich mit einem Witz herausretten, ganz zu schweigen von meiner engeren Familie, die denkt, daß ich krank sei, mir Kopfschmerz- und Nerventabletten zu schlucken gibt, Puls und Stirn fühlt, ob ich Fieber habe, und sich nach meiner Verdauung erkundigt und dann meine schlechte Laune kritisiert. Das halte ich nicht aus. Wenn so auf mich aufgepaßt wird, werde ich erst recht schnippisch, dann traurig, und schließlich dreh ich mein Herz wieder um, drehe das Schlechte nach außen, das Gute nach innen und suche immer wieder nach einem Mittel, so zu werden, wie ich so gern sein möchte und wie ich sein könnte, wenn . . . ja, wenn keine anderen Menschen auf der Welt lebten.

Am 4. August 1944 verhaftete die Gestapo alle Insassen des Verstecks und brachte sie in deutsche und holländische Konzentrationslager. Nur Annes Vater überlebte die Leiden der Haft. Anne starb im März 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen, zwei Monate vor der Befreiung Hollands.

Gerd Semmer

WEIHNACHTSGEDICHT

*Es kam das Kind in unsere Welt,
Um die war es nicht zum besten bestellt.
Die armen Leute und Weisen eilten sofort
Aus Ost und West, zu hören das neue Wort.*

*König Herodes hatte es kaum vernommen,
Da kam er schon mit hundert frommen
Kriegern, um alle Kinder zu schlachten,
Die ihm etwa nach dem Leben trachten.*

*Die Mutter hat früh davon geträumt.
Der Vater hat den Esel aufgezümt.
Sie flüchteten das Kind nach dem Süden.
Das neue gefährliche Wort hieß – Frieden.*

UNTERBROCHENE SCHULSTUNDE

Es scheint, als müsse ich in meinen späten Tagen nicht nur, wie alle alten Leute, mich wieder den Erinnerungen aus den Kinderjahren zuwenden, sondern als müsse ich auch, zur Strafe gewissermaßen, die fragwürdige Kunst des Erzählens noch einmal mit umgekehrten Vorzeichen ausüben und abbüßen. Das Erzählen setzt Zuhörer voraus und fordert vom Erzähler eine Courage, welche er nur aufbringt, wenn ihn und seine Zuhörer ein gemeinsamer Raum, eine gemeinsame Gesellschaft, Sitte, Sprache und Denkart umschließt. Die Vorbilder, die ich in meiner Jugend verehrte (und heute noch verehere und liebe), vor allem der Erzähler der Seldwyler Geschichten, haben mich damals lange Zeit in dem frommen Glauben unterstützt, daß auch mir diese Zugehörigkeit und Gemeinsamkeit angeboren und überkommen sei, daß auch ich, wenn ich Geschichten erzählte, mit meinen Lesern eine gemeinsame Heimat bewohne, daß ich für sie auf einem Instrumente und nach einem Notensystem musiziere, das ihnen wie mir vollkommen vertraut und selbstverständlich sei. Da waren Hell und Dunkel, Freude und Trauer, Gut und Böse, Tat und Leiden, Frömmigkeit und Gottlosigkeit zwar nicht ganz so kategorisch und grell voneinander getrennt und abgehoben wie in den moralischen Erzählungen der Schul- und Kinderbücher, es gab Nuancen, es gab Psychologie, es gab namentlich auch Humor, aber es gab nicht den grundsätzlichen Zweifel, weder am Verständnis der Zuhörer noch an der Erzählbarkeit meiner Geschichten, welche denn auch meist ganz artig abliefen mit Vorbereitung, Spannung, Lösung, mit einem festen Gerüste von Handlung, und mir und meinen Lesern beinah ebensoviel Vergnügen machten wie das Erzählen einst dem großen Meister von Seldwyla und das Zuhören seinen Lesern gemacht hatte. Und nur sehr langsam und widerwillig kam ich mit den Jahren zur Einsicht, daß meine Art zu erleben und meine Art zu erzählen einander nicht entsprachen, daß ich dem guten Erzählen zu liebe die Mehrzahl meiner Erlebnisse und Erfahrungen mehr oder weniger vergewaltigt hatte und daß ich entweder auf das Erzählen verzichten oder mich entschließen müsse, statt eines guten ein schlechter Erzähler zu werden. Die Versuche dazu, etwa von *Demian* bis zur *Morgenlandfahrt*, führten mich denn auch immer mehr aus der guten und schönen Tradition des Erzählens hinaus. Und wenn ich heute irgendein noch so kleines, noch so gut

isoliertes Erlebnis aufzuzeichnen versuche, dann rinnt mir alle Kunst unter den Händen weg, und das Erlebte wird auf eine beinah gespenstische Weise vielstimmig, vieldeutig, kompliziert und undurchsichtig. Ich muß mich darein ergeben, es sind in den letzten Jahrzehnten größere und ältere Werte und Kostbarkeiten als nur die Erzählkunst fragwürdig und zweifelhaft geworden.

In unserem wenig geliebten Klassenzimmer der Calwer Lateinschule saßen wir Schüler eines Vormittags über einer schriftlichen Arbeit. Es war in den ersten Tagen nach längeren Ferien, kürzlich erst hatten wir unsere blauen Zeugnishefte abgeliefert, die unsere Väter hatten unterschreiben müssen, wir waren noch nicht so recht wieder an die Gefangenschaft und Langeweile gewöhnt und empfanden sie darum stärker. Auch der Lehrer, ein Mann von noch längst nicht vierzig Jahren, der uns Elf- und Zwölfjährigen aber uralt erschien, war eher gedrückt und schlechter Laune, wir sahen ihn auf seinem erhöhten Throne sitzen, gelben Gesichtes, über Hefte gebeugt, mit leidenden Zügen. Er lebte, seit ihm seine junge Frau gestorben war, mit einem einzigen Söhnchen allein, einem blassen Knaben mit hoher Stirn und blauwäßrigen Augen. Angestrengt und unglücklich saß der ernste Mann in seiner erhabenen Einsamkeit, geachtet, aber auch gefürchtet; wenn er ärgerlich oder gar zornig war, konnte ein Strahl höllischer Wildheit die klassische Humanistenhaltung durchbrechen und Lügen strafen. Es war still in der nach Tinte, Knaben und Schuhleder riechenden Stube, nur selten gab es ein erlösendes Geräusch: das Klatschen eines fallen gelassenen Buches auf dem staubigen Tannenbretterboden, das Flüstern eines heimlichen Zwiegesprächs, das kitzelnde, zum Umschauen nötigende Keuchen eines mühsam gedämmten Lachens, und jedes solcher Geräusche wurde vom Thronenden wahrgenommen und sofort zur Ruhe gebracht, meistens nur durch einen Blick, ein Warnen des Gesichtes mit vorgerecktem Kinn oder einem drohend erhobenen Finger, zuweilen durch ein Räuspern oder ein kurzes Wort. Zwischen Klasse und Professor herrschte an jenem Tage, Gott sei Dank, nicht gerade eine Gewitterstimmung, aber doch jene gelinde Spannung der Atmosphäre, aus der dies und jenes Überraschende und vermutlich Unerwünschte entstehen kann. Und ich wußte nicht recht, ob dies mir nicht lieber war als die vollkommenste Harmonie und Ruhe. Es war vielleicht gefährlich, es konnte vielleicht etwas geben, aber am Ende lauerten wir Knaben, namentlich während einer solchen schriftlichen Arbeit, auf nichts so begierig als auf Unterbrechungen und Überraschungen, seien sie wie immer geartet, denn die Langeweile und die unterdrückte Unruhe in den allzu lang und streng zum Stillsitzen und Schweigen gezwungenen Knaben war groß.

Was für eine Arbeit es gewesen sei, mit der unser Lehrer uns beschäftigte,

während er hinter der bretternen Verschanzung seines Hochsitzes sich mit Amtsgeschäften befaßte, weiß ich nicht mehr. Auf keinen Fall war es Griechisch, denn es war die ganze Klasse beisammen, während in den Griechischstunden nur wir vier oder fünf „Humanisten“ dem Meister gegenüber saßen. Es war das erste Jahr, in dem wir Griechisch lernten, und die Abtrennung von uns „Griechen“ oder „Humanisten“ von der übrigen Schulklasse hatte dem ganzen Schulleben eine neue Note gegeben. Einerseits fanden wir paar Griechen, wir, künftige Pfarrer, Philologen und andere Akademiker, uns schon jetzt vom großen Haufen der künftigen Gerber, Tuchmacher, Kaufleute oder Bierbrauer abgehoben und gewissermaßen ausgezeichnet, was eine Ehre und einen Anspruch und Ansporn bedeutete, denn wir waren die Elite, die für Höheres als Handwerk und Geldverdienen Bestimmten, doch hatte diese Ehre wie billig auch ihre bedenkliche und gefährliche Seite. Wir wußten in ferner Zukunft Prüfungen von sagenhafter Schwere und Härte auf uns warten, vor allem das gefürchtete Landexamen, in dem die humanistische Schülerschaft des ganzen Schwabenlandes zum Wettkampf nach Stuttgart einberufen wurde und dort in mehrtägiger Prüfung die engere und wirkliche Elite auszusieben hatte, ein Examen, von dessen Ergebnis für die Mehrzahl der Kandidaten die ganze Zukunft abhing, denn von jenen, welche diese enge Pforte nicht passierten, waren die meisten damit auch zum Verzicht auf das geplante Studium verurteilt. Und seit ich selber zu den Humanisten, zu den vorläufig für die Elite in Aussicht genommenen und vorgemerkten Schülern gehörte, war mir schon mehrmals, angeregt vermutlich durch Gespräche meiner älteren Brüder, der Gedanke gekommen, daß es für einen Humanisten, einen Berufenen, aber längst noch nicht Auserwählten, recht peinlich und bitter sein müsse, seinen Ehrentitel wieder abzulegen und die letzte und oberste Klasse unserer Schule wieder als Banause zwischen den vielen anderen Banausen abzusitzen, herabgesunken und ihresgleichen geworden.

Wir paar Griechen also waren seit dem Beginn des Schuljahres auf diesem schmalen Pfad zum Ruhme und damit in ein neues, viel intimeres und darum auch viel heikleres Verhältnis zum Klassenlehrer gekommen. Denn er gab uns die Griechischstunden, und da saßen nun wir wenigen nicht mehr innerhalb der Klasse und Masse, die als Ganzes der Macht des Lehrers wenigstens ihre Quantität entgegenzusetzen hatte, sondern einzeln, schwach und exponiert dem Manne gegenüber, der nach kurzer Zeit jeden von uns sehr viel genauer kannte als alle übrigen Klassenkameraden. Uns gab er in diesen oft erhebenden und noch öfter schrecklich bangen Stunden sein Bestes an Wissen, an Überwachung und Sorgfalt, an Ehrgeiz und Liebe, aber auch an Laune, Mißtrauen und Empfindlichkeit; wir waren die Berufenen, waren seine künftigen Kollegen, waren die zum Höheren bestimmte kleine Schar

der Begabteren oder Ehrgeizigeren, uns galt mehr als der ganzen übrigen Klasse seine Hingabe und seine Sorge, aber von uns erwartete er auch ein Mehrfaches an Aufmerksamkeit, Fleiß und Lernlust, und auch ein Mehrfaches an Verständnis für ihn selbst und seine Aufgabe. Wir Humanisten sollten nicht Allerweltsschüler sein, die sich vom Lehrer in Gottes Namen bis zum vorgeschriebenen Mindestmaß an Schulbildung schleppen und zerren ließen, sondern strebsame und dankbare Mitgänger auf dem steilen Pfade, unserer auszeichnenden Stellung im Sinne einer hohen Verpflichtung bewußt. Er hätte sich Humanisten gewünscht, die ihm die Aufgabe gestellt hätten, ihren brennenden Ehrgeiz und Wissensdurst beständig zu zügeln und zu bremsen, Schüler, welche jeden kleinsten Bissen der Geistesspeise mit Heißhunger erwarteten und aufnahmen und alsbald in neue geistige Energien verwandelten. Ich weiß nun nicht, wie weit etwa der eine oder andere meiner paar Mitgriechen diesem Ideale zu entsprechen gewillt und veranlagt gewesen ist, doch nehme ich an, es werde den andern nicht viel anders gegangen sein als mir, und sie werden zwar aus ihrem Humanistentum einen gewissen Ehrgeiz ebenso wie einen gewissen Standesdünkel gezogen, sie werden sich als etwas Besseres und Kostbareres empfunden und aus diesem Hochmut in guten Stunden auch eine gewisse Verpflichtung und Verantwortung entwickelt haben; alles in allem aber waren wir eben doch elf- bis zwölfjährige Schulknaben und vorläufig von unseren nichthumanistischen Klassenbrüdern äußerst wenig verschieden, und keiner von uns stolzen Griechen hätte, vor die Wahl zwischen einem freien Nachmittag und einer griechischen Extralektion gestellt, einen Augenblick gezögert, sondern sich entzückt für den freien Nachmittag entschieden. Ja, das hätten wir ohne Zweifel getan – und dennoch war etwas von jenem andern in unseren jungen Seelen auch vorhanden, etwas von dem, was der Professor von uns so sehnlich und oft so ungeduldig erwartete und forderte. Was mich anging, so war ich nicht klüger als andere und nicht reifer als meine Jahre, und mit weit weniger als dem Paradies eines freien Nachmittags hätte man mich leicht von Kochs griechischer Grammatik und dem Würdegefühl des Humanisten weglocken können – und dennoch war ich zuzeiten und in gewissen Bezirken meines Wesens auch ein Morgenlandfahrer und Kastalier und bereitete mich unbewußt darauf vor, Mitglied und Historiograph aller platonischen Akademien zu werden. Manchmal, beim Klang eines griechischen Wortes oder beim Malen griechischer Buchstaben in meinem von des Professors unwirschen Korrekturen durchpflügten Schreibheft empfand ich den Zauber einer geistigen Heimat und Zugehörigkeit und war ohne alle Vorbehalte und Nebengelüste willig, dem Ruf des Geistes und der Führung des Meisters Folge zu leisten. Und so wohnte unserem dummstolzen Elitegefühl ebenso wie unserer tatsächlichen Herausgehobenheit, wohnte unserer Isolierung und unserem

hangen Ausgeliefertsein an den so oft gefürchteten Scholarchen eben doch ein Strahl echten Lichts, eine Ahnung echter Berufung, ein Anhauch echter Sublimierung inne.

Augenblicklich freilich, in dieser unfrohen und langweiligen Schulmorgens-
stunde, da ich über meine längst fertige Schreibarbeit hinweg den kleinen
geduckten Geräuschen des Raumes und den fernen, heiteren Tönen der
Außenwelt und Freiheit lauschte: dem Flügelknattern eines Taubenfluges,
dem Krähen eines Hahnes etwa oder dem Peitschenknall eines Fuhrmanns,
sah es nicht so aus, als hätten jemals gute Geister in dieser niederen Stube
gewaltet. Eine Spur von Adel, ein Strahl von Geist weilte einzig über dem
etwas müden und sorgenvollen Gesicht des Professors, den ich heimlich mit
einer Mischung von Teilnahme und schlechtem Gewissen beobachtete, stets
bereit, seinem sich etwa erhebenden Blick mit dem meinen rechtzeitig auszu-
weichen. Ohne mir eigentlich Gedanken dabei zu machen, und ohne Absich-
ten irgendwelcher Art, war ich nur dem Schauen hingegeben, der Aufgabe,
dieses unschöne, aber nicht unedle Lehrergesicht meinem Bilderbuche ein-
zuverleiben, und es ist denn auch über sechzig Jahre hinweg darin erhalten
geblieben: der dünne strähnige Haarschopf über der fahlen scharfkantigen
Stirn, die etwas welken Lider mit spärlichen Wimpern, das gelblich-blasse,
hagere Gesicht mit dem höchst ausdrucksvollen Munde, der so klar zu arti-
kulieren und so resigniert-spöttisch zu lächeln verstand, und dem energi-
schen, glattrasierten Kinn. Das Bild blieb mir eingeprägt, eines von vielen,
es ruhte Jahre und Jahrzehnte unbenutzt in seinem raumlosen Archiv und
erwies sich, wenn seine Stunde einmal wieder kam und es angerufen wurde,
jedesmal als vollkommen gegenwärtig und frisch, als wäre vor einem Augen-
blick und Liderblinzeln noch sein Urbild selbst vor mir gestanden. Und in-
dem ich, den Mann auf dem Katheder beobachtend, seine leidenden und von
Leidenschaftlichkeit durchzuckten, aber von geistiger Arbeit und Zucht be-
herrschten Züge in mich aufnahm und in mir zum langdauernden Bilde wer-
den ließ, war die öde Stube doch nicht so öde und die scheinbar leere und
langweilige Stunde doch nicht so leer und langweilig. Seit vielen Jahrzehn-
ten ist dieser Lehrer unter der Erde, und wahrscheinlich bin von den Huma-
nisten jenes Jahrgangs ich der einzige noch lebende und der, mit dessen
Tode erst dieses Bildnis für immer erlöschen wird. Mit keinem meiner Mit-
griechen, deren Kamerad ich damals nur kurze Zeit gewesen bin, hat mich
Freundschaft verbunden. Von einem weiß ich nur, daß er längst nicht mehr
lebt, von einem andern, daß er im Jahre 1914 im Kriege umgekommen ist.
Und von einem dritten, einem, den ich gern mochte, und dem einzigen von
uns, der unser aller damaliges Ziel wirklich erreicht hat und Theologe und
Pfarrer geworden ist, erfuhr ich später Bruchstücke seines merkwürdigen und
eigensinnigen Lebenslaufes: er, der die Muße jeder Arbeit vorzog und viel

Sinn für die kleinen sinnlichen Genüsse des Lebens hatte, wurde als Student von seinen Verbindungsbrüdern „die Materie“ genannt, er blieb unvermählt, brachte es als Theologe bis zu einer Dorfpfarre, war viel auf Reisen, wurde beständiger Versäumnisse in seinem Amte bezichtigt, ließ sich noch bei jungen und gesunden Jahren in den Ruhestand versetzen und lag seiner Pensionsansprüche wegen lange mit der Kirchenbehörde im Prozeß, begann an Langeweile zu leiden (er war schon als Knabe außerordentlich neugierig gewesen) und bekämpfte sie teils durch Reisen, teils durch die Gewohnheit, täglich einige Stunden als Zuhörer in den Gerichtssälen zu sitzen, und hat sich, da er die Leere und Langeweile dennoch immer mehr wachsen sah, als beinahe Sechzigjähriger im Neckar ertränkt.

Ich erschrak und senkte wie ertappt den auf des Lehrers Schädel ruhenden Blick, als dieser sein Gesicht erhob und über die Klasse weg spähte.

„Weller“, hörten wir ihn rufen, und gehorsam stand hinten in einer der letzten Bänke Otto Weller auf. Wie eine Maske schwebte sein großes rotes Gesicht über den Köpfen der andern.

Der Professor winkte ihn zu sich an den Katheder, hielt ihm ein blaues kleines Heft vors Gesicht und stellte ihm leise ein paar Fragen. Weller antwortete ebenfalls flüsternd und sichtlich beunruhigt, mir schien, er verdrehe die Augen ein wenig und das gebe ihm ein bekümmertes und ängstliches Aussehen, woran wir bei ihm nicht gewöhnt waren, er war eine gelassene Natur und stak in einer Haut, an welcher vieles ohne Schaden ablief, was anderen schon wehe tat. Übrigens war es ein eigentümliches und unverwechselbares Gesicht, dem er jetzt diesen sorgenvollen Ausdruck gab, ein ganz unverwechselbares und für sich ebenso unvergeßliches Gesicht wie das meines ersten Griechischlehrers. Es waren damals manche Mitschüler meiner Klasse, von denen weder Gesicht noch Namen eine Spur in mir hinterlassen haben; ich wurde ja auch schon im nächsten Jahre in eine andere Stadt und Schule geschickt. Das Gesicht Otto Wellers aber kann ich mir in vollkommener Deutlichkeit noch heute vergegenwärtigen. Es fiel, wenigstens zu jener Zeit, vor allem durch seine Größe auf, es war nach den Seiten und nach unten hin vergrößert, denn die Partien unterhalb der Kinnbacken waren stark geschwollen, und diese Geschwulst machte das Gesicht um vieles breiter, als es sonst gewesen wäre. Ich erinnere mich, daß ich, von dieser Erscheinung beunruhigt, ihn einmal gefragt habe, was denn eigentlich mit seinem Gesicht los sei, und erinnere mich seiner Antwort: „Das sind die Drüsen, weißt du. Ich habe Drüsen.“ Nun, auch von diesen Drüsen abgesehen war Wellers Gesicht recht malerisch, es war voll und kräftig rot, die Haare dunkel, die Augen gutmütig und die Bewegungen der Augäpfel sehr langsam, und dann hatte er einen Mund, der trotz seiner Röte dem einer alten Frau glich. Vermutlich der Drüsen wegen trug er das Kinn etwas gehoben, so daß man den ganzen

Hals sehen konnte; diese Haltung trug dazu bei, die obere Gesichtshälfte zurückzudrängen und beinahe vergessen zu lassen, während die vergrößerte untere trotz des vielen Fleisches zwar vegetativ und ungeistig, aber wohlwollend, behaglich und nicht unliebenswürdig aussah. Mir war er mit seinem breiten Dialekt und gutartigen Wesen sympathisch, doch kam ich nicht sehr viel mit ihm zusammen; wir lebten in verschiedenen Sphären: in der Schule gehörte ich zu den Humanisten und hatte meinen Sitz nahe dem Katheder, während Weller zu den vergnügten Nichtstuern gehörte, die ganz hinten saßen, selten eine Antwort auf Lehrerfragen wußten, häufig Nüsse, gedörrte Birnen und dergleichen aus den Hosentaschen zogen und verzehrten und durch ihre Passivität ebenso wie durch unbeherrschtes Schwatzen und Kichern nicht selten dem Lehrer lästig wurden. Und auch außerhalb der Schule gehörte Otto Weller einer anderen Welt zu als ich, er wohnte draußen in der Nähe des Bahnhofs, weit von meiner Gegend entfernt, und sein Vater war Eisenbahner, ich kannte ihn nicht einmal vom Sehen.

Otto Weller wurde nach kurzem Geflüster wieder an seinen Platz zurückgeschickt, er schien unzufrieden und bedrückt. Der Professor aber war aufgestanden, er hielt jenes kleine dunkelblaue Heft in der Hand und blickte suchend durch die ganze Stube. Auf mir blieb sein Blick haften, er kam auf mich zu, nahm mein Schreibheft, betrachtete es und fragte: „Du bist mit deiner Arbeit fertig?“ Und als ich Ja gesagt hatte, winkte er mir, ihm zu folgen, ging zur Tür, die er zu meiner Verwunderung öffnete, winkte mich hinaus und schloß die Tür hinter uns wieder.

„Du kannst mir einen Auftrag besorgen“, sagte er und übergab mir das blaue Heft. „Hier ist das Zeugnisheft von Weller, das nimmst du und gehst damit zu seinen Eltern. Dort sagst du, ich lasse fragen, ob die Unterschrift unter Wellers Zeugnis wirklich von der Hand seines Vaters sei.“

Ich schlüpfte hinter ihm nochmals ins Schulzimmer zurück und holte meine Mütze vom hölzernen Rechen, steckte das Heft in die Tasche und machte mich auf den Weg.

Es war also ein Wunder geschehen. Es war, mitten während der langweiligsten Stunde, dem Professor eingefallen, mich spazieren zu schicken, in den schönen lichten Vormittag hinaus. Ich war benommen vor Überraschung und Glück, nichts Erwünschteres hätte ich mir denken können. In Sprüngen nahm ich die beiden Treppen mit den tief ausgetretenen fichtenen Stufen, hörte aus einem der anderen Schulräume die eintönige, diktierende Stimme eines Lehrers schallen, sprang durchs Tor und die flachen Sandsteinstufen hinab und schlenderte dankbar und glücklich in den hübschen Morgen hinein, der eben noch so ermüdend lang und leer geschienen hatte. Hier draußen war er es nicht, hier war weder von der Öde noch von den geheimen Spannungen etwas zu spüren, die im Klassenzimmer den Stunden das Leben aussog und

sie so erstaunlich in die Länge zog. Hier wehte Wind und flogen eilige Wolkenschatten über das Pflaster des breiten Marktplatzes, Taubenschwärme erschreckten kleine Hunde und brachten sie zum Bellen, Pferde standen vor Bauernwagen gespannt, hatten eine hölzerne Krippe vor sich stehen und fraßen Heu, die Handwerker waren an der Arbeit oder unterhielten sich durch ihre niedrig gelegenen Werkstättenfenster mit der Nachbarschaft. Im kleinen Schaufenster der Eisenhandlung lag immer noch die derbe Pistole mit dem blautählernen Lauf, die zweieinhalb Mark kosten sollte und mir seit Wochen in die Augen stach. Verlockend und schön waren auch die Obstbude der Frau Haas auf dem Markt und der winzige Spielzeugladen des Herrn Jenisch, und nebenan blickte aus dem offenen Werkstattfenster das weißbärtige und rotleuchtende Gesicht des Kupferschmiedes, wetteifernd an Glanz und Röte mit dem blanken Metall des Kessels, an dem er hämmerte. Dieser stets muntere und stets neugierige alte Mann ließ selten jemand an seinem Fenster vorübergehen, ohne ihn anzusprechen oder mindestens einen Gruß mit ihm zu tauschen. Auch mich sprach er an: „Ja, ist denn eure Schule schon aus?“, und als ich ihm erzählt hatte, daß ich einen Auftrag meines Lehrers zu besorgen habe, riet er mir verständnisvoll: „Na, dann pressier du nur nicht zuviel, der Vormittag ist noch lang.“ Ich folgte seinem Rat und blieb eine gute Weile auf der alten Brücke stehen. Auf die Brüstung gestützt, blickte ich ins still ziehende Wasser hinab und beobachtete ein paar kleine Barsche, die ganz tief, nah am Boden, scheinbar schlafend und regungslos am selben Fleck verweilten, in Wirklichkeit aber unmerklich die Plätze miteinander tauschten. Sie hielten die Mäuler nach unten gekehrt, den Boden absuchend, und wenn sie zuweilen wieder flach und unverkürzt zu erblicken waren, konnte ich auf ihren Rücken das helldunkle Streifenmuster erkennen. Über das nahe Wehr rann mit sanftem, helltönigem Rauschen das Wasser, weiter unten auf der Insel lärmten in Scharen die Enten, auf diese Entfernung tönte auch ihr Geschwader und Gequake sanft und eintönig und hatte gleich dem Strömen des Flusses übers Wehr jenen zauberischen Klang von Ewigkeit, in den man versinken und von dem man sich einschläfern und zudecken lassen konnte wie vom nächtlichen Sommerregenrauschen oder vom leisen dichten Sinken des Schneefalles. Ich stand und schaute, stand und lauschte, zum erstenmal an diesem Tage war ich für eine kleine Weile wieder in jener holden Ewigkeit, in der man von Zeit nichts weiß.

Schläge der Kirchenuhr weckten mich. Ich schrak auf, fürchtete viel Zeit vertan zu haben, erinnerte mich meines Auftrages. Und jetzt erst fing dieser Auftrag und was mit ihm zusammenhing meine Aufmerksamkeit und Teilnahme ein. Indem ich ohne weiteres Säumen der Bahnhofegend zustrebte, fiel mir Wellers unglückliches Gesicht wieder ein, wie er mit dem Professor geflüstert hatte, jenes Verdrehen der Augen und der Ausdruck seines Rück-

kens und seines Ganges, wie er so langsam und wie geschlagen in seine Bank zurückgekehrt war.

Daß einer nicht zu allen Stunden derselbe sein, daß er manche Gesichter, mancherlei Ausdruck und Haltung haben könne, nun, das war nichts Neues, das wußte man längst und kannte es, an anderen wie an sich selber. Neu war aber, daß es diese Unterschiede, diesen wunderlichen und bedenklichen Wechsel zwischen Mut und Angst, Freude und Jammer auch bei ihm gab, bei dem guten Weller mit dem Drüsengesicht und den Hosentaschen voll Eßbarem, bei einem von jenen dort hinten in den letzten beiden Bänken, die sich so gar keine Schulsorgen zu machen und von der Schule nichts als ihre Langeweile zu fürchten schienen, einem von jenen im Lernen so gleichgültigen, mit den Büchern so unvertrauten Kameraden, die dafür, sobald es um Obst und Brot, Geschäfte und Geld und andere Angelegenheiten der Erwachsenen ging, uns andern soweit voraus und beinah schon selber wie Erwachsene waren – das beunruhigte mich nun, indem ich meine Gedanken damit beschäftigte, recht sehr.

Ich erinnerte mich einer seiner so sachlichen und lakonischen Mitteilungen, mit der er mich noch vor kurzem überrascht und beinah in Verlegenheit gebracht hatte. Es war auf dem Weg zur Bachwiese, wo wir im Schwarm der Kameraden eine kleine Strecke weit nebeneinander gingen. Das Röllchen mit Handtuch und Badehose unter den Arm geklemmt, schritt er in seiner gelassenen Weise neben mir, und plötzlich blieb er eine Sekunde stehen, wandte mir sein zu großes Gesicht zu und sagte die Worte: „Mein Vater verdient sieben Mark im Tag.“

Ich hatte bisher von niemandem gewußt, wieviel er im Tag verdiene, und wußte auch nicht so recht, wieviel sieben Mark eigentlich seien, es schien mir immerhin eine recht schöne Summe, und er hatte sie auch mit einem Ton von Befriedigung und Stolz genannt. Aber da das Auftrumpfen mit irgendwelchen Zahlen und Größen eine der Spielarten im Unterhaltungston zwischen uns Schülern war, ließ ich, obwohl er vermutlich die Wahrheit gesagt hatte, mir nicht imponieren. Wie man einen Ball zurückschlägt, warf ich ihm meine Entgegnung hin und teilte ihm mit, daß mein Vater im Tag zwölf Mark verdiene. Das war gelogen, war frei erfunden, machte mir aber keine Skrupel, denn es war eine rein theoretische Übung. Weller dachte einen Augenblick nach, und als er sagte: „Zwölf? Das ist bei Gott nicht schlecht!“ ließ sein Blick und Ton es fraglich, ob er meine Auskunft ernst genommen habe oder nicht. Er bestand nicht darauf, mich zu entlarven, er ließ es gut sein, ich hatte da etwas behauptet, woran sich vielleicht zweifeln ließ, er nahm es hin und fand es keiner Auseinandersetzung wert, und damit war er wieder der Überlegene und Erfahrene, der Praktiker und beinah Erwachsene, und ich anerkannte das ohne Widerspruch. Es war, als habe ein Zwan-

zigjähriger mit einem Elfjährigen gesprochen. Aber waren wir denn nicht beide elfjährig?

Ja, und noch eine andere seiner so erwachsen und sachlich hingesprochenen Mitteilungen fiel mir ein, die mich noch mehr erstaunt und bestürzt hatte. Sie bezog sich auf einen Schlossermeister, dessen Werkstatt nicht weit von meinem großväterlichen Hause entfernt lag. Dieser Mann hatte sich eines Tages, wie ich mit Entsetzen von den Nachbarn erzählen hörte, das Leben genommen, etwas, was in der Stadt seit manchen Jahren nicht vorgekommen und mir, wenigstens in solcher Nähe von uns, mitten zwischen den vertrauten lieben Umgebungen meines Knabenlebens, bisher völlig undenkbar gewesen war. Es hieß, er habe sich erhängt, doch wurde darüber noch gestritten, man wollte ein so seltenes und großes Ereignis nicht gleich registrieren und zu den Akten legen, sondern erst sein Grausen und Schauern daran haben, und so wurde der arme Tote am ersten Tage nach seinem Ende von den Nachbarsfrauen, Dienstmägden, Briefträgern mit einem Sagenkreis umspinnen, von dem auch mich einige Strähnen erreichten. Andern Tages aber traf Weller mich auf der Straße, wie ich scheu nach dem Schlosserhause mit der verstummten und geschlossenen Werkstatt hinüberblickte, und fragte, ob ich wissen wolle, wie es der Schlosser gemacht habe. Dann gab er mir freundlich und mit einem überzeugenden Anschein von absolutem Wissen Auskunft: „Also, weil er doch Schlosser gewesen ist, hat er keinen Strick nehmen wollen, er hat sich an einem Draht aufgehängt. Er hat den Draht und Nägel und Hammer und Zange mitgenommen, ist in den Teichelweg hinausgegangen, fast ganz bis zur Waldmühle, dort hat er den Draht zwischen zwei Bäumen gut festgemacht und sogar noch die übrigen Enden sorgfältig mit der Zange abgezwickt, und dann hat er sich an dem Draht aufgehängt. Wenn sich aber einer aufhängt, nicht wahr, dann hängt er sich meistens unten am Hals auf, und dann treibt es ihm die Zunge heraus, das sieht scheußlich aus, und das wollte er nicht haben. Also, was hat er getan? Er hat sich nicht unten am Hals aufgehängt, sondern ganz vorn beim Kinn, und darum hat ihm die Zunge nachher nicht herausgehangen. Aber blau im Gesicht ist er doch geworden.“

Und nun hatte dieser Weller, der so gut in der Welt Bescheid wußte und sich um die Schule so wenig kümmerte, offenbar eine schwere Sorge. Es bestand ein Zweifel, ob die Unterschrift seines Vaters unter dem letzten Zeugnis wirklich echt sei. Und da Weller so sehr bedrückt ausgesehen und bei seinem Rückweg durchs Schulzimmer einen so geschlagenen Ausdruck gehabt hatte, konnte man wohl annehmen, es habe mit jenem Zweifel seine Richtigkeit, und wenn dem so war, dann war es ja nicht nur ein Zweifel, sondern ein Verdacht oder eine Anklage, daß nämlich Otto Weller selbst seines Vaters Namenszug nachzuahmen versucht habe. Erst jetzt, wo ich nach dem

kurzen Freuden- und Freiheitsrausch wieder wach und zum Denken fähig geworden war, begann ich den gequälten und verdrehten Blick meines Kameraden zu verstehen und zu ahnen, daß da eine fatale und häßliche Geschichte spiele, ja ich begann zu wünschen, ich möchte lieber nicht der glückliche Auserwählte sein, den man während der Schulstunde spazieren geschickt hatte. Der heitere Vormittag mit seinem Wind und seinen jagenden Wolkenschatten und die heitere hübsche Welt, durch die ich spaziert war, hatten sich verändert, meine Freude sank und sank, und statt ihrer füllten die Gedanken an Weller und seine Geschichte mich aus, lauter unangenehme und traurig machende Gedanken. War ich auch noch ohne Weltkenntnis und ein Kind neben Wellers sachlicher Erfahrungheit, so wußte ich doch, und zwar aus frommen moralischen Erzählungen für die reifere Jugend, daß das Fälschen einer Unterschrift etwas ganz Schlimmes, etwas Kriminelles war, eine jener Etappen auf dem Weg, der die Sünder ins Gefängnis und zum Galgen führt. Und doch war unser Schulkamerad Otto ein Mensch, den ich gern hatte, ein gutartiger und netter Kerl, den ich nicht für einen Verworfenen und zum Galgen Bestimmten halten konnte. Ich hätte dies und jenes dafür gegeben, wenn sich herausstellen würde, daß die Unterschrift echt und der Verdacht ein Irrtum sei. Aber hatte ich nicht sein bekümmerterschrockenes Gesicht gesehen, hatte er nicht recht deutlich merken lassen, daß er Angst und also ein schlechtes Gewissen habe?

Ich näherte mich schon, wieder ganz langsam gehend, jenem Hause, in dem lauter Leute von der Eisenbahn wohnten, als mir der Gedanke kam, ob ich nicht vielleicht etwas für Otto tun könne. Wenn ich nun, dachte ich, gar nicht in dieses Haus hineinginge, sondern in die Klasse zurück, und dem Professor melden würde, die Unterschrift sei in Ordnung? Kaum war mir der Einfall gekommen, da spürte ich schwere Beklemmungen: ich hatte mich selber in diese schlimme Geschichte eingeschaltet, ich würde, wenn ich meinem Einfall folgte, nicht mehr zufälliger Bote und Nebenfigur, sondern Mitspieler und Mitschuldiger sein. Ich ging immer langsamer, ging schließlich an dem Hause vorbei und langsam weiter, ich mußte Zeit gewinnen, ich mußte es mir noch überlegen. Und nachdem ich mir die rettende und edle Lüge, zu der ich schon halb entschlossen gewesen war, als wirklich ausgesprochen und mich in ihre Folgen verstrickt vorgestellt hatte, sah ich ein, daß das über meine Kräfte gehe. Nicht aus Klugheit, aus Furcht vor den Folgen verzichtete ich auf die Rolle des Helfers und Retters. Ein zweiter, harmloserer Ausweg fiel mir noch ein: ich konnte umkehren und melden, daß bei Wellers niemand zu Hause gewesen sei. Aber siehe, auch zu dieser Lüge reichte mein Mut nicht aus. Der Professor würde mir zwar glauben, aber er würde fragen, warum ich dann so lange ausgeblieben sei. Betrübt und mit schlechtem Gewissen ging ich endlich in das Haus hinein, rief nach Herrn Weller und

wurde von einer Frau in den oberen Stock gewiesen, dort wohne Herr Weller, aber er sei im Dienst und ich werde nur seine Frau antreffen. Ich stieg die Treppe hinan, es war ein kahles und eher unfreundliches Haus, es roch nach Küche und nach einer scharfen Lauge oder Seife. Und oben fand ich richtig Frau Weller, sie kam aus der Küche, war eilig und fragte kurz, was ich wolle. Als ich aber berichtet hatte, daß der Klassenlehrer mich geschickt habe und es sich um Ottos Zeugnis handle, trocknete sie die Hände an ihrer Schürze ab und führte mich in die Stube, bot mir einen Stuhl an und fragte sogar, ob sie mir etwas vorsetzen könne, ein Butterbrot etwa oder einen Apfel. Ich hatte aber schon das Zeugnisheft aus der Tasche gezogen, hielt es ihr hin und sagte ihr, der Professor lasse fragen, ob die Unterschrift wirklich von Ottos Vater sei. Sie verstand nicht gleich, ich mußte es wiederholen, angestrengt hörte sie zu und hielt sich nun das aufgeschlagene Heft vor die Augen. Ich konnte sie mir in Muße ansehen, denn sie saß sehr lange Zeit regungslos, starrte in das Heft und sagte kein Wort. So betrachtete ich sie denn, und ich fand, daß ihr Sohn ihr sehr ähnlich sehe, nur die Drüsen fehlten. Sie war frisch und rot im Gesicht, aber während sie so saß, nichts sagte und das Büchlein in Händen hielt, sah ich dies Gesicht ganz langsam schlaff und müde, welk und alt werden, es dauerte Minuten, und als sie endlich das Ding in ihren Schoß sinken ließ und mich wieder ansah oder ansehen wollte, liefen aus ihren beiden weit offenen Augen still und stetig große Tränen herab. Während sie das Heft noch in Händen gehalten und sich den Anschein gegeben hatte, als studiere sie es, waren, wie ich zu wissen meinte, eben jene Vorstellungen vor ihr aufgetaucht und in traurigem und schrecklichem Zuge vor ihrem innern Blick vorbeigezogen, die auch mich heimgesucht hatten, die Vorstellungen vom Weg des Sünders ins Böse und vors Gericht, ins Gefängnis und zum Galgen.

Tief beklommen saß ich ihr, die für meinen Kinderblick eine alte Frau war, gegenüber, sah die Tränen über ihre roten Backen laufen und wartete, ob sie etwas sagen würde. Das lange Schweigen war so schwer zu ertragen. Sie sagte aber nichts. Sie saß und weinte, und als ich, da ich es nicht mehr aushielt, endlich selbst das Schweigen durchbrach und nochmals fragte, ob Herr Weller seinen Namen selbst in das Heft geschrieben habe, machte sie ein noch mehr bekümmertes und trauriges Gesicht und schüttelte mehrere Male den Kopf. Ich stand auf, und auch sie erhob sich, und als ich ihr die Hand hinreichte, nahm sie sie und hielt sie eine Weile in ihren kräftigen warmen Händen. Dann nahm sie das unselige blaue Heft, wischte ein paar Tränen von ihm ab, ging zu einer Truhe, zog eine Zeitung daraus hervor, riß sie in zwei Stücke, legte eines in die Truhe zurück und machte aus dem andern säuberlich einen Umschlag um das Heft, das ich nicht wieder in meine Jackentasche zu stecken wagte, sondern sorgfältig in der Hand davontrug.

Ich kehrte zurück und sah unterwegs weder Wehr noch Fische, weder Schaufenster noch Kupferschmied, stattete meinen Bericht ab, war eigentlich enttäuscht darüber, daß mir mein langes Ausbleiben nicht vorgeworfen wurde, denn das wäre in Ordnung gewesen und hätte mir eine Art von Trost bedeutet, so als würde ich zu einem kleinen Teil mitbestraft, und habe mir in der folgenden Zeit alle Mühe gegeben, diese Geschichte zu vergessen.

Ob und wie mein Mitschüler bestraft wurde, habe ich nie erfahren, wir beide haben über diese Angelegenheit nie ein Wort miteinander gesprochen, und wenn ich je einmal auf der Straße von weitem seiner Mutter gewahr wurde, war mir kein Umweg zu weit, um die Begegnung zu vermeiden.

Helmut Bartuschek

DER KÜNSTLER UND SEINE MUTTER

Albrecht Dürers Mutter Barbera,
gezeichnet 1514

*Was meine Kunst ins Sinnbild hebt,
Weltfromm die Hand gemalt, geschnitten:
Da hast's als Glück und Schmerz erlebt,
Hast es als Schicksal ganz erlitten.*

*Kalchbreuth, das Dorf, durch grünenden Ast;
Maria im Feld, ihr Knäblein stillend;
Ein Wiesenstück, im Saft schwillend;
Melencolia, in düsterer Rast...*

*Da das Aug' Schöpfungsrausch überkommt
Vorm Weltspiel, schönen Scheines Lügen –
Les ich, was meiner Seele frommt,
Antlitz, herbtreu, aus deinen Zügen!*

BEWUSSTSEIN

Den Zyklus „Bewußtsein“, den ich Anfang 1950 geschrieben und dann so gut wie vergessen hatte, las ich zufällig wieder. Er zeigt die Wandlung in meinem Verhalten zur Wirklichkeit. Darüber hinaus könnte er aber auch als ein Beitrag zu dem in unseren Tagen fast dramatisch gewordenen Verhältnis von Dogma und Leben betrachtet werden.

Ohne Beziehung auf eine „mögliche Erfahrung“ haben nach Kant Begriffe „gar keine objektive Gültigkeit, sondern sind ein bloßes Spiel...“ Ein von der Realität unkontrolliertes Denken führt schließlich zu der unleidlichen Überheblichkeit des Dogmatikers. Dieser setzt, wie Kant sagt, „ohne Kritik gravitatisch seinen Gang fort“.

Der Zyklus ist so komponiert, daß das Thema Bewußtsein in seiner tyrannischen Form der Selbstgefälligkeit und Eingebildetheit zurückgedrängt wird von dem Thema Leben, das immer fröhlicher und mutwilliger hervortritt.

Der Zyklus mußte Fragment bleiben, weil ich damals nach Überwindung meiner eigenen idealistisch-subjektivistischen Einstellung und aus meinem gleichzeitigen Widerstand gegen dogmatische Einengungen übersprudelnd dem Sein zujubelte, ohne genügend die schöpferische Rolle des Bewußtseins zu betonen.

G. M.

1

*Von allem hebst du ein Bild auf – von einem Baume,
sagen wir – von einem über Eck gestellten Würfel,
von einer Geliebten – ein Bild.*

O diese Bilder – selbst von der Meduse!

*Halt aus, Auge, halt aus, halt aus,
nichts darf dir zu grausig sein.*

(Regan tritt das Auge Glosters aus.)

*Hast du sie alle: die Bilder von der Welt,
von dir – der du dir ein Bild machst!*

*Die hältst du in deiner Brieftasche, wenn du willst,
klebst sie in ein Buch ein*

oder hältst sie hinter der Stirne – alle die Bilder.

Kannst Dioramen aufbaun, kleine Bühnen.

Darüber spaziert Cäsar bis an die Säule des Pompeius.

Dann stürzen Cassius, Casca, Brutus mit dem Dolch
und stoßen zu – das war einst wirklich.
Doch Cassius rief:

„In wie entfernter Zeit
wird man dies hohe Schauspiel wiederholen
in neuen Zungen, ungeborenen Staaten!“

In ungeborenen Staaten, davon einer: Der Staat Elisabeths,
als Shakespeare Julius Cäsar noch einmal schrieb,
ungeboren für Cassius noch – in neuen Zungen,
im Englisch Shakespeares. Brutus wußte es:

„Wie oft wird Cäsar noch zum Spiele bluten,
der jetzt am Fußgestell Pompeius' liegt . . .“

An einem runden Tisch schreib ich dies auf
in einer den Musen bitteren Stadt Leipzig
und sage: „Mein Urenkel wird sagen:
das schrieb mein Abn in einer den Musen bittern Stadt auf.“
Dann wird morsch sein der runde Tisch und vielleicht süß die Stadt.
Und mein Urenkel sagt: „Das schrieb mein Abn auf
in einer den Musen bitteren Stadt Leipzig“
und wird sich den runden Tisch vorstellen im Bilde,
wie ich verschwommen mit klopfendem Gewissen mir vorstelle
Also geben die Bilder durcheinander [den Enkel
und kreuzen sich in den Zeiten.

2

Also nehmen die Menschen die Bilder von der Welt,
stellen sie auf in ihrem Zimmer,
mischen sie wie Karten, bauen Kartenhäuschen,
sagen wahr daraus, stellen Beziehungen her,
kausale, dialektische, magische,
ein Gesellschaftsspiel der Menschen:
das nennen sie Geist!

Aber draußen rollt die Welt in ihrem Atem,
die Erdkugel dampft und wälzt im Inneren Feuer,
steht nicht still – sondern prustet in die Winternacht
des Weltalls – durchs Fenster stößt ein Luftzug:
Die Karten fliegen wie Herbstblätter!
Und am Fensterkreuz klebt der Mensch geöffneter Augen,
frisch weht's ihm um die Stirn,
sein Geist wird wieder wirklich,

*grüßt die Winterspitzen der Berge,
grüßt das Meer, hört die Säfte einschießen
in die Säulen seiner Beine, in den Turm der Brust.
„Wohl ist mir wieder“ sagt er, dreht sich zurück ins Zimmer,
sieht über den Boden gestreut die Schlachten der Karten,
gerötet sind sie von Blut, verstümmelt alle die Buben,
die Damen, Könige – eingeknickt die Herz-Asse.
Schaudernd sieht er das – und denkt: Ach diese Schlachten der Karten,
wie ein Domino war er bedeckt damit,
eine ganze Fastnacht zu bestreiten.
Doch nun schreitet er mit nackten Gliedern –
und die Berge rings erkennen den Menschen an.*

3

*Und läßt die Müßigen am grünen Tisch Domino spielen,
schlägt auf den Tisch, auf dem die Generalstabskarten ausgebreitet liegen:
dieses törichte Totentanzbrett, auf das die lebendigen Menschen springen,
nachdem sie erst dort mit blauen und roten Stiften eingezeichnet wurden,
als wenn die Menschen ihren Platz auf Generalstabskarten einnehmen müßten,
als wenn die Menschen zu den Nummern gehörten,
als wenn die Menschen auf die grünen Tische gehörten,
als wenn die Menschen ihren Einbildungen gehörten,
als wenn die Menschen in die Schlachtdioramen gehörten,
zu den aufgestellten uniformierten Figürchen schrumpfend.
So jagen sich die Menschen in den Drahtverbau ihrer Einbildungen,
stellen sich selbst vor, wie sie angreifen, fallen, schreien,
das zeichnen sie sehr natürlich auf –
rechnen die Verluste voraus, die Gewinne,
alle Chancen des Siegs,
fangen den Krieg an
und zerschießen dabei
ihr Bewußtsein.*

4

*Sie haben das Bewußtsein zerschossen, das süße, heimliche,
die schwankende Lichtbutterblume, den seligen Lampion,
das Kindlein, das flaumige,
sie haben den Schleier zerrissen, die Scham.
Ho, ho! der Trunkene, breitbeinig
tritt er vor, sein Bauch wölbt sich, rot ist sein Fleischerarm,*

nackt das Messer – alles da, da!
Es ist, es ist, es ist: das gebratene Fleisch,
die Brust der Frau, das Kauen der Kiefer.
Knochenbagger öffnen sich, mahlen.
(Schleierlos hängt das Gerippe im grünen Baume.)
In Rindsleder stecken die Füße.
Der Hammer fiel dem Rind auf die Stirn.
Schwupp! ward's auf den Rücken gewälzt.
Die Läufe starren zum Himmel hölzern,
als wären sie nie zart zweihufig zwischen Gräser getreten.
Die Haut löst sich ab wie ein wollenes Badekostüm
vom naßdampfenden Leibe,
seidig ist sie innen – die glotzigen Augen
haben nie gesehen . . . wehe, wehe!
Ach, das Bewußtsein ist gestorben.
Im weißen Leichenwagen wird es zu Grabe getragen.
Ach, das Bewußtsein: Kindlein, Licht, wach auf,
ängstlicher, hauchiger Spiegel, nimm wahr,
nimm wahr: in deinen süßen Augen
will ich die Welt sehen, im Rahmen der Brauen,
fang sie auf: die Welt – süßes Bild.

5

Bild ist die Welt im Bewußtsein. Bild heißt:
noch einmal, wiederholen! Ja, im Bild: da geht's.
Aber wir wollen, Unglückliche, die Wirklichkeit wiederholen,
wollen eine glückliche Stunde noch einmal,
zwingen schließlich die erkaltende Geliebte,
uns wieder zu lieben, zwingen, die uns einmal klatschten,
immer wieder zum Applaus, drohn mit Spitzeln und Henkern.
Waren wir einmal mächtig, voll Geist und voll Leben,
wollen wir es immer wieder sein – und sind wir es nicht mehr,
so wollen wir doch, daß man uns bestätige
tags und nachts, unsre Bilder anbete, uns liebe,
und sei es mit matten erzwungenen Sklavengebärden.
Das Bild unseres Ruhmes von einst stellen wir vor unsre welken Glieder,
können das Bild kaum zitternd halten vor unserer Blöße,
bis ein starker Arm es uns entreißt und auf den Fliesen zerschmettert,
und wir in aller Dürreheit im Wind der Lächerlichkeit klappern.

Darum ist es nichts, sich mit Bildern umstellen:
 Potemkinsche Dörfer vor dem Leeren!
 Im Bild wird die Welt. Aber hütet euch vor dem Bilde,
 wie vor dem Buchstaben.
 Wär es nicht schrecklich: wir öffneten die Augen,
 ein Bild fiele hinein – und bliebe!
 Wir liefen durch die Welt: es wechselten Weiler, Brücken,
 Flüsse und Berge – aber dies Bild bliebe,
 verdeckte uns den Wechsel der Jahreszeiten,
 das Kommen und Gehn.
 Wahnsinnige, Verbrecher, Tyrannen sehen so:
 ein Bild – starr!
 Schließlich verdeckt es ihnen den Abgrund: sie stürzen.

6

Bewußtsein macht uns frei, aber es stellt uns „entgegen“,
 stellt uns die Welt zur Verfügung in Bildern, aber dort ist sie unwirklich,
 erhöht uns vor aller Kreatur, aber macht uns einsam,
 gibt uns die Erinnerung, aber gaukelt uns nur die Zukunft,
 zeigt uns die Gesetze, aber nicht die Schöpfung,
 macht uns zu Herren, aber nicht unsterblich,
 macht uns wach, aber zeigt uns das Einschlafen nicht an,
 beleuchtet alles, aber wird von allem ausgelöscht,
 sagt Ich zu sich und zu allem andern Du.

Ach, das Bewußtsein schafft nichts, wie der Spiegel nicht den Strom schafft,
 den Wald, das Antlitz, dagegen wir ihn heben.
 Es zeigt uns an – aber nimmt die Müh uns nicht ab,
 zu laufen, wenn wir ein Haus brennen sehn, und zu helfen,
 den Mund aufzutun, die Zunge darin zu wälzen,
 Vokale und Konsonanten zu bilden, wenn die Wahrheit nach Hilfe schreit,
 nimmt den Gehirnwindungen die Anstrengung nicht ab, Gedanken in sich
 zu wälzen,
 nicht der Brust den Mut, in die Speere der Anfeindungen sich zu werfen,
 nicht dem Leib die gedankensprengende Wucht,
 geboren zu werden, sich zu nähren, zu kleiden und zu sterben,
 erläßt uns nicht den morgigen Tag, darin zu bestehen,
 der da ist Arbeit und Opfer und Arbeit.

Nachts fließt mir oft das Gletscherwasser über die Augen.
 Und ich mulde in mich hinein; da seh ich es in der Höhle sitzen,
 auf einer Schaukel schwanken: das Bewußtsein, den Papagei.
 Und ich drück mich an die Stäbe und rufe: Homunkulus,
 bist du's, der da spricht oder bin ich es, bist du der Papagei oder bin ich's,
 plapperst du oder plappre ich,
 wer weiß von uns beiden, was er spricht?
 Und mir schaudert jählings und fremd klingen die Worte.
 Aber wenn ich in den braunriechenden Frühling eile
 und der Rabenbug mir an die Brust prallt,
 ruf ich: Kolk- Kolk- Kolkrabe,
 was ist das Fremdes, du nickendes Tier?
 Und deine schwarzen Flederwische gehen auf
 und auch ich schlage mit meinen Armen auf und nieder und nicke.
 Und ein Rad bin ich, und die zwitschernden Vögel
 treten auf meine Speichen und drehn mich.
 Der Gong des Himmels erdröhnt vom Schlag der Sonne
 und die nackten Eichen beginnen einen lustigen Mobrentanz.
 Eins bin ich mit dir, Gevatterin Erde.
 Ich erwarte die Melonen deiner Brüste.
 Dazwischen lieg ich gebettet und laß mir die prullen grünen Beutelchen
 der weinhaltenden Trauben in die süße Wunde des Munds hängen
 und rufe dem Papagei zu:
 Still, still! Pst! Pst!

Doch der Posaunenschrei meines Bewußtseins
 läßt die aufgebrochenen Lüfte reden.
 Komm, sagen die Stürme und setzen mich am Abhang der Gipfel ab.
 Heißt du mich reden, fragt mich die Wasserleiche des Mondes?
 Was wühlst du auf meinen Sandsitz, murmelt das Meer.
 Ich kenn euch, schrei ich die Korallen an.
 Ich kenn dich – und werf mich gegen die Hüfte des Nebels.
 Was schaut ihr mich alle an, ihr pausbackigen Eisheiligen!
 Eure Thermometer zeigen auf minus 273 Grad,
 das übersteigt mein Bewußtsein, wahrlich das übersteigt mein Bewußtsein,
 ihr Pelzmänner, was soll ich's verschweigen.
 Braucht ihr mich nicht dort, wo eure gefrorenen Mäntel sich gegeneinander
 Braucht mich der Welthund nicht, daß er sich bellen höre, [wetzen?
 wenn seine rote Zunge wie eine Schleife um die Sterne schlägt?

*Die Häuser wälzen sich im Sonnenbad,
waschen sich golden.*

*Der blaue Emaille-Himmel springt,
und durch den Spalt brüllt rund die Sonne
wie ein königlicher Löwe,
ein Wappentier des Lebens.*

*Die Dichter wollen ihre Hochzeiten verkünden,
tausend Hochzeiten mit Nymphen, Sylphen, Sibyllen,
mit Laura, Beatrice, Kätzchen und Gretchen.*

*In den grünlichen gruseligen Grund steigen sie ohne Taucherglocke,
die Meerjungfrau zu freien mit den Mondaugen,
mit den algenumwimperten unbäuslichen Blicken,
darin die Siriuspyramiden stehen wie Zuckerhüte.*

*Laßt sie Hochzeit machen, ihr orthodoxen Theoretiker,
sie brauchen eure auf Schienen laufenden Standesämter nicht.
Ihr Leisetreter, sie streuen euch goldene Knallerbsen
auf die Bettvorleger. Glaubt ja nicht, daß das Weltall zugrunde ginge,
wenn ein Tra-ra schief durch eure Ohren geht.*

*Tanzen die jungen Mädchen doch wie sie wollen,
springen doch die Zicklein unberechenbar,
wenn ihnen die Sonne in der Wolle schäumt,
springen doch die Atome in der Nase
wie das steigende prickelnde Selterswasser.*

*Wenn die Landschaften ihre Seiten aufschlagen,
vom Sturm gewendet,*

lese ich auf jeder Seite das Wort: Leben.

*Stech ich mit der Schaufel in die Erde,
so windet der Wurm mich an: Leben.*

Die fette Erde schmatzt um das Stichblatt der Schaufel.

*Und wenn ich auf den blanken Schädel stoße,
so hat er hier unten in der stummen dunklen Verpackung noch etwas zu sagen.
Er ist nicht tot: der Schädel, durch dessen Ohren die Wurzeln wachsen,
noch hat er etwas zu sagen,
noch will er sich mit der Erde besprechen.
Er stößt zurück in die Geburt,
er wühlt sich zurück in den Schoß.*

*Da steht der Tod baff und fragt, sich hinterm Ohr kratzend:
Wer hat mich denn erfunden?
Du, Papagei, was – weil du stirbst,
weil du zu plappern aufhörst,
wenn die Elemente sich „Auf Wiedersehen“ sagen?
Streich das Wort aus deiner Schnabelkreuzung.
Und ruf: Leben, Leben!*

11

*Kann man den Kanonenschlund anlachen?
Er gähnt wie die Langeweile der Kröte.
Kapitalisten und Kanonen wollen, daß man sie ernst nehme.
Darum beschützen sie die Melancholie.
Seht, wie sie den Kreppflor zur Hand haben,
den schwarzen Zylinder und Bratenrock.
Ach, ein spiraliges Lachen
setzt unten beim Blinddarm an,
durchsilbert mich aufwärts und streckt seine rote Zunge
zwischen meinen Lippen hervor.
„Den reitet der Teufel“ sagen die ernsten Herren.
Hier sitz ich – ich kann nicht anders – auf dem Morgengebirge.
Die silbernen Tropfglöcklein des Nebels hör ich,
ohne eine Eintrittskarte zu zahlen.
Auf dem Plüsch des Morgenleuchtens siel ich mich.
Das Morgenblatt der Erle kostet mich keine zehn Pfennig.
Das Abendblatt der Buche kostet mich ebensoviel.
Die Gelderfinder mit ihren Zylindern seh ich aufgeregt rennen:
Sie wollen das murrende Meer beschwichtigen,
sie bieten ihm Gold an, groß wie ein Ochsenkopf.
Das Meer schluckt Gold, Zylinder und Erfinder.
Aber über dem Meer erhebt sich ein Lüftchen,
rettet einen Zylinder – trägt ihn an Land,
bebt ihn und setzt ihn auf eine Zwergtanne.
So sitz ich nun auf dem Morgengebirge der Vogelscheuche gegenüber.*

12

*Die Menschen haben das große Theater erfunden,
das donnernde Rund der Komödie,
wo der Gemeinschaftsbauch von innen gerührt wird*

mit den großen Schlägeln des Lachens.
Groß springt die Nase aus den Kulissen hervor.
Der Narr amüsiert mehr noch als der Weise,
wenn er starr in der Luft stehenbleibt
und mit der Schere der Beine die Witze schneidet.
Die mondbusige Dicke mit dem guten Herzen,
um das sie ein Scharlachtuch wickelt,
lockt unsre Augen aus den Höhlen,
wenn sie ihre hausbackenen Ratschläge
mit dem Öle der Ewigkeit bestreicht.
Der Dünne, den die Melancholie vor einen gelben Hintergrund zeichnet,
tanzt vor dem aufgezogenen worderasselnden Wecker,
der immer falsch geht – sich aber nichtsdestoweniger dünkt.
Wer schämt sich des Buckels, des Eierkopfes, der hängenden Lippen?
Jeder Mime drängt ganz ganz ganz zu sein, was ihm die Komödie vor-
Der Böse birst von den Lachsalven auseinander, [schreibt.
sucht die schwarzen Fetzen zusammen,
zeigt uns seine glatte breitwandige Büffelstirn,
hebt seinen Finger und schreibt auf solche lebende Tafel
langsam die Worte:
Bosheit ist Torheit.
Und er verschwindet zwischen den tanzenden Paaren.

NACH DEN „DUINESER ELEGIEN“

Zum 30. Todestag Rainer Maria Rilkes

Nach den „Duineser Elegien“ sind noch einige Gedichte entstanden, in denen Rilke versucht, auch noch über die zwiespältige Situation hinwegzukommen, in die ihn sein unüberwindliches Distanzverhältnis – das er, wie wir wissen, als schöpferisches Prinzip betrachtete – zu dem Menschen als Nachbarn und zu den Aufgaben des Lebens als Gestaltungsprinzip des Daseins gedrängt hatte. Die Auseinandersetzung trat nun – nach dem Verzicht, selbst gestaltbildend und aktiv in die existentiellen Vorgänge des Lebens einzugreifen und alle Entscheidungen im Bereich der Verwandlung den Engeln zu überlassen – in das Stadium der akuten Krise. Die Krise betraf auch die Möglichkeit der Frage, in die alles Fragen münden mußte, der Frage nach der letzten Notwendigkeit des Fragens überhaupt. Da dem Menschen alle Entscheidungen abgenommen waren, blieb nur noch die Unterwerfung unter das magische Gebot fremder übergeordneter Mächte, die jede Möglichkeit eines Dialogs ausschlossen. Die unbeantwortete Frage nach dem Recht des Fragens, nach der Notwendigkeit des Weiterfragens, auch in der Enklave eines imaginären Kosmos, immer unzugänglich dem klärenden Bewußtsein einer Sinnggebung, drängte sich mit gebieterischer Gewalt in den Vordergrund des dem Dichter verbliebenen Raumes. Im Rahmen der immer begrenzter werdenden Möglichkeiten, sich den andrängenden dämonischen Mächten zu stellen, mußte er eine erneute Dialektik der Konfrontierung entwickeln, um sich und seine menschliche Existenz, die gleichzeitig seine dichterische Position einbezog, zu behaupten. Es trat nun, nach der erwarteten Atempause, die das „Amen“ der Elegien einzuleiten schien, eine den Bestand der in den Elegien gewonnenen Erkenntnisse gefährdende Problematik in das Spannungsfeld der schon allzu lange währenden Krise: Die Frage nach dem Sinn und dem Recht des Fragens. Es war die unausweichliche Konfrontierung seiner Erkenntnisse, denen er als Dichter Weltgeltung zu verschaffen sich berufen wähnte und worin er den alleinigen Sinn seiner prophetischen Sendung sah: mit dem Rest der Freiheit eine eigene von den Engeln unabhängige Entscheidung zu treffen. Die Tiefe des Zweifels traf einen geschwächten, von Visionen heimgesuchten und geschüttelten Organismus. Rilke war nach den Elegien nicht mehr fähig, dem Ansturm der Fragen einen ent-

sprechend starken Bestand an physischen Reserven und Willenskräften entgegen zu werfen.

Eine neue Frage, die sich ihm aufdrängte und die aus der Grundhaltung der Elegien resultierte, die also einmal kommen mußte, war ganz eindeutig aus der Absage an das Priesteramt des Dichters hervorgegangen. Sie folgte wie der Frost des Winters auf die farbige Pracht des Herbstes, der die täuschenden Blumen des Todes aus der Müdigkeit des reifen Jahres aufschießen läßt. Die Forderung, die wir an die Kunst, an das beschwörende Wort des Dichters knüpfen, nämlich daß das einzige Kriterium der Kunst darin zu suchen ist, ob sie vor dem Maßstab der Zeit besteht, war für Rilke mit den „Duineser Elegien“ endgültig abgetan. Dieser Maßstab, der noch ausschließlich für die „Neuen Gedichte“ galt, die unter dem wachen Auge Rodins und dem plastischen Formwillen körperlicher Nähe und greifbarer Gestalt geschaffen wurden, war mehr und mehr hinter dem selbstherrlichen Wunsche, Aussagen für die Ewigkeit zu machen, zurückgeblieben. Der Dichter der Elegien war zum Mund der Verwandlung geworden. Die Verwandlung war ein Prinzip außermenschlicher Mächte. Der Dichter gehorchte ihrem Wirken, er schuf im Diktat, war ein Funktionär im höheren, unverbrauchten Sinne dieses Wortes. Er wartete geduldig auf die Befehle, empfing sie in Demut und gab sie ehrfürchtig weiter. Dabei war es nicht entscheidend und hatte es ihn nicht zu kümmern, ob die Menschen sie vernahmen, ob sie ihm folgen konnten. Er war, was immer auch kam, ein Diener der Engel, die den Dichter als einzigen Zeugen aufriefen, die seltsame Botschaft von der Verwandlung des Sichtbaren in Unsichtbares in die Sprache der Menschen zu übersetzen. In diesem Abschnitt seines Schaffens begriff sich Rilke als Mittler zwischen Mensch und den dämonischen Mächten, die er nur noch in den seltensten Fällen als göttliche Mächte erkannte. Das Wort „Gott“, einst Inhalt seines stummen Gebetes und Gefährte seiner Wanderschaft zu den Blumen und Geschöpfen des Franziskus, entschwand immer mehr aus seinem Vorstellungsbereich. Die Dämonen hatten Gott verdrängt, die Engel seine Spur im Bewußtsein des Dichters gelöscht. Der Schatten Ariels geisterte wieder durch seine Erinnerung. Die Frage, die sich, unter dem Aspekt der Elegien, erneut und gewandelt, belastet mit den einsamen Erkenntnissen der Sturmnächte von Muzot, dem Dichter stellte, war nun diese eine alles in Frage stellende Frage: war es dem Dichter weiterhin möglich, absolute Normen für Seinswerte zu setzen, da er doch das Amt des Priesters, das Amt Mittler zwischen Mensch und Gott zu sein, nicht mehr nach freier Entscheidung ausüben konnte, da er doch auf den Anruf seiner guten oder bösen Dämonen angewiesen war?

Diese letzte Frage, in der sich Rilke dem Dasein stellte, in der er noch einmal mit überwältigender Eindringlichkeit das Instrument seiner Sprache

einsetzte, um die Konturen seines Fluchtweges abzutasten und sichtbar zu machen, griff nach seinem Leben, sie griff nach seinem Lebensnerv. Dahinter gab es kein neues Wunder. Die Frage lautet: Ist es für den Dichter, der sich soweit von der Nachbarschaft des Bruders im Menschen entfernt hatte, noch statthaft, im Namen des Menschen zu sprechen? Kann er noch vom Weg des Menschen zeugen? Oder ist er bereits ein Abgeschiedener? Hatte sich der Traum des „Florentiner Tagebuchs“ für ihn erfüllt, der ihn als Prophet an die Spitze seines Volkes stellte? Oder war der Verzicht die letzte Weisheit des Sehers, dem nun nur noch bestimmt war, in ohnmächtiger Verzweiflung zu erblinden oder in Schönheit zu sterben? Rilke ist dieser furchtbaren Auseinandersetzung mit dem Sinn schöpferischer Produktion nicht ausgewichen. Da ist seine Größe und, wenn wir den Gewinn für uns aufrechnen, die endgültige, feste, nicht mehr zu revidierende Grenze seiner Größe. Er hat diese Grenze abgesteckt und hat darauf verzichtet, sie zu überschreiten. Denn das hätte volle Umkehr bedeutet. Das hätte ihn zu uns, den Menschen, zurückgeführt. Die Antwort auf die schrecklich bohrende Frage ist der Verzicht, ist die Entsagung. Im Blick auf die Menschen entschied er sich eindeutig und unwiderruflich gegen die Menschen. Er wählte das Chaos. Die Form, in die er seine Entscheidung kleidet, ist die Chiffre. Wieder hüllt er das Skalpell des Grauens in den weichen Samt seiner geschmeidigen Worte. Die Antwort hat ihn selbst tief getroffen, sie hat ihn bis ins Mark verstört. Das absolute Dichtertum, das mit der Forderung korrespondiert „Der Dichter muß sich soviel wie möglich vom Erleben zurückziehen“, führt in den Untergang, in die schizophrene Spaltung, in den Wahnsinn, in die Katorga des Leidlands. Sein Äquivalent im Bezirk der künstlerischen Form ist die Chiffre als abstrakte Lösung nihilistischer Erkenntnisse, die auf dem Fluchtweg in den Mythos liegen und sich dem Dichter als letzte Aussagemöglichkeit anbieten. Die Antwort hat ihn von dem Frieden der Elegien meilenweit weggeschleudert hinaus ins Unbehütete, Ungewisse, Leere. Denn sie lautet: die Arbeit des Sisyphus, das Werk des Prometheus ist *sinnlos*.

Das Gedicht, in dem Rilke diese Antwort gibt, ist das nachgelassene Gong-Gedicht. Ein Mirakel für den, der mit Rilke in dem Zauberkreis der Elegien verharren möchte. Ein Monstre für den, der mit Rilke über die Grenze des Daseins in die Katakomben der Verzweiflung und des Verzichts hinabsteigen möchte. Ein Schlüssel für die Chiffren eines Dichters, der sich der Magie verschrieben hat. Der Spur dieses aufschlußreichen Gedichts – aufschlußreich für den, der nicht gewillt ist, bei dem Geheimnis eines Menschen haltzumachen oder zurückzuweichen vor den Fakten, die die klaren Erkenntnisse der vernunftgemäßen Analyse zu verwirren drohen – müssen wir folgen, um zu Rilkes letzten Erkenntnissen vorzustößen und seine Antwort zu begreifen.

Fritz Dehn hat sich in seinem tiefschürfenden Essay im „Orbis Litterarum“

ehrlich, aber fragmentarisch bemüht, wenigstens eine provisorische Deutung der Fakten zu geben und Licht in das Dunkel der Zeit nach den Elegien zu bringen. Wir können ihm einen Steinwurf weit auf dem Wege in die luziferische Nacht des Dichters folgen, wenn auch als Prämisse vorausgeschickt werden muß, daß auf diesem makabren Weg ins Dunkle alle Helligkeit von dem Bilde des Engels gewichen ist und daß der Einsame in der Nacht nur noch seinem eigenen inneren Lichte zu folgen vermag.

Rilke schrieb dieses entscheidende Gedicht in einem Zeitpunkt, da der Zwiespalt in ihm schon zugunsten der Nacht entschieden war, da die Ab-sage an den Dichter als Propheten bereits als irreparabler Bruch in ihm zur Gewißheit geworden war. Von diesem Aspekt letzter auswegloser Krise her nähern wir uns dem Geheimnis dieses Gedichts („Gong“):

*Nicht mehr für Obren . . . : Klang,
der, wie ein tieferes Obr,
uns scheinbar Hörende, hört.
Umkehr der Räume. Entwurf
innerer Welten im Frein . . .
Tempel vor ihrer Geburt,
Lösung, gesättigt mit schwer
löslichen Göttern . . . : Gong!*

*Summe des Schweigenden, das
sich zu sich selber bekennt,
brausende Einkehr in sich
dessen, das an sich verstummt.
Dauer aus Ablauf gepreßt,
um-gegossener Stern . . . : Gong!*

*Du, die man niemals vergißt,
die sich gebär im Verlust,
nicht mehr begriffenes Fest,
Wein an unsichtbarem Mund,
Sturm in der Säule, die trägt,
Wanderers Sturz in den Weg,
unser, an Alles, Verrat . . . : Gong!*

Es kann uns bei der Analyse dieses Gedichts nicht um eine detaillierte Interpretation der Chiffren gehen, die Fritz Dehn bereits weitgehend, mit großer Einfühlungsfähigkeit in den Komplex Rilkeschen Denkens, entschlüsselt hat. Das Irritierende und uns – im Hinblick auf die verklärte und befriedete Situation der Elegien – Verwirrende ist die panische Unruhe

und die erneute Intensivierung der Angst, die aus den kühnen Bildern, Vergleichen und Formulierungen dieses rätselhaften Gedichts sprechen. Die erneute Absage an die Möglichkeit sinnvoll gelebten Lebens im Bereich menschlicher Ordnungen nimmt in steigendem Maße, je mehr sich das innere Geschehen dieses Gedichts mit seiner ganzen Schwere auf das Gewissen des Dichters legt, den Charakter einer konzentrierten Phobie an. Die einzelnen Phasen der Erkenntnis kulminieren um die leitmotivisch durchgezogene und immer wieder abgewandelte Einsicht, daß der Mensch wie ein ziellos schweifender Stern inmitten ungelöster Welträtsel umherpendelt und eine irrsinnige Spur durch die konfliktgeladene Atmosphäre zieht. Dieses Gedicht ist in seinen entscheidenden Passagen das resumierende Eingeständnis menschlichen Unvermögens. Die Erkenntnis der Ausweglosigkeit seines Beginnens, Ordnungen für etwas absolut Chaotisches und Unfaßbares zu setzen. Es ist in seiner letzten Konsequenz die Absage an die Aufgabe des Dichters, die kosmische Ordnung mit ihren Gegebenheiten interpretieren zu können. Dieses Gedicht ist in der Tat, wie Fritz Dehn festgestellt hat, in seiner wesentlichsten Aussage ein „Destillat“ im Sinne einer leidend empfundenen „Evokation des Negativen“. Und es ist eine sich immer zum Ende hin steigende Evokation des Negativen, eine ausschließliche, kompromißlose Negation im Gegensatz zu den früheren mit den Schlußzeilen des Gong-Gedichts korrespondierenden Aussagen in der „6. Elegie“ und im „Östlichen Taglied“.

Der Verrat an allem, der Sturz des Wanderers – und wer anders ist dieser Wanderer als der Dichter selbst, dieser eine Dichter, der so lange Prophet war und für alle sprach, dessen Wort Mund des Gottes war, Orpheus und der Engel Stimme und damit Gesang, Gesang als Sendung –, ist nun ein absoluter, ein durchgehender Bruch, ein sichtbares Symptom des Verfalls, des Untergangs, der letzten Weigerung, noch eine sinnvolle Aufgabe für des Menschen Weg zu erkennen. Er ist nicht mehr zurückzunehmen. Er ist Verzicht und Absage zugleich. Er ist die Kapitulation des Dichters vor dem unverstandenen und unabwendbaren Fatum. Es ist die Unterwerfung Rilkes unter seine Dämonen. Er hat alle Möglichkeiten ihrer Äußerung in diesem Gedicht zusammengefaßt, er hat ihnen noch einmal ins gnadenlose Auge geblickt. Er faßt diese Vision ihrer immer gegenwärtigen Existenz in den Schlußzeilen zusammen:

*Sturm in der Säule, die trägt,
Wanderers Sturz in den Weg,
unser, an Alles, Verrat . . . : Gong!*

Der Sturz des Wanderers in den Weg ist gleichgültig, und der Verrat an allem ist nach diesem Sturz die Antwort des Gestürzten. Aus ihr resultiert keine läuternde Auswegmöglichkeit, es blüht keine reinigende Flamme. Es

gibt hier in diesem Punkt keine differierenden Auslegungen, keine die Wunde stillenden Trostsurrogate. Rilke verzichtet auf jeden Trost, da er seit langem erkannt hatte, daß jeder Trost eine Trübung der klaren Einsicht in das Leid bewirkt, eine Haltung, die der duldenden Demut, auch den größten Schmerzen und Prüfungen gegenüber, widerspricht. Rilke hatte sich für das bedingungslose Einsehen der makabren Daseinssituationen entschieden. Hier wird es noch einmal in der unzweideutigen Kompromißlosigkeit einer manifesten Sinngebung im Gedicht von ihm ausgesprochen. Er zeigt die Situation des Dichters im Wundbett des Verfalls bürgerlicher Daseinsgestaltung. Es ist in diesen kühnen Bildern eine letzte Inventur aller Normen und Werte gerafft und verhalten, wie es dem lyrischen Gefälle Rilkeschen Gedichts entspricht. Und Rilke sieht sich in diesem Wundbett. Er gibt sich preis. Er verkündet den Ausverkauf der Mythen. Welche Steigerung zum Absoluten hin seit dem „Östlichen Taglied“, das den Verrat den Liebenden vorbehielt, aber noch nicht auf jede Möglichkeit menschlicher Beziehung als Einsicht ausgedehnt werden wollte, wenn er damals zehn Jahre vor dieser letzten Aufrechnung ebenfalls summiert: „Unsere Seelen leben von Verrat!“

Da galt es den Liebenden, die im Morgengrauen schon wieder bereit sind, ihren Liebesschwur zu brechen. Es ist in diesem Gedicht etwas wie ein Wetterleuchten, das die kommende Nacht ankündigt, die Nacht und die fernen Gewitter, in deren Blitzen der abstrakte Engelskult der Elegien wegschmolz, in dem Rilke den Blick zurückwenden mußte auf die durchschrittenen Stationen seiner Passion. Die Passion: das war die Konfrontierung mit dem Engel der Elegien, der ein außermenschliches Maß an die Arbeit des Dichters legte. Wieder fällt ihm in dieser Gegenüberstellung die Rolle des Verräters zu. Schon ist der Klang der Aussage härter, schon zeichnen sich die Ahnungen ab, die es ihm eines Tages zur absoluten Gewißheit werden lassen, daß sein Amt der Verrat an der Aufgabe des Dichters war, daß sein Weg, der Weg ahasverischer Wanderschaft, zum Sturz in die Nacht führen mußte:

*Wir aber verweilen, ach, uns rühmt es zu blühen,
und ins verspätete Innre unserer endlichen Frucht
gehn wir verraten hinein.*

Noch ist in diesem Stadium der Entwicklung eine schöpferische Pause möglich. Noch gibt es ein Verweilen auf diesem Wege des Wanderers, noch kommt sein Werk zur Blüte; wenn auch verspätet, aber endlich wird diese Blüte eine Frucht tragen. Wenn auch der Mensch allein dem chaotischen Andrang der Gesichte gegenübersteht und verraten – was hier soviel besagen will wie hilflos – dem Übermächtigen gegenübersteht. Aber die Elegien waren ja die Suche nach einem Ausweg, sie wollten dem gefähr-

deten Menschen und den von ihm verratenen Dingen und Geschöpfen den Ausweg ins „Offene“, in den „Weltinnenraum“ frei halten, wo es den Engeln überlassen blieb, die Entscheidung zu treffen, was und wie die Formen vergänglichen Daseins in das Ewige, Unzerstörbare hinein verwandelt werden könnten, wie Sichtbares in Unsichtbares verwandelt werden könnte ohne Zutun des Menschen, der auf der Erde erst vor der langen schwierigen Aufgabe steht, die Kunst der Verwandlung zu erlernen. Also keine Absage an des Menschen Tun. Kein letztes Fazit. Vielmehr ein Kredo an die Möglichkeit, doch noch den richtigen Weg aus dem Engpaß des Vergänglichen ins Freie himmlischer ewiger Ordnung zu finden.

So entschied sich Rilke in der Zeit der Elegien. Und wer das befreite Aufatmen nach dieser Entscheidung, die Leichtigkeit seines unbeschwerten Lebens in der Pause der Erschöpfung, nachdem ihm das Wort „Amen“ den Frieden zu bringen schien nach dem qualvollen Ringen mit dem Dämon, wer diese Reaktion als Ende eines langen Weges sehen wollte, der verkannte die Gefahr, in der dieser ins Abseitige verlorene Dichter schwebte, die er immer wieder herbeirief, die er nie bannen konnte, die nur schlief, nur lauernd ihn bewachte, solange er nicht den Weg des Menschen ging, den Weg der Bruderschaft, der allein von der Übermacht der Dämonen befreien kann, der die Abwendung von der mythenbildenden Fluchtlösung vorausgesetzt hätte.

Im Gong-Gedicht gibt Rilke beides preis: Mensch und Mythos. Er hat die mit den Elegien aufgeworfene Frage nach dem Sinn schöpferischer Aussage in diesem Gedicht klar und eindeutig beantwortet. Die Antwort läßt keinen beschönigenden Kommentar zu. Er hat jeden Rückweg ausgeschlossen. Es ist die absolute Absage an die schöpferische Produktivität überhaupt. Alles, was hinterher noch kam, hatte nicht mehr die uneingeschränkte Bedeutung der persönlichen Konfession, war Perfektion, war Können, war Nachhall eines Virtuosen, der sein Instrument beherrscht, der es nicht über sich bringen kann, es zu zerschlagen, obgleich er ihm keine neuen Töne mehr zu entlocken vermag.

Im Gong-Gedicht besticht nicht die Virtuosität oder die Nuance. Es überzeugt allein, zusammen mit der formalen Perfektion, die Unnachgiebigkeit in der Erkenntnis eigenen Versagens. Und um dieses Versagen glaubhaft zu machen, zieht Rilke alle Register seiner uns vertrauten Begriffsskala. Auch die „im voraus verlorene Geliebte“ assistiert dem Wanderer auf seinem schweren Weg, von dem es keine Umkehr gibt – außer der abstrakten Dialektik der „sainte loi du contraste“, des „heiligen Gesetzes von den Gegensätzen“, das in diesem Gedicht ebenfalls zur Interpretierung herangezogen werden muß –: „Du, die man niemals vergißt, die sich gebär im Verlust.“ Aber das Fest ist in diesem Stadium der Passion des Menschen

nicht mehr zu begreifen, heißt es gleich hinterher. Die Götter, nicht mehr angesprochen seit langem, in den Elegien über die Engel erreichbar, sind wieder ferner geworden, sind wieder zurückgetreten und ins Unbegreifliche emigriert, in die Tempel, „schwer löslich“. Alles Entwirrte, alles Begriffene, alles Gelöste, verwirrt sich erneut, entzieht sich erneut unserem Begreifen, wird wieder „schwer löslich“. Das ist Melodie und Wesen dieses „schwer löslichen“ Gedichts, um das sich Fritz Dehn verdient gemacht hat, obgleich wir nicht zustimmen können, wenn er die Krise, in der Rilke sich während der Niederschrift befand, für eine vorübergehende Krise, für eine heilbare Schwäche hielt, angeregt möglicherweise durch eine nur augenblickliche Enttäuschung. Der Riß geht durch seine ganze Dichtung. Und wir haben die bedeutendsten Zäsuren in diesem Verfallsprozeß auf ihre weitreichende Wirkung hin abgetastet. Rilke gibt hier die Summe seiner Erkenntnisse ohne jede Möglichkeit des Ausweichens für ihn und uns, für den Empfangenden und Kritiker gleicherweise verpflichtend. Aber gehen wir ins einzelne. Man soll uns nicht der Sorglosigkeit zeihen, wenn es um ein Anliegen von solcher entscheidenden Tragweite im Bezirk des Geistigen geht...

„Des Wanderers Sturz in den Weg.“ Fritz Dehn sagt dazu: „Wir sind im sakralen Raum esoterischer Erfahrung.“ Wir sagen: Des Wanderers Sturz in die Nacht ist eine Entscheidung, von der es keine Zurücknahme in den Raum menschlicher Zielsetzungen mehr gibt. Orpheus, den Eurydike rief. Das ist eine Haltung, deren konsequente Absage an die gewohnten Maßstäbe menschlicher Verständigung keine weiteren Kontroverse zuläßt. Es gibt von dem Sturz, der auf den „Verrat an allem“ erfolgt, keine Revision mehr in Richtung einer Wiedergeburt. Das Gedicht ist Rilkes Abschied von dem Bild des Menschen. Das gilt es zu erfahren. Vor dieser letzten Einsicht scheut Fritz Dehn zurück. Er gibt zu, daß der Dichter dieser „letzten Strophe eine völlig unerwartete Wendung gegeben“ hat. Er gibt aber nicht zu, daß der Drehpunkt dieser Wendung das Werk des Dichters ins Außermenschliche, das wir als das Unmenschliche erkennen, abgleiten läßt. Er mildert diesen Eindruck mit der ihm eigenen Dialektik der Halbheiten. „Man wird nicht ohne ein leises Befremden gewahr: dies Gedicht, etwas wie einen Vorweltraum des Innen, eine esoterische Welt aufschließend, läßt auf dem Umweg über das Liebesthema den Weg des Dichters fragwürdig erscheinen.“ Auf diese Fragwürdigkeit kam es Rilke ja gerade an. Dehn folgert weiter, wieder mit der Einschränkung einer möglichen Rücknahme des Entschlusses von seiten des Dichters: „Indem Rilke das ‚Offene‘ (Chiffre für den Weltinnenraum, den wir als Fluchtweg in den Mythos analysiert haben. P. J.) proklamierte, entschied er sich genauso wie André Gide gegen die Wahl, gegen die Entscheidung. Eine eminent dichterische Negation, um deren tragische Auswirkung für sein Menschsein Rilke mindestens zuweilen Bescheid wußte.“

Nicht zuweilen. Immer, und nach den Elegien ganz ohne jeden Zweifel, war sich Rilke der unheilvollen Isolierung bewußt, in die ihn sein Mythos verstieß. Denn nun hebt er auch die Sonderstellung auf, die die Frau in seinem Kosmos solange innehatte (es ist nicht begründet, daß die schöne Comtesse de Noailles hinter dieser letzten Enttäuschung steht und unmittelbare Ursache seines Verzichts auf Leben war). Sicher ist, daß er das „nicht mehr begriffene Fest“, die Sinnlosigkeit menschlicher Beziehung, die bisher lediglich für den Mann als unvollkommenen Liebespartner galt, nun auch auf die Frau angewendet wissen will. Auch sie sieht er jetzt – nach dieser letzten Erfahrung – nur noch unverständliche Dinge tun. Auch sie erreicht den Dichter nicht mehr in seinem inneren Exil.

In diesen Zusammenhang gehört die Äußerung, die Rilke zu Magda von Hattingberg in dem folgenschweren Puppen-Dialog machte, der auch mit dieser Vertrauten einen bevorstehenden Bruch ankündigt: „Mein Leben ist im Menschlichen irgendwie verwirkt.“ Dieser Ausspruch korrespondiert wieder mit dem viele Jahre früheren, noch dunkel im Andeuten belassenen Ausspruch, der wie eine Chiffre bereits den absoluten Verzicht auf jede Möglichkeit eigener freier Entscheidung enthält und der von Katharina Kippenberg überliefert wird: „Mein Schicksal ist, kein Schicksal zu haben...“ Wer so argumentiert, schließt jede freie Willensbildung im Sektor souveräner Entscheidung aus. Und mit dieser „Entscheidung gegen die Entscheidung“ korrespondiert die Hybris im Bereich dichterischer Aussage, die bis zum Gong-Gedicht die Ausschließlichkeit der Prophetie für sich beanspruchte. Die Hypertrophierung seiner Sendung, Mittler zwischen Mensch und Gott zu sein, wird, bevor der unheilvolle Bruch des Erkennens ihn als ziellosen Wanderer in den Weg schleudert, immer wieder betont, wenn er Mensch und Kunst voneinander trennen möchte und mit zweierlei Maß bewerten zu können glaubt: „... Aber meine Kunst ist rein – in meinem Haus stehen die Säulen wie die Stämme des Waldes, und in den Bildern der Vorhänge ist kein Faden, der nicht in den echtsten Farben schön geworden wäre. Wie muß Gott bei mir gestanden haben, daß ich das sagen darf.“ Maßlose Überschätzung seines künstlerischen Auftrags gehen in dieser Phase seiner Entwicklung Hand in Hand mit der Absage an seine menschliche Verpflichtung. Er ist ein Werkzeug Gottes, das enthebt ihn jeder Verpflichtung im Raum menschlicher Bezugnahme. Es ist die konsequente Folge seiner Flucht in den Mythos, die Hypertrophierung seiner Existenzangst in der mythologisierenden Dialektik der „sainte loi du contraste“, in diesem Gedicht als „Umkehr der Räume“, als Verhaltensweise der Ausweglosigkeit von uns erkannt.

Fritz Dehn entgehen diese letzten Folgerungen, weil er Rilkes Isolierung, die hier absolut erscheint, aufsprengen möchte, weil sein eigener humaner Idealismus einen Ausweg aus der Existenzkrise sucht, in der er seinen Men-

schenbruder gefangen sieht. Diese irreparable Krise zwingt den Interpreten zum Mitleiden. Auch wir sind Rilke in seine Katorga gefolgt. Aber wir bleiben ihm auf den Fersen. Uns geht es um die ganze Wahrheit. Wir haben von ihr nichts zu fürchten, weil wir mit Rilke nicht ein Idol oder einen tragenden Pfeiler unseres Weltbildes einbüßen.

Die „Summe des Schweigenden“ und „brausende Einkehr in sich dessen, das an sich verstummt“, kommentiert Dehn sehr einleuchtend mit der Feststellung, daß in dem orphischen Raum, in den der Mystiker und Magier Rilke jetzt eingetreten ist, „der Weltprozeß stillgelegt zu sein scheint“. Das für den Abschnitt der „Duineser Elegien“ und der „Sonette an Orpheus“ gültige Erkenntnisprinzip der schöpferischen Verwandlung (wofür wir Rilke lieben konnten!): „Wolle die Wandlung. O sei für die Flamme begeistert“, ist nun außer Kraft gesetzt. Damit fällt der Mythos der Verwandlung als Sinngebung des Daseins. Die Nacht bricht an, in der sich Nietzsche durch den Wahn der Verantwortung entzog. Fritz Dehn resumierte weiter: „Wir sind in einem Totenreich . . .“ Das ist die Entscheidung gegen die Entscheidung, die Rilke im Vollzug dämonischer Gewalten als antihumanen Auftrag fällt. Er macht sich zum Sprecher des Chaos, der Mund seines Gottes schweigt. „Totsein ist: das in uns umgekehrte Brennen unsres Temperaments.“

Im Rahmen des Gesetzes des Widerspruchs ist jede Umkehrung möglich. Das Absurde dominiert. Die Methode des Ausweichens vor der Verantwortung wird nun zum Prinzip erhoben. Das Mittel, mit der sie sich installiert, ist die Chiffre. Rilkes Absage an das Leben ist der Schlüssel unserer Interpretation, mit ihm sprengen wir den Kerker seiner Flucht. Dieses Fazit, das Dehn nicht zu ziehen wagt, das er aber als logischen Schlußstrich unter dieses Gedicht zu setzen gezwungen ist, muß „in den Ohren aller fast unerträglich klingen“. Wir haben den Mut, es auszusprechen. Unsere Analyse ist dieser gottlose Gesang, dem es dennoch nicht an Ehrfurcht vor des Dichters qualvoller Verstrickung mangelt.

Östliches Taglied

*Ist dieses Bette nicht wie eine Küste,
ein Küstenstreifen nur, darauf wir liegen?
Nichts ist gewiß als deine hoben Brüste,
die mein Gefühl in Schwindeln überstiegen.*

*Denn diese Nacht, in der so vieles schrie,
in der sich Tiere rufen und zerreißen,
ist sie uns nicht entsetzlich fremd? Und wie:
was draußen langsam anhebt, Tag geheißen,
ist das uns denn verständlicher als sie?*

*Man müßte so sich ineinanderlegen
wie Blütenblätter um die Staubgefäße:
so sehr ist überall das Ungemäße
und häuft sich an und stürzt sich uns entgegen.*

*Doch während wir uns aneinanderdrücken
um nicht zu sehen, wie es ringsum naht,
kann es aus dir, kann es aus mir sich zücken:
denn unsere Seelen leben von Verrat.*

Rilkes Grundhaltung den Erscheinungen des Daseins gegenüber war, wie es Bert Herzog in seinem Kommentar zu Romano Guardinis neuem Werk über den Dichter betonte, narzißtisch. Das galt auch für Entscheidungen, die nicht im Sektor erotischer Anormalität zu suchen sind. Es galt immer für seine Dichtung. Es galt im besonderen für das Gong-Gedicht, das den Charakter einer letzten Verfügung, einer Messe bekommt, wenn man die Fakten psychologisch interpretiert. Rilke hat hier über den Bestand seines Werkes Gerichtstag gehalten, und er hat es verworfen, das muß betont werden.

Der Narzißmus war die notwendige Reaktion seines Versagens im Bezirk des menschlichen Gesprächs. Homosexualität und Enttäuschungen, Hypertrophierung des Ichs und Verlagerung des Eros auf die Ebene der mönchischen Entsagung, auf die Ebene der geistigen Berufung, Zwangscharakter der Priesterschaft und Flucht vor der Auseinandersetzung mit der Realität, die aufgeschlagenen Hände beim Anblick einer begehrenswerten Frau, sind die Entsprechungen narzißtischer Verkrampfung. Sie exemplifizieren die abseitige Geisteshaltung eines kompletten Psychopathen. Rilke wußte davon. Er sprach es aus mit den schicksalsschweren Worten: „Mein Leben ist im Menschlichen irgendwie verwickelt.“

Das Wissen von seiner Schicksalslosigkeit, ein Ausspruch, der nur wieder das Bewußtwerden seiner Isolierung umschreiben soll, hat sein zerquältes, geschraubtes und immer problematisches Verhältnis zu seinen Mitmenschen bestimmt. Der groteske Fall, daß ein Dichter, der in seinem Katalog über tausend Briefempfänger notiert hatte, ohne wirkliche Bindungen auskam, erscheint paradox, wenn man Rilkes Selbstliebe in Abzug bringt. Das Motiv des Narziß, immer wieder in seine Dichtung aufgenommen, sagt mehr darüber aus, als die Scheinfreundschaften seines umfangreichen Briefwechsels glaubhaft zu machen scheinen. Auch diese Briefe waren im wesentlichen der Monolog eines Einsamen, der sich vor dem Verrat der Liebe fürchtete und das Bett der Gemeinsamkeit mit den in abwehrendem Schrecken vor sein Gesicht gehobenen Händen mied. In diesem Zusammenhang ist eine Briefstelle aus einem Brief an Lou Andreas-Salomé aufschlußreich, der er mehr

anvertraute als allen anderen Menschen, die ihm begegnet sind: „Es steht schlecht mit mir, wenn ich auf Menschen warte, Menschen brauche, mich nach Menschen umsehe: das treibt mich nur noch tiefer ins Trübere und bringt mich in Schuld. Sie können ja nicht wissen, wie wenig Müh im Grund ich mir mit ihnen gebe und welcher Rücksichtslosigkeit ich fähig bin . . .“ Rilke betrachtete das Tabu seiner Zurückgezogenheit in den Stunden quälerischer Selbstanalyse, die ihn zur Wahrhaftigkeit zwangen und in den schmerzhaft klagenden Briefen an Lou den Grundtenor bestimmten, durchaus als leidvollen Verzicht. Das Gong-Gedicht ist die stärkste Ausprägung dieses Monologs mit der Einsamkeit im Bereich dichterischer Gestaltung.

Hier finden wir den Ansatzpunkt und den Hebel, um mit gleicher Konsequenz mit Fritz Dehn ins Gericht zu gehen. Fritz Dehn hat, des „Wanderers Sturz in den Weg“ interpretierend, vorsichtig argumentiert: „Rilke hat sich hier nicht recht gegeben, vielmehr hat er, wenn auch nur für die Dauer eines Augenblicks (?), den Stab über sich gebrochen. Wir kennen solche Einbrüche und Verzweiflungen bei ihm, und es hängt vom Standort jedes Rilke-Forschers ab, wieviel Gewicht er ihnen beimessen will!“ Nun, wir messen ihnen sehr viel Gewicht bei, weil wir aus ihnen die Symptomatik des Verfallscharakters eines dichterischen Werkes ablesen, eines Werkes, das uns nicht gleichgültig sein kann, weil es weltweite Wirkung erzielt hat und in seiner Substanz noch weiterwirkend tätig ist. Aber wir müssen vorweg die Widersprüche in Dehns Kommentierung aufdecken, die immer noch die Möglichkeit einer neuen „Rilkeana“ und einer Kultbildung zulassen. Wir sind an der völligen kompromißlosen Aufklärung der Zusammenhänge interessiert. Uns ist die Rilke-dämmerung lieber. Dehn gibt zu, daß die Einbrüche und Verzweiflungen bei Rilke nicht eine einmalige Erscheinung waren, denn er spricht in der Mehrzahl von ihnen. Aber dann nimmt er diese richtige Erkenntnis im vorhinein zurück, wenn er beschönigend das „Helmzerbrechen“ des Gong-Gedichts auf die Dauer eines Augenblicks beschränkt wissen möchte. Er will also nicht zugeben, daß sich hier ein flagranter, lange vorbereiteter Bruch in dem ganzen Wesen des Dichters vollzogen hat. Rilke hat niemals, und *das* ist seine Größe, eine Aussage zurückgenommen. Jede Aussage im Dichterischen hat den Charakter der persönlichen Konfession, wie Bert Herzog sehr klar entschieden hat. Nie hat Rilke vorbehaltloser eine Entscheidung getroffen als hier in der „Evokation“ seiner negativen Demaskierung. Er hat sich preisgegeben. Und Dehn macht sich Rilkes Dialektik vom heiligen Gesetz des Widerspruchs zu eigen, wenn er Rilkes „elegischer Klage über verlorene Stunden, Tage oder Jahre“ ihr absolutes Signum mit dem rehabilitierenden Prädikat der „Größe“ solchen Verhaltens und solcher Aussage nehmen möchte: „Rilkes leidenschaftliche Verse treffen nicht die Unproduktivität, sondern die *Produktivität*, und das ist ihre erschreckende Größe . . .“

Erschreckende Größe? Der Nihilismus, die Anarchie, der sinnzerstörende Wahnsinn eines von seiner Phobie besessenen Dichters wird als „erschreckende Größe“ deklariert! Weiter oben hat Dehn erkannt, daß für Rilke „die Essenz des Dichtertums zum Verrat an der Existenz“ führt. Er hat erkannt, daß es den Dichter, dessen Weg den Menschen meidet, der, ohne Volk und ohne Widerhall im Volk, im Exil seiner Mythen eingeschlossen lebt, zum Verrat an der Aufgabe des Dichters führen muß. Die Katorga des Leidlands, in die die völlige Isolierung Rilke verschlug, war die berechtigte Rache des Lebens für soviel Blindheit eines Dichters, der vorgab, dieses Leben zu rühmen, indem er sich den lebendigen Auseinandersetzungen seiner Zeit versagte. Vor dieser Situation verschließt Dehn die Augen, indem er ihr Augenblickscharakter geben möchte. Er manipuliert mit dem Rilkeschen Terminus der „Umkehr der Räume“. Uns geht es um den ganzen Komplex. Wir legen die Arterien bloß und begnügen uns nicht mit der dialektischen Versuchsbombe, die Vernichtung der Produktivität am Ende doch noch gutheißen oder hinnehmen zu können, eine verspätete Ehrenrettung, während der seine Schuld bekennende Dichter seine Abdankung bereits unterschrieben hat. Warum wird von Dehn nicht zugegeben, daß das Bekenntnis Rilkes eine absolute Entscheidung im Sinne einer letztwilligen Verfügung ist? Ein endgültiger Verzicht auf die Fähigkeit des Dichters, im Raum bürgerlicher Gesellschaftsschichtung verwandelnd in die Entwicklung der Zeitprobleme einzugreifen? Nicht weniger verbirgt doch die Chiffre des Wanderers, der in den Weg gestürzt wird, während die Säulen fest bleiben. Die Menschheit, die im Wandel besteht, während sich die Gesellschaftsformen tiefgreifend ändern: das ist Sinn und Geheimnis dieser zwielichtigen Verse!

Rilkes Größe liegt nicht im Ausweichen. Wenn überhaupt im Zusammenhang mit diesem Gedicht von Größe im menschlichen Sinne gesprochen werden kann, dann beruht sie auf dem mutigen Eingeständnis seines Irrweges. Sie beruht ferner in der daraus verständlichen Hinnahme seines persönlichen physischen Leids, in seiner Todesbereitschaft, der er durch den Mythos der Verwandlung in den Elegien den Stachel der gnadenlosen Vernichtung zu nehmen versuchte. Zwischen der Flucht in den Selbstmord, die er im Requiem für Wolf Kalckreuth aufs schärfste mißbilligte, und in den Mythos einer möglichen kosmischen Verklärung alles dessen, was sterben muß, wählte er den letzteren Versuch eines Auswegs. Er ermöglichte den demütigen Entscheid der Geduld und des Ausharrens im Leiden, der sein eigenes Sterben zur Legende werden ließ. Es ist wahrhaftig nicht mehr an der Zeit, das Bild des Dichters des Malte Laurids Brigge, dessen Untergang eine vorweggenommene Paraphrase des eigenen Verfalls darzustellen scheint, ganz gegen seine letzten Erkenntnisse zu kaschieren und es damit zu verfälschen. Es ist fernerhin nicht mehr statthaft, dem Weg der Absage Rilkes

an die menschliche Gemeinschaft das bewundernde Prädikat der „erschreckenden Größe“ zu konzipieren.

In der Chiffre des Gongs ist die Vorstellungswelt des Dichters eingeschlossen. Alle Reagenzien seiner Phobie sind in diesem Bild gewordenen Begriff komprimiert. Er spielt die Rolle des Fetischs, nach dem alle anderen Anlässe zur Fetischbildung eliminiert worden sind. In dieser deformierten Seinsstruktur des Menschen, der sich von seiner Mission, Mensch unter Menschen zu sein, und von seinen humanen Daseinswerten distanziert hat, wird die lebendige Existenz unbeschützt und unbehütet der Willkür der Dämonen überantwortet. Das ist der Stand der psychischen Entwicklung des Wesens und Werkes von Rilke im Zeitabschnitt nach den „Duineser Elegien“. Er umfaßt die vier letzten Lebensjahre des Verfalls. Er kulminiert um das Motiv der „Melancholie des Sich-verwesen-Fühlens“.

Halten wir dieser „Evokation“ einer negativen Erkenntnis von dem Weg des Dichters, der ohne Menschen und – das heißt im Bereich des Schöpferischen – ohne Liebe aussagt, noch einmal Rilkes frühe Verpflichtung entgegen, um sichtbar zu machen, wie tief der Einschnitt, wie bedeutsam die Zäsur sein mußte, die zum Bruch mit dieser seiner Aufgabe führte. Es gibt aus der Zeit des Entstehens der „ersten Elegie“, während seines Aufenthaltes in Duino selbst, zwei Prosaskizzen, die weite Aspekte über das Wollen des Dichters zulassen . . .

Die Prosaskizze, die aus Anlaß einer Fahrt in einer Segelbarke zur Insel Philä entstand, versucht eine Sinnggebung des schöpferischen Mediums zu geben und ist bemüht, den Dichter in den Fluß der Entwicklung zu stellen, seiner fragwürdigen Existenz im rhythmischen Verlauf des Zeitgeschehens einen festen, fixierbaren und beständigen Platz zu sichern.

Analysieren wir die psychische Situation, in der sich Rilke inmitten der sich mühevoll abplagenden Ruderknechte befindet, so bestürzt die Blindheit, die grausame Neugierde, was kein Paradox ist, mit der Rilke hier die Armut der Ruderer, die viel eher Galeerensklaven gleichen, ungerührt, mit der grausamen Objektivität des Unbeteiligten, des Außenstehenden, des saturierten Touristen fixiert. Diese immer auf Almosen und Trinkgelder angewiesenen Kulis werden von dem beobachtenden Dichter, der die Armut einmal „einen großen Glanz aus Innen“ nannte, mit kalter Distanz beschrieben. Er gibt allerdings zu, daß die Reisenden, die sensationslüsternen Snobs verantwortlich für die Unterwürfigkeit und Bettelei der Ruderknechte sind, aber aus seiner Darstellung bricht nicht das notwendige empörende Mitgefühl, das „Heilkraut des Herzens“. Er distanziert sich von dem Elend wie von den in ihre Käfige eingesperrten Tieren des „jardin des plantes“. Er interessiert sich für die Objekte, kühl und abwägend, aus einem Abstand, der ihn in der Geborgenheit des Spielers weiß, wie ein Müßiggänger, ein Flaneur,

der mit genießerischer Langweile und arroganter Überlegenheit die Motive sammelt und zerpfückt.

Da ist „die törichte Bereitschaft des albernen Bakschischgesichts“ des einen, da ist der „Blick bösen Hasses“, der „Körper in dem zerfetzten schmutzigen Kleide war nicht der Rede wert, das Gesicht unter dem verkommenen Turbantuch in sich zusammengeschoben wie die Stücke eines Fernrohrs, so flach, daß die Augen davon zu triefen schienen. Gott weiß, was in ihm steckte, er sah aus, als könnte er einen in etwas Widerwärtiges verwandeln . . .“

Rilke verheimlicht kaum seine sadistische Lust am Grausamen. Aus ihr resultiert die krankhafte „Melancholie des Sich-verwesen-Fühlens“. Wer angesichts solchen massierten Elends nicht Partei ergreift, verliert sich in den Elfenbeinturm arkadischer Spielerei. Rilke ist gerade in diesem von ihm als „Gleichnis“ annoncierten Konterfei in die Sphäre des Experiments geraten, wo das Grauen das Vorzeichen des Unmenschlichen trägt. Er wendet sich angewidert von dem Bild des Elends ab und verweilt in erotischer Zuneigung bei der Erscheinung eines Ruderknaben, der das Ebenmaß seines nackten Körpers in unverbrauchter Schönheit vor den Augen der Touristen prostituieren muß. Und nun ist der Schauende gesättigt, nun hat er sich vollgetrunken mit Anlässen der Evokation, nun ist er bereit, dem Dichter seinen Platz in dem Kreis der agierenden Gestalten anzuweisen.

Der Dichter, so umschreibt Rilke sein Wesen, ist der „halb entschlossene, halb melancholische“ Sänger, der Zauberer, der abseits der geplagten Rudermannschaft und abseits der Snobs und Touristen am Rande der Barke sitzt und das Geschaute ins Lied, in seinen Gesang – wie nahe ist er hier schon dem orphischen Mythos! – hinein verwandelt. Er verwandelt das, was von allen Anwesenden nicht zu bewältigen, das heißt, was von ihnen nicht verstanden wird, „in eine Folge langer schwebender Töne, die weder hierhin noch dorthin gehörten und die jeder für sich in Anspruch nahm“. Diese Mystifizierung des dichterischen Auftrags inauguriert ein Prinzip der Unverbindlichkeit. Und er differenziert diese arkadische Haltung, indem er den Dichter ganz bewußt aus seiner Umgebung heraushebt und keine aktive Gemeinsamkeit zwischen dem Sänger-Zauberer und den Ruderern und Touristen zuläßt. Er verteilt mit Bestimmtheit die Ressorts, wenn er ergänzt: „Während seine Umgebung sich immer wieder mit dem greifbaren Nächsten einließ und es überwand, unterhielt seine Stimme die Beziehung zum Weitesten, knüpfte uns daran an, bis es uns zog.“ Eine vage Chiffrierung der Exklusivität des Dichters! Denn nun resumiert er: „... Plötzlich begriff ich in dieser Entscheidung die Lage des Dichters, seinen Platz und seine Wirkung innerhalb der Zeit, und daß man ihm ruhig alle Stellen streitig machen dürfte außer *dieser*. Dort aber müßte man ihn dulden.“

Es gibt kaum eine klarere Absage an die Aufgabe des Dichters, in das

Zeitgeschehen kämpferisch und verändernd einzugreifen, als diese verstiegene chiffrierte Formulierung des Elegiendichters. Die Touristen und Runderer, die Ausbeuter und Ausgeplünderten, die Herren und die Sklaven sollen ihr Geschäft unter sich ausmachen. Sie sollen sich mit dem greifbaren Nächsten einlassen und es überwinden. Der Dichter bleibt abseits – und diese Stelle darf man ihm nicht streitig machen. „Dort müßte man ihn dulden“ – und jenseits der Zeit (eine Einstellung, die zur Traumfabrik und in den Elfenbeinturm führt und die dann eindeutiger und unpathetischer von Wiechert und den modernen Verfechtern der „zeitlosen Kunst“ beharrlich weiter verfochten wurde). Hier in dieser Interpretation einer Platzanweisung des Dichters im Abseitigen liegen die Ursachen für Rilkes „Sturz in den Weg“.

Der Dichter, der sich auf diesen Boden der Illusion begibt, der ausweicht vor den Kämpfen seiner Zeit, der die „Beziehung“ zu einem nebulösen und nicht fixierbaren „Weitesten“ sucht, gerät unweigerlich in den Strudel des Abwegigen, der Vereinsamung, der halkyonischen Angst. Der Sog reißt den Wanderer mit und stürzt ihn gnadenlos in den Weg. Es ist ihm die Hoffnung verblieben, daß auch nach seinem Sturz die Säulen noch stehen, daß sie die Heimsuchung heil überstehen werden. Mit diesem Gran von Hoffnung beschloß Rilke, auch über die Enttäuschungen des Gong-Gedichts hinwegzukommen . . .

In Rilkes Sinnggebung ist der schöpferische Prozeß im Dichter allein von dem Augenblick der Intuition, der Gnade abhängig. Dieses entspricht seiner Intention, dem Dichter einen Platz in der unmittelbaren Nähe des Heiligen, des Märtyrers anzuweisen, neben dem an Leidfülle und Erhabenheit nur die Liebenden, die Gebärenden, die Frühvollendeten gleichwertig sind. Diese kosmische Rangordnung trägt das Signum einer endgültigen unaufhebbaren Wertung. Es ist bei Rilke ein kultisches Prinzip, das analog seiner adligen Gesinnung von ihm vorgetragen, verstanden und streng eingehalten werden will. Es ist darüber hinaus ein narzißtisches Prinzip, denn der Kult und die Riten des Begnadetseins und als Begnadeter handeln und sprechen zu müssen, sind ichbezogen und im wesentlichen auf den Raum der eigenen Aussage beschränkt. Mit solcher vorgegebenen Meinung grenzt er das Faktum dichterischen Gestaltens gegen die fremde, feindlich oder uninteressiert ihn umgebende Umwelt ab. Rilke erhebt den Berufenen auf den Piedestal einer verehrenden Auserwähltheit, wenn er auch in der äußeren Erscheinung den Priestermantel Stefan Georges und seiner Jüngerschaft vermied. Er war von nobler, aber maßvoller, auf den Kreis der Zuhörer und Bewunderer abgestimmter Eleganz. Er war kein Bohemien. Er wollte vielmehr als gepflegter Charmeur und gefälliger Causeur in den Salons der ersten Gesellschaft gelten und glänzen. Er war es in dem Zwischenspiel, in der schöpferischen Pause, die seine Leere und das Ausgebranntsein von den Heimsuchungen der

großen Klagen überdecken sollte, in der Zeit der festlichen Feiern auf den Schultern der Pariser Kunstaristokratie. In der Zeit des „Gong-Gedichts“, da er sein Ende nahe wußte, ließ er das mit sich geschehen, was er sich so lange verwehrt hatte: im Mittelpunkt des Gesprächs zu stehen, umworben und gefeiert zu sein von einer Schar eitler und bewundernder Snobs und Salonlöwen, aber auch verstanden und erkannt zu sein von einer geistigen Elite, die Größe seines Ringens respektierender Intellektueller von Rang, zu denen Valéry, Maurice Betz, der Graf Lanckoronski und andere gehörten. Der Zusammenbruch seiner inneren Welt, seines mühsam errichteten Weltbildes, seines in der Dialektik des Widerspruchs konstruierten Kosmos, machte ihn duldsam nach außen, machte ihn gefügig den Wünschen der Bewunderer, machte ihn müde und stumpf nach innen. Das fein gespannte Instrument seines Lauschens tönte nicht mehr, es schwang nicht mehr im Rhythmus der Gnade, die Türen öffneten sich nicht im leisen Luftzug seines bewegenden Atems, der große Schatten seines Engels lag nicht mehr über ihm. Er war „schrecklich“ und „tödlich“ geworden in einem anderen, kompakteren Sinne der körperlichen Erfahrung, des körperlichen Leids und der physischen Schmerzen. Rilkes Geist war müde, seine Seele gewahrte nicht mehr das edle Spiel der Nuancen, der behutsamen vorsichtig ertasteten Übergänge im Raum des Gestaltens. Eine andere tiefere, letzte Prüfung, die wirklichen Heimsuchungen und Schrecken des Todes gewannen Übermacht über das zersprungene Instrument der Gnade, über die ihm, wie keinem vorher, im Bereich lyrischen Sagens verliehene Gabe, das kaum noch Aussprechbare sagbar und sichtbar zu machen. Die Lethargie des Sterbens fiel über die überwachen, magische Gesichte beschwörenden Sinne dieses großen Zaubers jenseits der Zeit. Und dieser Prozeß, inkubatorisch verschlossen in dem fragilen Körper, hatte ihn viel früher in der Gewalt, die Hand des Todes leitete viel eher seine Schritte, als wir es vermuten können; lange bevor Ärzte und Chronisten, Psychologen und Literaturhistoriker es wahr haben wollen. Denn Leukämie und Tuberkulose sind, neben anderen Krankheiten, Verfallsprozesse des inneren Organismus, die schon Jahre voraus ihre äquivalenten Erscheinungen im geistigen und seelischen Bezirk der menschlichen Existenz entwickeln.

Seit den Elegien lag der Schatten des Todes über dem Werk Rilkes. Der Tod führte seine Feder über die gespenstischen Brücken des Narziß in die Nichtseinsnacht des „Gong-Gedichts“. Der Wanderer, Ahasver, der im Zwiespalt zwischen Künstler und Welt emigrierte und zerbrochene Dichter des Mythos von der Verwandlung und der Wiederkehr des Orpheus, war schon lange gestorben, bevor er sich zu seinem Irrweg im prometheischen Aufbegehren dieses rätselhaften Gedichts schuldvoll bekannte. Er hatte sein „Amen“ gesprochen. Und es ist müßig, ihn da zu rehabilitieren versuchen,

wo er *verstanden* werden wollte. Es hieße Rilkes Vermächtnis fälschen. Er hat ein letztes Gedicht geschrieben mit der Variante eines Titels, den ihm der Graf Lanckoronski eingab: „Nicht Geist, nicht Inbrunst wollen wir entbehren.“ Da hatte er bereits Abschied genommen von der Welt. Da wußte er, daß er die liebend gemiedene Welt entbehrt hatte, daß ihm kein anderer Ausweg mehr blieb, als zu erkennen und zu bekennen, was er versäumt hatte und was er als Forderung den Kommenden auf ihren Weg, der nicht zum Sturz in die Nacht führen sollte, mitzugeben hatte, nämlich eben den *anderen* Weg zu gehen. Im Angesicht des Todes schrieb er dieses große, wie eine Beichte gedachte Gedicht als Warnung und Bitte an die Lebenden, an die Dichtergeneration, die das zu erreichen und auszusagen berufen war, was er vermieden hatte, was ihm sein Dämon verwehrt hatte: Zeuge und Mahner seiner Zeit zu sein.

Wenn etwas in der Lage ist, Rilke als Dichter zu rehabilitieren, so ist es dieses dem Tode abgerungene und abgelauschte Gedicht, das am 10. August 1926 entstand. Er starb am 29. Dezember desselben Jahres nach der langwierigen Blutkrankheit, die ihm wie eine tiefe, ihn unendlich befremdende Heimsuchung nach seiner schmerzlich ertragenen Einsamkeit erschienen war. Dieses Gedicht soll den Kreis der Aussage beschließen, damit wir dem Dichter der Elegien nicht undankbar zu bleiben brauchen. Es zeigt ihn, in dieser letzten Phase seines Leidens, als großen Dichter und Menschen, von dem alle Eigenarten eines überladenen und manierten Stils und Wortprunks abgefallen sind. Hier steht nur noch die überzeugende schlichte Aussage in der Rückkehr zum vollkommen durchkomponierten Reimgedicht. Der Reim ist schön und edel, groß wie alles Schlichte und glanzvoll wie alles aus innerstem Andrang des Herzens unvermischt Gewachsene, wie alles in letzter Reife Vollkommene. Es ist das vollkommene Gedicht Rilkes, und es ist in einem Raum angesiedelt, in den wir ihm ohne Scheu und Zögern zu folgen vermögen. Es ist ein Pfand der Liebe. Wir empfangen es im heiligen Bezirk liebenden Verständnisses:

*Nicht Geist, nicht Inbrunst wollen wir entbehren,
eins durch das andre lebend zu vermehren,
sind wir bestimmt, und manche sind erwählt,
in diesem Streit ein Reinstes zu erreichen:
wach und geübt, erkennen sie die Zeichen,
die Hand ist leicht, das Werkzeug ist gestählt.*

*Das Leiseste darf ihnen nicht entgehen,
sie müssen jenen Ausschlagswinkel sehen,
zu dem der Zeiger sich kaum merklich rührt,*

*und müssen gleichsam mit den Augenlidern
des leichten Falters Flügelschlag erwidern
und müssen spüren, was die Blume spürt.*

*Zerstörbar sind sie wie die anderen Wesen
und müssen doch (sie wären nicht erlesen!)
Gewaltigstem zugleich gewachsen sein.
Und wo die andern wirr und wimmernd klagen,
da müssen sie der Schläge Rhythmen sagen
und in sich selbst erfahren sie den Stein.*

*Sie müssen dastehn wie der Hirt, der dauert;
von ferne kann es scheinen, daß er trauert,
im Näherkommen fühlt man, wie er wacht.
Und wie für ihn der Gang der Sterne laut ist,
muß ihnen nah sein, wie es ihm vertraut ist,
was schweigend steigt und wandelt in der Nacht.*

*Im Schlafe selbst noch bleiben sie die Wächter:
aus Traum und Sein, aus Schluchzen und Gelächter
fügt sich ein Sinn . . . Und überwältigt sie's,
und stürzen sie ins Knien vor Tod und Leben,
so ist der Welt ein neues Maß gegeben
mit diesem rechten Winkel ihres Knies.*

MÜHLSTEINE

Im östlichen Teil der Tschechoslowakei machten nach dem letzten Krieg verschiedene Banden das Gebirge unsicher. Ihnen gehörten SS-Leute verschiedener Nationalitäten und kriminelle und politische Verbrecher aus Polen, Ungarn, der CSR und der Sowjetukraine an. SS-Offiziere waren zum Teil ihre Führer. Erst im Jahre 1948 gelang es, diese Banden endgültig zu zerschlagen.

„Was machen wir mit Bazálik?“ fragte Hudec. Urban schob seine Listen zurück und sah den Bürgermeister an. „Wir sollten abschließen“, schlug er vor. „Zwanzig Mann haben wir zusammen, das heißt, wir haben sie auf der Liste; mit zehn von ihnen kann ich heute abend noch sprechen. Morgen nehme ich mir die anderen vor, und dann können wir noch einmal über Bazálik reden.“

Hudec, der Bürgermeister, sah zum Fenster hinaus. Er blickte zum Wald hinauf und dachte: Wenn sie kommen, kommen sie von dort. Sie kommen durch die Mühl Schlucht oder direkt den Hang herunter. Im Augenblick erschien es ihm unwahrscheinlich, daß das eintreten sollte, wovor er in der Kreisstadt gewarnt worden war; er dachte: Ich sollte mich schlafen legen, es ist kein Spaß in meinem Alter, zwei Tage lang unterwegs zu sein und dann noch Listen durchzugehen und Pläne zu machen. Und außerdem kommen sie heute nicht und morgen nicht und vielleicht nie.

„Also schließen wir ab“, wiederholte Urban. „Dann ist bloß noch die Sache mit den Waffen. Übermorgen, sagst du?“

Hudec wandte sich vom Fenster ab. Er spürte einen Druck hinter der Stirn und rieb sie sich mit dem Handrücken, als könnte er damit die Schmerzen vertreiben. Ich bin Bürgermeister, dachte er, ich bin verantwortlich für die Miliz. Und wenn sie nie kommen, ich darf mich trotzdem nicht schlafen legen. „Bazálik“, sagte er, „mit dem ist es so seine Sache. Er war in einem faschistischen Bataillon, er war in der Ukraine, und wir haben noch immer nicht heraus, ob er sich freiwillig gemeldet hat oder nicht. Immerhin, hier in dem Brief steht: „In den von Banden bedrohten Dörfern haben die Bürgermeister eine Miliz aufzustellen. Alle Männer zwischen siebzehn und fünf- und fünfzig Jahren sind verpflichtet, der Miliz beizutreten. Sie unterstehen

einem Kommandanten, den ... Und so weiter. Also muß Bazálik in die Miliz.“

„Bazálik war immer für die Deutschen. Seine Großmutter war eine Deutsche. Willst du mit ihm Posten stehen, wenn die Bande kommt?“

Hudec stützte den Kopf in die Hände. Er hatte die Last des Bürgermeisteramtes noch nie so hart empfunden wie in diesen Stunden. Er war Bürgermeister, seitdem die Deutschen über die Pässe geflüchtet waren; er hatte die Straße ausbessern und die gesprengte Brücke erneuern lassen, er hatte die Witwen unterstützt, die Kinder in die Schule gebracht und zwei neue Häuser bauen lassen. Es gab Arbeit im Dorf und fast genug zu essen, die Wilddiebereien wurden seltener, und in der Kreisstadt war man mit ihm zufrieden. Er hatte das alles getan, obwohl er fast sechzig Jahre alt war. Manchmal setzte für Minuten sein Denken aus; das war seit zwanzig Jahren so, nachdem ihn ein fallender Baum an der Stirn getroffen hatte. Wenn sein Denken ausgesetzt hatte, mußte er sich wiederholen lassen, was in der Zwischenzeit gesagt worden war, und alle, die ihn kannten, hatten sich daran gewöhnt. Er hatte seine Arbeit so gut getan, wie er es vermochte und fast so gut, wie sie überhaupt getan werden konnte. Und nun kam das. „SS“, sagte er, „Banditen! Draußen in der Ebene glaubt es vielleicht kein Mensch, der Krieg ist seit mehr als drei Jahren vorbei, und bei uns in den Bergen ist noch Krieg.“

„Das wissen wir doch lange“, sagte Urban. „Bisher sind wir verschont geblieben, da haben wir uns gar nicht so sehr darüber aufgeregt.“ Er war plötzlich unzufrieden mit seinem Bürgermeister. Er wollte, daß mit diesem Gespräch Schluß gemacht oder daß gründlich weitergeplant wurde. Er wollte kein allgemeines Gerede, und deshalb lenkte er wieder auf den Gegenstand des Gesprächs hin: „Das ist so eine Sache mit Bazálik. Bloß ist das so: Vielleicht hat er sich verändert? Er ist ja immerhin seit drei Jahren zurück, vielleicht will er mitmachen? Und wenn wir ihn nicht auffordern, stoßen wir ihn zurück.“

Hudec nahm die Liste vom Tisch und überflog sie noch einmal. „Weißt du was“, erklärte er, „wir machen das in unserem Dorf bißchen anders, als die es im Kreis wollen. Wir machen die Sache freiwillig. Dann kommen die, die wir möchten, und die paar, die nicht kommen, sollen sich zum Teufel scheren.“

„Und wenn die im Kreis dir paar aufs Dach hauen?“

„Das ist besser“, antwortete Hudec, „als wenn mir die SS eins aufs Dach haut.“ Da lachte Urban zum erstenmal an diesem Abend.

Das Haus, in dem Joseph Bazálik mit seiner Mutter wohnte, stand am Rand des Dorfes Jablonove. Vielleicht ist es nicht richtig, von Rand zu

sprechen, denn es gab keine scharfe Grenze zwischen Dorf und Feld; die Äcker und Wiesen drängten sich bis an die Kirche heran, und die Häuser waren bis fast an den Waldrand verstreut. Bazálik mußte eine halbe Stunde zu Fuß gehen, wenn er zur Kirche wollte, dafür konnte er nach drei Minuten schon im Wald sein. Er war mit der Lage des Hauses zufrieden. Nach dem Dorf und seinen Bewohnern sehnte er sich nicht, er war kein Freund davon, im Gasthaus zu sitzen, und was er brauchte, vor allem an Tabak, brachte ihm die Mutter mit. Er brauchte nicht länger als zwanzig Minuten bergan zu steigen, um die wirre Fläche eines Bruchs zu erreichen. Fast zwei Kilometer lang lagen hier die Bäume kreuz und quer übereinander; hier arbeitete Bazálik seit zwei Jahren. Er tat diese Arbeit nicht sonderlich gern, aber er hatte sich so an sie gewöhnt, daß sie ihm keinen Groll mehr bereitete wie im ersten Jahr nach dem Krieg. Er wußte, daß es keine andere Arbeit für ihn gab, und wenn ihn einmal ein Regenguß durchnäßte oder die Winterkälte unter seine Kleider kroch, fluchte er nicht auf die Arbeit, sondern auf die, die sie ihm gegeben hatten und es nicht zuließen, daß er unten in der Kreisstadt Bücher führte und Rechnungen ausschrieb, wie er es vor dem Krieg getan hatte. Es war ihm gelungen, seine Gedanken während der Arbeit einzudämmen, er grübelte nicht mehr über die Wendung nach, die sein Leben genommen hatte; er schlug Äste ab und dachte dabei an die Äste, er sägte Stämme durch und dachte dabei an nichts anderes als an die Stämme, bestenfalls überlegte er noch, an welcher Stelle des Waldes über dem Mühlthal oder zum Kamm hinauf er eine Schlinge stellen sollte, ohne daß ihm der Förster in die Quere kam.

Meist arbeitete er allein. Er sehnte sich nach keinem Gespräch mit den anderen Waldarbeitern, sie waren ihm gleichgültig, und einen von ihnen haßte er. Aber das ließ er sich nicht merken; er beantwortete dessen Fragen genauso wie die der anderen, denn es wäre ihm unklug erschienen, ihn zu reizen. Er haßte drei Menschen; einer war Hudec, der Bürgermeister, der andere war Frolko, ein Arbeiter aus dem Sägewerk, und der dritte war Vašek. Vašek war jünger als er, er war noch nicht einmal vierundzwanzig, und damals, vor drei Jahren, war er einundzwanzig gewesen. Damals hatte er mit an dem Tisch gesessen, an dem über Bazálik's Schicksal entschieden worden war. Bazálik sah diese Szene noch in allen Einzelheiten vor sich, er wußte noch jedes Wort. „Du hast dich freiwillig gemeldet?“ hatte Vašek gefragt. „Hast du an Gefechten teilgenommen? Hast du Auszeichnungen bekommen? Ist es dir klar, daß du ein Verräter bist?“ Das Recht zu diesen Fragen hatte Vašek gehabt, nur weil er Partisan gewesen war, und Hudec hatte zu seinen Fragen genickt. Diese Szene sah Bazálik jedesmal vor sich, wenn er Vašek begegnete, und er begegnete ihm jeden Tag.

An diesem Sommermorgen des Jahres 1948 war Joseph Bazálik als erster

an die Arbeitsstelle gekommen. Es war vier Uhr; die Sonne hatte die Berge noch nicht überstiegen, es war kühl am Hang, und um sich zu erwärmen, nahm Bazálik die Axt und schlug die Äste eines Fichtenstammes ab. Einmal blickte er ins Tal hinunter, er sah drei Männer den Waldweg heraufkommen, von denen einer Vašek war. Er stellte mit bitterer Genugtuung fest, daß er als einziger seine Arbeit pünktlich aufgenommen hatte. Dann schlug er weiter auf die Äste ein.

Als ihm nach einer Weile bewußt wurde, daß von den dreien noch immer keine Arbeitsgeräusche zu hören waren, blickte er wieder hinunter. Er sah sie an der Stelle stehen, an der sie am vergangenen Tag Stämme zum Abtransport fertiggemacht hatten; sie stützten sich auf ihre Äxte und sprachen miteinander. Da wuchs in Bazálik die Neugier, er stopfte seine Pfeife und stieg hinab.

„Die Armee kann doch nicht überall sein“, hörte er Vašek erklären, als er sich ihnen näherte. „Du kannst nicht in jedes Dorf eine Kompanie legen, stell dir doch mal vor, wie viele Dörfer es in den Beskiden gibt. Aber wenn eine Bande hier auftaucht, ist die Armee am nächsten Tag da, darauf kannst du dich verlassen.“

Bazálik murmelte einen Gutenmorgengruß. Er merkte, daß die drei aufgeregt waren, und er ärgerte sich über Vašek, der redete, als sei er auf einer Versammlung. Er bat den alten Klen um Feuer und sog die Flamme des Feuerzeugs in seinen Pfeifenkopf. Währenddessen sagte Klen: „Die Bauern werden schön fluchen, gerade jetzt, wo sie Heu machen.“

„Und wenn die SS ihnen die Kühe wegtreibt“, erwiderte Vašek, „werden sie noch mehr fluchen.“

Da fragte Bazálik, und er fragte so, daß er sich nicht direkt an Vašek richtete: „Was ist denn los? Was ist mit SS?“

Die drei wunderten sich, wie man das nicht wissen konnte. Seit gestern spreche das ganze Dorf von nichts anderem, erklärte Klen umständlich, ein Aushang am Bürgermeisteramt weise darauf hin, daß Verdacht bestünde, eine der Banden habe sich in den Wäldern nördlich der Botita festgesetzt. Deshalb werde eine Miliz gebildet, und jeder sei aufgerufen, sich zu melden.

„Man kann das so machen“, erklärte Vašek, und Bazálik ärgerte sich wieder über den Ton, in dem Vašek sprach, „daß die Arbeit trotzdem weitergeht. Am Tag brauchen bloß zehn Mann Wache zu stehen, die können alles überblicken. Nachts müßten wir natürlich mehr Leute auf Posten schicken. Damals kurz nach dem Aufstand haben wir es genauso gemacht.“

Natürlich redet er wieder vom Aufstand, ärgerte sich Bazálik. Er will mir unter die Nase reiben, daß ich damals gegen die Bolschewisten gekämpft habe und er für die Bolschewisten. Aber dieser Ärger war nur kurz, Bazálik hatte keine Zeit, sich ihm hinzugeben, denn das, was er über die SS gehört

hatte, war ihm wichtiger als alles, was mit Vašek zusammenhing. Die Deutschen kommen, dachte er. Das Gefühl, das ihn dabei durchströmte, war weder Furcht noch Erleichterung, weder Beklemmung noch Freude, aber es war aus all diesen Empfindungen zusammengesetzt. Er glaubte für einen Augenblick, dann würde sich alles ändern, er könnte seine alte Arbeit wieder aufnehmen und dafür einen von denen in den Wald schicken, die sich auf seinen Platz gedrängt hatten. Er sah sich für einen Augenblick an dem selben Tisch sitzen, an dem Vašek damals gesessen hatte, und Vašek stand vor ihm. „Sie waren also Mitglied der KSČ“, hörte er sich sprechen, „welche Vorteile haben Sie davon gehabt, daß Sie dieser Partei angehörten? Haben Sie einen Mann aus dem Sägewerk ins Gefängnis gebracht, weil er mit den Deutschen zusammengearbeitet hat?“ Aber dieser Traum schwand schnell. Es war ja nicht so, daß die Deutschen die Herrschaft in der Slowakei übernehmen könnten. Sie würden wie rächende Gewitter von den Bergen kommen und sich wieder in die Berge zurückziehen, und dieses Gewitter konnte Gerechte und Ungerechte treffen. Man mußte klug sein.

„Um sechs ist die Versammlung beim Bürgermeister, sagst du?“ fragte Klen, und Vašek nickte.

Bazálik meinte, er müßte nun etwas sagen. Vašek hatte ihn einmal forschend angeblickt, als wollte er am Gesichtsausdruck Bazálik erkennen, was dieser dachte. Aber Bazálik hatte seine Miene zu beherrschen gewußt und nur Neugier und Überraschung gezeigt. „Wo ist denn die Bande?“ fragte er, und er fragte so, daß er sich nicht an Vašek richtete. Trotzdem antwortete Vašek: „Wer soll das genau wissen?“

„Immerhin kriegen wir so achtzig bis hundert Mann auf die Beine“, sagte der alte Klen. „Die vom Sägewerk gehören ja auch zu unserer Abteilung.“

„Frolko ist dort der Leiter“, erklärte Vašek, „und bei uns ist es Urban. Morgen oder übermorgen bekommen wir Waffen.“

Bazálik sagte noch etwas Allgemeines über die Ungewißheit der ganzen Sache und daß nicht alles so heiß gegessen wie gekocht würde. Aber darauf achtete niemand, und es hielt ihn niemand zurück, als er wieder den Hang hinaufstieg. Dabei überlegte er gequält, ob er sich richtig verhalten hatte. Er war aufgeregt, aber die anderen waren es auch gewesen; nur war bei ihm der Grund der Aufregung ein anderer. Er hatte keine Angst vor der SS, er hatte Angst davor, zur Miliz gezwungen zu werden, und im Augenblick haßte er Vašek und Frolko mehr als jemals in den letzten drei Jahren. Frolko hatte auch an dem Tisch gesessen, an dem damals nach dem Krieg über ihn verhandelt worden war; einmal war Frolko aufgesprungen und hatte ihn an der Brust gepackt. „Verdammter Verräter“, hatte er geschrien, „ich bring dich um!“ Hudec hatte ihn zurückgezogen, sonst hätte womöglich Frolko seine Worte wahr gemacht. Nun sollte er mit Frolko zusammen auf Wache ziehen?

Bazálik versuchte weiterzuarbeiten, aber seine Erregung war so stark, daß er sich bald auf seine Axt stützte und nachdachte. Mir werden sie nichts tun, dachte er. Wenn die SS kommt, dann zeige ich das Eiserne Kreuz. Ich habe Angst gehabt, es aufzuheben, aber es ist gut, daß es noch da ist.

Er blickte hinunter zu den drei anderen. Als er sah, daß sie noch immer nicht arbeiteten, legte er die Axt weg und setzte sich auf einen Stamm. Jener Tag, als man ihm das Eiserne Kreuz verliehen hatte, wurde ihm wieder gegenwärtig. Genau vier Jahre ist es her, dachte Bazálik, es war ein Wetter wie heute. Wir lagen westlich von Lemberg, zwischen dem Ort Kamienbrod und einem kleinen See. Seltsam, dachte Bazálik, daß ich mich an den Namen des Ortes so gut erinnern kann, aber es liegt wohl daran, daß es der bedeutendste Tag meines Lebens war; da vergißt man nichts.

Sie, die Reste eines slowakischen Bataillons, waren auf diesen Ort zurückgedrängt worden. Mehr als einmal hatten sie Abneigung und Nichtachtung von seiten deutscher Offiziere und Soldaten erleiden müssen. Wenn sie an ein Magazin kamen und um Verpflegung baten, wurden sie abgewiesen. Der Kommandant eines Lazarettzuges lehnte es ab, ein paar verwundete Slowaken aufzunehmen, obwohl noch Betten frei waren. Deutsche Soldaten, neben denen sie zurückmarschierten, hänselten sie, versuchten ihren Akzent nachzuäffen und bezeichneten sie als Beutedeutsche und Wasserpolacken. Bazálik hatte mehr als einmal beharrlich erklärt, sie seien Slowaken, Verbündete, und er sei fast ein Deutscher. Aber er hatte damit wenig Erfolg gehabt. So war dieser Rückzug voller Bitternis gewesen, und ein paar seiner Kameraden waren so wütend geworden, daß sie sich von der Kolonne absonderten. Sie wurden nie mehr gesehen.

So kamen sie nach Kamienbrod, ein Häuflein von zwanzig Mann nur noch, und wurden einer SS-Einheit unterstellt. „Wir sind Slowaken, Verbündete“, sagte Bazálik zu dem Offizier, denn er sprach am besten Deutsch, fast fehlerfrei, wie er sich schmeicheln durfte. „Ich bin eigentlich Deutscher. Sie können sich auf uns verlassen.“ Da wies der Offizier sie an, eine Panzersperre zu bauen und Munition heranzutragen.

Bazálik war noch nie so eng mit Deutschen zusammengewesen wie an diesem Tag. Er hatte die Deutschen immer verehrt; wenn er gefragt worden wäre, warum, hätte er es nur schwer beantworten können. Ob es ihre Technik war oder die stolze Art ihres Auftretens oder ihre große Zahl, er hätte es nicht zu sagen vermocht. Sein größtes Glück wäre gewesen, hätte er Deutscher werden können, und es stand für ihn fest, daß er nach dem Krieg nach Deutschland ziehen, eine deutsche Frau heiraten und, wenn möglich, einen deutschen Namen annehmen würde.

In diesen Tagen von Kamienbrod war er in eine Vermittlerstelle zwischen den Deutschen und seinem slowakischen Offizier aufgestiegen. Er war

bald unentbehrlicher als sein Offizier, und nicht selten gab er seinen Kameraden die Befehle der Deutschen direkt weiter, ohne seinen Offizier zu verständigen. „Batscha“ riefen ihn die Deutschen, und er lächelte, denn er freute sich, daß ihnen sein Gesicht im Gedächtnis blieb.

Dann kamen die Russen. Bazálik lag zwischen den SS-Leuten, als sei er einer der ihren, und er war glücklich darüber. Er blieb auch liegen, als drüben Panzer vorfuhren und umkehren mußten, weil sie sonst im Sumpf steckengeblieben wären. Er blieb vorn, als die SS-Leute abgelöst wurden, denn er wollte zeigen, daß er so tapfer und ausdauernd war wie sie. „Batscha ist ein ganz Wilder“, urteilten die SS-Leute über ihn.

Sie wehrten einen Angriff ab und noch einen. Sie blieben auch dann in ihrer Stellung, als die Russen einen Knüppeldamm durch den Sumpf gebaut und ein paar kleine Geschütze vorgezogen hatten. Dann zog man sie heraus, ein paar Eiserne Kreuze wurden an die verteilt, die noch keine hatten, und schließlich band ein SS-Offizier auch Bazálik ein Eisernes Kreuz an die Brust. „Es lebe Batscha!“ riefen da die anderen SS-Leute und lachten. Bazálik war an diesem Tag so glücklich wie nie vorher und nachher in seinem Leben.

Die SS-Leute gingen zurück. Er verlor sie, wurde aufgehalten und anderen Einheiten zugeteilt, und schließlich kam er mit den letzten Deutschen über die Beskiden zurück. Er lebte einige Zeit im Wald, weil er sich fürchtete, in sein Dorf zurückzukehren, dann stieg er doch hinunter, wurde eine Woche lang eingesperrt, mußte lange Berichte schreiben und eidesstattliche Erklärungen abgeben. Dann kam der Tag, an dem Hudec, Frolko und Vašek ihn verhörten, und schließlich wurde er Waldarbeiter.

Bazálik saß fast eine Stunde lang regungslos auf dem Stamm und dachte an Kamienbrod, an die SS-Leute und an das Eiserne Kreuz. Einen Augenblick lang erschien es ihm als selbstverständlich, der SS-Offizier, der ihm das Kreuz an die Brust geheftet hatte, müsse auch der Führer der Bande sein. Er würde ihn erkennen und ihm auf die Schulter schlagen: „Batscha, alter Junge!“ Und er wollte erwidern: „Bitte, Herr Offizier, es ehrt mich, daß Sie mich erkennen. Sie dürfen glauben, bitte, ich hab mit den Kommunisten nichts zu tun.“ Und der Offizier würde lachen und sagen, das habe er nicht angenommen, und er würde ihm eine Schachtel guter Zigaretten schenken wie damals in Kamienbrod.

So wird es nicht sein, wußte Bazálik. Es werden andere SS-Leute sein, sie werden die Kommunisten an die Wand stellen, wie sie es in anderen Dörfern getan haben. Wenn sie mich für einen Kommunisten halten, werde ich dieses Schicksal teilen.

Allmählich trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Es lag nicht an der höher steigenden Sonne; ihm wurde heiß, weil er so angestrengt nachdachte wie nie in den vergangenen Jahren. Er wußte, daß ihn zwei Gefahren belauer-

ten; eine Gefahr war die SS, die andere bestand aus Vašek, Hudec, Frolko und den anderen Kommunisten. Sie würden ein scharfes Auge auf ihn haben, wie er sich in diesen Tagen verhielt. Vielleicht kam die SS nicht, dann würden die Kommunisten ihn fragen, warum er nicht der Miliz beigetreten war. Oder die SS wurde vertrieben, vielleicht blieb sie auch nur wenige Stunden im Dorf, dann würde Vašek ihn fragen, was er gegen die SS getan hatte. Man konnte ihn einsperren, zumindest aber würde er noch länger im Wald arbeiten müssen.

Allmählich entstand in ihm ein Plan. Er kletterte weiter am Hang hinauf, damit Vašek und die anderen ihn nicht rufen konnten. Dort oben arbeitete er so lange, bis sie zum Dorf hinabgingen. Da wußte er, daß es zwölf Uhr geworden war, und er war froh, daß er Zeit gewonnen hatte. Niemand hatte ihm gesagt, er solle sich abends sechs Uhr am Bürgermeisteramt einfinden, und er konnte abstreiten, daß in seiner Gegenwart von dieser Zusammenkunft gesprochen worden war. Er wohnte abseits vom Dorf, ihm mußte man glauben, daß er den Aushang nicht gelesen hatte.

Er wartete noch eine halbe Stunde, dann stieg auch er hinunter. Er vermied es, den Weg zu benutzen, denn er wollte niemanden treffen. Bevor er aus dem Wald trat, vergewisserte er sich, daß keine Bauern auf dem Feld waren; dann ging er eilig auf sein Haus zu. Er fragte seine Mutter, ob jemand dagewesen sei und etwas ausgerichtet habe, daß schnell zu Mittag und schärfte seiner Mutter ein, sie solle nicht öffnen, wenn am Nachmittag jemand käme, sie solle so tun, als ob niemand da sei. Dann verließ er wieder das Haus und ging in den Wald.

Langsam verstrichen die Stunden. Bazálik überlegte, ob es gut sei, für ein paar Tage das Dorf zu verlassen, aber er fand keine Begründung für seinen Weggang. Er versuchte herauszubekommen, von wem die größere Gefahr drohte, von der SS oder von den Kommunisten, aber es gelang ihm nicht. So gab den Ausschlag, zu wem er sich hingezogen fühlte. Ich bin selbst fast ein Deutscher, dachte er. Dieser Gedanke hatte in den Jahren nach dem Krieg nie mehr eine solche Rolle in seinem Bewußtsein gespielt wie jetzt. Meine Großmutter war eine Deutsche, dachte er; sie stammte aus der Zips. Die Deutschen haben mir das Eiserne Kreuz verliehen, und ein Offizier von ihnen hat mir auf die Schulter geklopft, als sei ich einer von ihnen. Die Kommunisten haben mich in den Wald geschickt, und Frolko hätte mich am liebsten erwürgt.

Bazálik war es nicht gewohnt, lange zu sitzen. So begann er, Pilze zu sammeln. Er war sicher, daß niemand ihn in diesem Teil des Waldes sehen konnte. Es war fast abends, als seine zu einem Beutel zusammengeknüpfte Jacke mit Pilzen gefüllt war; da stieg er zu seinem Haus hinunter.

Bazálik hatte geglaubt, niemand hätte ihn an diesem Nachmittag gesehen, aber er irrte sich. Der SS-Untersturmführer Scheffke hatte ihn im Auge gehabt, und Scheffke war in Sorge gewesen, daß Bazálik sich zu sehr seinem Versteck nähern könnte. Er hätte nicht schießen dürfen, denn es war ihm verboten, einen Schuß abzugeben, es sei denn, sein Leben wäre in ernstester Form bedroht gewesen und es hätte keine andere Möglichkeit bestanden, es zu retten. Ein einzelner Mann wäre niemals eine Begründung gewesen zu schießen, er hätte ihn mit dem Messer erledigen müssen, und Scheffke hatte an diesem Nachmittag keine Lust zu anstrengender Arbeit. So war er froh gewesen, als Bazálik kurz vor seinem Versteck abgebogen war und, sich hin und wieder nach einem Pilz bückend, nach dem Dorf zu entfernt hatte.

Als die Dämmerung hereinzusinken begann und schon die Räume zwischen dem Unterholz mit seinem Schatten erfüllte, stand Scheffke auf. Er streckte die steifgewordenen Glieder und stieg den Hang hinauf. Er war etwa eine Stunde lang gegangen, als er aus einem Gebüsch heraus angerufen wurde; er gab die Losung und durfte passieren. Minuten später erstattete er Bericht über seine Beobachtungen: Er habe den ganzen Tag über nichts Auffälliges bemerken können, das Dorf habe den gleichen Eindruck gemacht wie in den letzten Tagen, es sei kein Auto aus der Stadt gekommen, die Bauern hätten auf den Feldern und die Waldarbeiter am Windbruch gearbeitet, die Schafe seien auf der Weide gewesen und die Kinder hätten auf dem Anger gespielt.

Der Führer der Bande, die sich „Standarte Germania“ nannte, denn die meisten SS-Leute, die ihr angehörten, entstammten der Division, die einst den Namen „Germania“ getragen hatte, war mit diesem Bericht zufrieden. „Es bleibt also dabei“, ordnete er an.

Joseph Bazálik hatte sich vorgenommen, am nächsten Morgen kurz nach drei Uhr aufzustehen, denn er wollte als erster am Hang sein. Er wollte noch weiter oben arbeiten als am vergangenen Tag. Seine Furcht war fast verflogen, denn er hielt seinen Plan für gut. Es fiel ihm noch eine Ausrade ein, falls man ihn doch noch auffordern sollte, der Miliz beizutreten. Er wollte zu bedenken geben, daß er in einem slowakischen Bataillon gegen die Russen gekämpft hatte; deshalb sei er gewiß nicht würdig, ein Milizmann zu werden. Man habe ihm, so wollte er vorbringen, das Wahlrecht aberkannt, damit sei er zweifelsfrei auch des Rechts verlustig gegangen, eine Waffe zu tragen. Ich werde sie, nahm er sich vor, mit ihren eigenen Argumenten schlagen. Während ihm dieser Godanke kam, glitt ein Lächeln über sein Gesicht, und er begann, vor Vergnügen leise zu pfeifen.

Nachdem er aufgestanden war und den Schafen und Hühnern Futter geschüttet hatte, scharrte er in der hinteren Ecke des Schuppens Dreck beiseite,

grub Erde auf und holte eine Blechschachtel heraus. Sie war verrostet, das Eiserne Kreuz in ihr jedoch unversehrt. Er wischte es an der Hose blank und steckte es ein. Dann ging er in die Küche zurück, goß sich Milch ein und aß Brot dazu. Draußen war es noch dämmrig, nur über den Bergrücken jenseits der Botita glühte ein roter Streifen. Der Himmel hatte eine stahlblaue Färbung, die nach Westen zu fast ins Schwarze überging; dort glänzte noch der letzte Stern dieser Nacht.

Nachdem Bazálik sein Frühstück beendet hatte, trat er vor die Tür. Als er sich bückte, um die Hose in die Stiefel zu stecken, denn das Gras, durch das er gehen mußte, glänzte naß vor Tau, schlug der Donner einer Explosion an sein Ohr. Er rollte über das Dorf hinweg und wurde vom Berghang zurückgeworfen; in sein Verebben hinein knallte ein Schuß, dann folgte ihm eine Serie weiterer Schüsse, und zwischen ihnen gellte ein Schrei; fern zwar, aber doch so voller Entsetzen, daß er Bazálik mehr erschreckte als die Detonation und die Schüsse. Bazálik rannte um das Haus, damit er freien Blick auf das Dorf gewänne, und stieg auf einen Prellstein. Er sah zwei Männer auf ein Gehöft zurennen, aber er konnte nicht unterscheiden, ob es SS-Männer oder Leute aus dem Dorf waren. Er hörte noch ein paar Schüsse, dann wurde eine lange Salve aus einem Maschinengewehr abgegeben; schließlich legte sich lähmende Stille über das Tal.

Joseph Bazálik stand mit gerecktem Kopf, die Hand an die Mauer des Hauses gestemmt. In seinem Innern jagten sich wirre Gedanken. Er fühlte auf einmal, daß das Eiserne Kreuz ein schwacher Schutz war gegen das, was jetzt kommen mußte; ihn befiel die gleiche entsetzliche Furcht wie damals, als Frolko nach seinem Hals gefaßt hatte, und sie hielt ihn länger als eine Minute regungslos auf dem Prellstein fest. Sie wich erst, als seine Mutter, die Hände in die Schürze gekrampft, ein paar Schritte in die Wiese hineinlief, zu schreien begann und auf eine Rauchfahne wies, die drüben im Dorf aus dem Dach eines Hauses drang. Da sprang er vom Prellstein, schrie: „Treib die Schafe in den Wald!“ und rannte nach dem Stall. Er scheuchte die Schafe aus ihrer Ruhe, schlug mit einem Stecken auf sie ein, daß sie kopflos im Hofe umherrannten, lief ins Haus, kehrte aber sofort wieder um und schrie seine Mutter an, sie solle den Speck und die Würste auf den Karren laden. „Und die Betten!“ greinte die Mutter.

Allmählich legte sich in Bazálik die Panik. Er wurde sich bewußt, daß die SS-Leute mindestens eine halbe Stunde brauchen würden, um vom Dorf zu ihm zu gelangen, es sei denn, sie waren beritten. Aber es war nicht einzusehen, warum sie in besonderer Eile zu seinem einsamen Haus heraufkommen sollten; im Dorf fanden sie mehr als bei ihm. So wies er seine Mutter an, was sie auf den Karren laden sollte; er selbst wollte die Schafe in den Wald treiben und eilig zurückkehren, um den Karren schieben zu helfen. „In fünf

Minuten bin ich zurück!“ schrie er. Dann trieb er die Schafe aus dem Hof, schlug die, die am Wegrand Gras zupfen wollten, hob ein Lamm, das durch den Graben gelaufen war, zurück auf den Weg, und immer wieder warf er einen angstvollen Blick zurück auf das Dorf. Dort hatte sich die Rauchfahne zu einer schwarzen, steilen Wolke ausgebildet; es mochte sein, daß nicht nur ein Haus brannte, wie er erst angenommen hatte. Hin und wieder schallte noch ein Schuß herüber, aber das Maschinengewehr schwieg. Hudec, dachte er, Hudec und seine Leute sind bestimmt schon erledigt. Er wunderte sich, daß er sich darüber nicht freute, aber er führte es darauf zurück, daß er eifrig achtgeben mußte, damit die Schafe nicht vom Weg abkamen.

Ich treibe sie einfach in den Wald, nahm er sich vor. Sie werden sich zerstreuen, und vielleicht dauert es ein paar Tage, bis ich sie wieder zusammen habe. Die SS kann das eine oder andere fangen, aber mehr als drei oder vier findet sie nie. Dann renne ich zurück und schiebe mit der Mutter zusammen den Karren in den Wald. Wir zerren ihn ins Dickicht, und dann verstecken wir uns in der Schlucht oberhalb vom Windbruch; da kann die SS tagelang suchen, bis sie uns findet.

Bazálik war sicher, daß sein Plan gut war. Er fand jetzt mehr Ruhe, über das mögliche Schicksal von Hudec und den anderen Kommunisten nachzudenken. Er stellte sich vor, wie sie am Bürgermeisteramt standen, die Gesichter zur Wand gekehrt und die Hände erhoben. Als ein einzelner Schuß knallte, huschte ein Lächeln über Bazálik's Gesicht. Jetzt haben sie so ein Schwein umgelegt, dachte er.

Als Bazálik noch etwa zwanzig Meter vom Waldrand entfernt war – die ersten Schafe hatten ihn fast erreicht –, wurde er angerufen. Er hörte ein paar Worte, ohne sie zu verstehen, blieb erstarrt stehen und riß die Hände empor. Er glaubte, der Anruf sei von der Seite gekommen, aber er wagte nicht, dorthin zu sehen. „Nicht schießen!“ stieß er hastig hervor, erst Slowakisch, dann Deutsch. „Nicht schießen!“ wiederholte er, dann reckte er die Arme höher, um seiner Bitte sichtbaren Ausdruck zu geben. Er dachte nicht mehr an Hudec, nicht mehr an die Schafe oder an seine Mutter. Als drüben im Dorf erneut geschossen wurde, zuckte er zusammen.

„Komm her!“

Nun drehte Bazálik doch den Kopf zur Seite. Am Waldrand stand ein Mann in braunen Hosen, ähnlich denen, die Bazálik trug, sie waren an den Säumen ausgefranst, und am Knie war ein dunkler Flecken aufgenäht. Der Mann, dessen untere Gesichtshälfte von einem Bart bedeckt war, trug eine graue Mütze von unbestimmbarer Herkunft, seine Füße steckten in Stoffschuhen, und das einzige, was ihn als Soldaten auswies, war eine Tarnjacke, deren Farben so verblichen waren, daß sie sich einem schwer zu definierenden graubraunen Ton annäherten. Das alles nahm Bazálik trotz seiner Furcht

wahr, während er, die Hände so hoch über den Kopf gestreckt, wie er es vermochte, auf diesen Mann zuing.

„Wo kommst du her?“

„Aus dem Haus da“, antwortete Bazálik, während er mit dem Kopf seitwärts wies.

„Nimm die Pfoten herunter und halt die Schafe zusammen!“

Bazálik beeilte sich, diesem Befehl nachzukommen. Er trieb die Schafe auf ein saftiges Stück Wiese, wo sie sofort zu grasen begannen. Er überlegte fieberhaft, ob er diesen Mann gleich jetzt erzählen sollte, daß er immer ein Freund der Deutschen gewesen sei, daß er das Eiserne Kreuz besitze und sich geweigert habe, der Miliz beizutreten. Aber der Mann in der verschlissenen Tarnjacke mit der Maschinenpistole in den Händen sah nicht so aus, als ob er sich lange Berichte anhören würde. Er will ja nichts weiter von mir, dachte Bazálik, als daß ich die Schafe zusammenhalte. Er hat mich nicht nach Waffen abgesucht, er ist nicht unfreundlich zu mir. Das redete sich Bazálik so lange ein, bis er fast keine Furcht vor dem Kommenden mehr spürte und soviel Ruhe fand, um zu überlegen, wie er seine Mutter warnen könnte, damit sie nicht mit den Würsten, Speckseiten und Betten dem SS-Mann in die Arme lief.

Harry Hahn, der Mann mit der Maschinenpistole, zweiundzwanzigjährig und aus Kassel stammend, SS-Unterscharführer und damit beauftragt, niemanden aus dem oberen Teil des Dorfes in den Wald entwischen zu lassen, war in der Tat Joseph Bazálik gegenüber von gleichgültigen Gefühlen erfüllt. Er hatte mit einem Blick erkannt, daß sein Gefangener so viel Angst hatte und von so viel Unterwürfigkeit erfüllt war, daß von ihm keine Gefahr ausging. So wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem Geschehen im Dorf zu, soweit er davon etwas erkennen konnte. Das war nicht viel. Die Rauchfahne hatte von ihrer Schwärze eingebüßt, sie erschien jetzt so, als ob trockenes Material verbrenne, und Harry Hahn erkannte daran – er hatte in den letzten Jahren viele Häuser in Flammen stehen sehen –, daß sich der Brand seinem Ende näherte. Das war bestimmt wieder Scheffke, dachte er; wenn nichts brennt, macht ihm die ganze Sache keinen Spaß. Der Alte wird ihn anschießen, aber das macht Scheffke ja nichts aus. Wenn es dumm kommt, zieht er uns noch die Flugzeuge auf den Hals.

Im Dorf stieg eine rote Leuchtkugel hoch und zerplatzte über dem Kirchturm. „Los!“ schrie Hahn, „treib die Schafe dort hoch!“

„Jawohl!“ antwortete Bazálik. Er trieb seine kleine Herde den steilen Weg hinauf, immer bemüht, sie zu schnellem Steigen anzuhalten; er konnte es aber nicht verhindern, daß ein Schaf ausbrach und im Dickicht verschwand. „Laß das Vieh!“ befahl Hahn, „treib die anderen weiter. Und mach bißchen schnell, sonst schieße ich dir eine Kugel in den Arsch.“ Das meinte er keines-

wegs ernst, er sagte es nur so hin und auch nicht in der Absicht, Bazálik zu ängstigen.

Nun begann Bazálik doch zu sprechen. „Sie brauchen nicht“, sagte er, „Sie müssen nicht denken, ich gehorche nicht, ich bin fast ein Deutscher, bitte, ich kenne auch die SS, in Kamienbrod war ich mit der SS zusammen. Ich bin Volksdeutscher, bitte, mir hat man das Eiserne Kreuz verliehen, hier, ich habe es aufgehoben.“

Bazálik nahm das Kreuz aus der Tasche und zeigte es. Er sprach hastig weiter, erzählte, wie ihm ein SS-Offizier auf die Schulter geschlagen hatte, daß seine Großmutter aus der Zips gebürtig gewesen sei. Dabei verlor sich allmählich seine Angst. Noch einmal zeigte er das Eiserne Kreuz vor, denn Hahn hatte bisher nicht darauf geachtet; nun sah Hahn doch hin und lachte. „Steck es ein und halt den Rand“, sagte Hahn. Da schwieg Bazálik betroffen.

Nachdem sie eine halbe Stunde gestiegen waren, kamen sie an den Sammelplatz der „Standarte Germania“. Von hier hatte man einen Blick auf das Dorf; die Rauchfahne stand jetzt steil und blaß über den Häusern; über dem Tal kreiste mit dünnsingendem Motor ein Aufklärungsflugzeug. Hahn meldete, daß außer dem Mann, den er mit seinen Schafen mitgebracht hatte, niemand versucht hatte, auf seinem Abschnitt das Dorf zu verlassen. Ein Mann, der einen an der Unterseite blutigen Rucksack trug, nahm die Meldung entgegen und nickte. „Sie bleiben beim Transport“, befahl er. „Der Slowak soll weiterrücken.“

„Jawohl, Sturmbannführer“, antwortete Hahn. „Haben Sie was besonderes im Rucksack?“

„Gänse.“

„Scheint sich gelohnt zu haben.“

„Hat sich.“

Den Waldweg herauf wurden einige Pferde geführt. Über ihren Rücken hingen Säcke. Die Männer, die sie führten, stammten aus dem Dorf, Bazálik kannte jeden von ihnen. Als letzter kam Vašek. Seine Wange war blutig; das Blut war auf die Jacke hinabgetropft und hatte dunkelrote Flecken hinterlassen. Als Bazálik Vašek an sich vorbeigehen sah, meinte er, Vašek habe ihm zugnickt, aber er war sich dessen nicht sicher. Also haben sie Vašek doch nicht umgelegt, dachte Bazálik. Er hätte gern gewußt, was aus Hudec und Frolko geworden war, aber er wagte nicht, danach zu fragen. Nach den Pferden wurden Kühe an ihm vorbeigeführt; man hatte ihnen Stricke um die Hörner gebunden, Männer aus dem Dorf oder SS-Männer führten sie, andere trieben Schafe vorbei.

Der Mann mit den Gänsen im Rucksack sagte: „Ehe uns jemand nachkommt, vergehen mindestens zwei Tage. Soweit ich überschauere, haben wir sieben Pferde, neun Kühe, an die zwanzig Zentner Mehl und fünfzig Schafe.“

Der zweite Zug hat vielleicht noch mehr.“ Da sah er Bazálik stehen. „Treib deine Schafe mit“, befahl er. Zu Hahn sagte er: „Sie machen den Schluß. Und sobald einer von den Slowaken einen Schritt zur Seite geht, knallen Sie ihn ab.“

„Jawohl“, sagte Hahn. Dann stieß er Bazálik mit der Mündung seiner Maschinenpistole in die Seite, so daß Bazálik nach vorn stolperte.

Es mochte sechs Uhr morgens sein, als Bazálik sich diesem Zug anschloß. Er stieg bis Mittag bergauf und bergab, bis die Tiere an einem Bach getränkt wurden und man ihnen Zeit ließ, Gras und Laub zu fressen. Die SS-Leute – es waren etwa zwanzig, wie Bazálik inzwischen gezählt hatte – zogen Brote und Würste aus ihren Rucksäcken. Einer schimpfte, weil ihm ein Dutzend Eier zerbrochen war, und die anderen lachten. Den Slowaken, denen sie befohlen hatten, sich ins Moos zu setzen, warfen sie ein Brot zu. Hahn, der sie bewachte, sagte zu Bazálik, er solle den anderen mitteilen, es dürfe nicht gesprochen werden.

Die Rast dauerte länger als eine Stunde. Bazálik sah die finsternen Gesichter der Männer aus dem Dorf – sie waren zu elft –, er hätte gern etwas gefragt, aber er wagte es nicht. Vašek lag auf dem Bauch und tat so, als schliefe er. Er flüsterte jedoch mit einem anderen Mann; Bazálik hätte gern gewußt, wovon sie sprachen, er konnte jedoch nichts verstehen. Er überlegte, ob es klug wäre, dem Führer der Bande mitzuteilen, wer er sei. Es konnte sein, daß sie mehrere Tage lang das Vieh durch die Wälder treiben mußten, und er glaubte, sich manche Erleichterung verschaffen zu können, wenn er das Eiserne Kreuz vorwies. Das Stück Brot, das er bekommen hatte, hatte ihn nicht gesättigt, und er blickte neidisch zu den SS-Männern, die Wurst und Schinken aßen. Es ist gut, dachte er, daß Mutter den Karren nicht allein in den Wald ziehen konnte. So habe ich Wurst und Speck, wenn ich zurückkomme.

Einmal wagte er es, eine Frage zu stellen. Es war, als sich Hahn eine Pfeife stopfte und nicht zu den Gefangenen blickte. „Was ist mit Hudec geworden?“ flüsterte er seinem Nebenmann zu. „Tot“, flüsterte der zurück. Bazálik wunderte sich, daß er sich darüber nicht freuen konnte. Ehe sie aufbrachen, fragte Hahn: „Sind Kommunisten unter euch?“ Er blickte dabei Bazálik an, und Bazálik sagte: „Nein, bitte.“

Sie trieben die Tiere, bis es Nacht wurde. Eine Kuh stürzte; die SS-Leute schnitten sich große Fleischstücke heraus und verscharrten eilig den Rest. Als die Dämmerung hereinbrach, führten sie die Tiere auf eine Waldwiese hinaus und banden sie an einem Heuschober fest. Die Kühe wurden gemolken, und eine von ihnen, die aus irgendeinem Grund fortwährend brüllte, schlugen die SS-Leute so lange mit einem Knüttel zwischen die Hörner, bis sie zusammenbrach.

Bazálik hatte inzwischen Zeit gefunden, sich zu überlegen, was er tun sollte. Als einmal die anderen Slowaken so weit entfernt waren, daß niemand ihn hören konnte, sagte er zu Hahn: „Es ist doch ein Kommunist dabei. Bitte, ich möchte es dem Kommandant sagen.“

„So“, sagte Hahn, „ich will mal sehen, ich hole dich dann.“

Die Slowaken mußten sich ins Gras legen. Zwei SS-Männer setzten sich neben sie. „Schlafen!“ befahl einer. Bazálik aber konnte nicht schlafen. Er starrte in den Himmel, über den Wolken huschten, und einmal hier, einmal dort einen Stern freigaben. Er hörte ein Flugzeug brummen und sah, daß die kleinen Feuer, die die SS-Leute am Waldrand entzündet hatten, gelöscht wurden. Sein Hunger wurde immer quälender und steigerte sich unerträglich, als der Wind den Geruch von gebratenem Fleisch herübertrieb. Er überlegte, was geschehen wäre, wenn er sein Haus nicht verlassen hätte, und er wußte, daß er dann jetzt in seinem Bett schlafen könnte, satt von Speck und Brot. Auch die anderen schliefen nicht. Er hörte jemanden flüstern und vermutete, daß es Vašek war. Die Hoffnung wich nicht aus ihm, daß der Kommandant ihn rufen würde; er legte sich alle Worte zurecht, die er ihm sagen wollte, daß er ein Freund der Deutschen sei und mit ihnen gegen die Bolschewisten gekämpft hatte, daß er freiwillig in den Krieg gezogen sei und nach dem Krieg eine deutsche Frau habe heiraten wollen. Er wollte ihm das Eiserne Kreuz zeigen und von dem größten Tag seines Lebens erzählen, damals bei Kamienbrod. Und vor allem wollte er sagen, daß Vašek ein Kommunist sei. Dann durfte er, so war er sicher, schon am nächsten Morgen in sein Dorf zurückkehren.

Er wußte nicht, wie lange er gelegen hatte, als Hahn über die Gefangenen hinwegstieg und ihn mit der Maschinenpistole antippte. Er mußte wohl doch geschlafen haben, denn es erschien ihm anfänglich so, als ob ihn seine Mutter geweckt habe, er meinte das Ticken der Uhr neben seinem Bett zu hören. „Komm mit“, befahl Hahn.

Bazálik stolperte ihm nach, zum Waldrand hinüber. Der Mann, der die Gänse im Rucksack getragen hatte, saß über ein Feuer gebückt, das er anbließ. „Hier ist der Mann, Sturmbannführer“, sagte Hahn.

„Setz dich“, befahl der Sturmbannführer. Er bließ weiter in das Feuer. Als Flammen aus der Glut schlugen, hängte er ein Kochgeschirr darüber. Der Geruch von gekochtem Gänsefleisch stieg Bazálik so stark in die Nase, daß er fast ohnmächtig wurde.

„Was willst du?“

Da stieß Bazálik hastig alles heraus, was er sich zu sagen vorgenommen hatte. Er verlor den Zusammenhang, sprang von Kamienbrod zur Geschichte seiner Großmutter, von der Gerichtsverhandlung zurück zu seiner Auszeichnung, und zwischendurch verriet er Vašek, den Kommunisten. „Bitte“, sagte

er, „ich bin Volksdeutscher, ich bin kein Slowak und kein Kommunist, und wenn Sie mir etwas zu essen geben wollten, bitte, ich bin hungrig, ich will auch...“

Da erscholl von dort, wo die übrigen Gefangenen lagen, Geschrei. Der Sturmbannführer sprang auf. Auch von den anderen Feuern rannten SS-Männer fort auf die Wiese hinaus. Bazálik wußte ebensowenig wie der Sturmbannführer, was geschehen war. Er wartete darauf, daß geschossen würde, aber es fiel kein Schuß. Plötzlich hatte er Angst davor, der Sturmbannführer würde ihn schlagen; er hätte nicht zu sagen gewußt, warum er diese Angst fühlte, und er duckte sich.

Nach einer Weile kam Hahn herüber. Vier Mann seien plötzlich aufgesprungen und nach mehreren Seiten davongerannt. Es hätte keinen Zweck gehabt zu schießen, denn die Dunkelheit habe sie sogleich verschluckt; außerdem sei ja befohlen worden, möglichst nicht zu schießen.

Der Sturmbannführer fluchte. „Sofort zum Aufbruch fertig machen“, befahl er. „Sobald es ein wenig hell wird, ziehen wir los. Und die Slowaken werden gefesselt. Frag den hier, ob der Kommunist noch da ist.“ Hahn machte sich daran, Bazálik's Hände mit einem Riemen zusammenzubinden. „Bitte“, flüsterte Bazálik, „ich habe doch...“

„Halt die Schnauze“, befahl Hahn. Da schwieg Bazálik betroffen.

Er wurde zu den übrigen sechs Gefangenen geführt; man fragte ihn, ob der Kommunist noch da sei. Bazálik schüttelte den Kopf.

Als die Dämmerung schwach über die Hügel kroch, zog die Bande weiter. Die Gefangenen mußten mit gefesselten Händen die Kühe hinter sich herziehen. Einer von ihnen, ein älterer Mann, blieb vor Erschöpfung liegen. Da erschlug ihn Scheffke.

Sie marschierten mehrere Stunden lang durch den Wald. Am Ende des Zuges gingen der Sturmbannführer, Hahn und Scheffke. „Es wird Zeit, daß wir die Leute loswerden“, sagte der Sturmbannführer. „Fliehen wird zwar keiner, aber wir brauchen sie auch nicht mehr. Die Kühe treiben wir zum Lager IV, dort salzt ihr das Fleisch ein. Die Schafe treiben wir hoch zum Hauptlager, das Mehl kommt ins Lager VI. Das alles kann heute und morgen geschehen; ehe die Armee da ist, sind wir aus dem Gebiet hinaus, und wenn wir in drei Monaten wiederkommen, machen wir die Lager auf. Dann soll sich die Armee den Kopf zerbrechen, wovon wir leben.“

„Und die Gefangenen?“ fragte Hahn.

„Übernimmt Scheffke.“

Am Mittag dieses Tages – die Bande hatte ein enges, von Felsen gesäumtes Seitental erreicht – trieb Scheffke die Gefangenen in eine Schlucht hinein. Er prüfte die Abhänge auf die Möglichkeit hin, Erde zum Abgleiten bringen

zu können. Als er eine solche Stelle gefunden hatte, wies er die Gefangenen an, dorthin zu gehen. Sie waren immer noch gefesselt und stiegen mühsam über die Steine. Manchmal schwankten sie vor Erschöpfung oder glitten aus, dann trieb Scheffke sie wieder hoch. Scheffke sah dem, was in den folgenden Minuten geschehen sollte, mit Gleichmut entgegen. Er war seit vielen Jahren daran gewöhnt, dergleichen zu tun, er hätte die einzelnen Fälle nicht aufzählen noch die Zahl der Menschen nennen können, die er getötet hatte. Einmal hatte er versucht zu schätzen – es war während eines Gesprächs gewesen, in dem sich ein Kamerad damit gebrüstet hatte, seit Beginn des Krieges vier- bis fünftausend Menschen umgebracht zu haben –; er selbst war bei dieser Rechnung auf etwa tausend gekommen, aber er wußte nicht mit Sicherheit, ob es hundert mehr oder hundert weniger waren. In diesem Fall war alles sonnenklar: Man hatte die Slowaken gebraucht, um das Vieh in die Berge zu treiben, nun brauchte man sie nicht mehr. Man konnte sie aber auch nicht zurückschicken, weil sie dann dem Feind ihre Fährte verraten hätten. Es war schon schlimm genug, daß vier Mann entwischt waren, unter ihnen, wie man hörte, ein Kommunist.

Scheffke bedauerte, daß er nicht schießen durfte, denn das hätte ihm die Arbeit erleichtert. Aber es mußte mit Munition gespart werden, und anderer-seits hatte er keine Lust, sich die Feinde auf den Hals zu locken.

Er befahl den Gefangenen, niederzuknien, und als einer nicht verstand oder nicht verstehen wollte, stieß er ihn mit dem Kolben seines Gewehres in die Kniekehlen. Er war gespannt, ob seine Gefangenen merkten, was ihnen bevorstand, und er war neugierig, ob und in welcher Form sie sich zur Wehr setzen würden. Er wartete fast auf Widerstand, denn das hätte die nächsten Minuten für ihn interessant gemacht. Aber die Gefangenen knieten sich hin, wie es von ihnen verlangt wurde, und einer fiel vor Erschöpfung auf das Gesicht. Das war Bazálik.

Scheffke überlegte noch, ob er die Taschen der Gefangenen durchsuchen sollte, aber es mochte keinen Zweck haben, denn sie waren bestimmt schon von den Kameraden ausgeräumt worden. So stellte er sich also hinter die sechs Männer und begann, ihnen die Köpfe zu zertrümmern. Er hatte zweimal ausgeholt und zugeschlagen, als einer der Gefangenen aufsprang und davonlaufen wollte. Aber er kam nicht weit. Jetzt mußte Scheffke hin und her springen, einmal hier und einmal dort zuschlagen, er hörte das Brüllen der Männer, da geriet er, der bisher innerlich unbeteiligt gewesen war, in einen Rausch, er schrie jetzt Worte und Laute, die tief aus seinem Innern kamen, die er nicht mit seinem Hirn zu formen brauchte und die keiner Sprache angehörten. Er schlug und schlug, traf Arme und Schultern, schlug auf Köpfe, auf die er nicht mehr zu schlagen brauchte. Dann stand er für einen Augenblick still. Vor ihm kniete ein Mann, der letzte der sechs, er hob

die gebundenen Hände auf und stammelte: „Ich bin, bitte, hören Sie doch, ich bin...“

Da erschlug ihn Scheffke.

Danach hatte er damit zu tun, die Toten zu verscharren. Seine Erregung klang allmählich ab, während er die Leichen an den Hang heranzerrte, hinaufkletterte und mit dem Spaten Steine, Erde, Grasbrocken und Baumwurzeln losbrach und hinunterrutschen ließ. Er hatte nicht länger als eine halbe Stunde gearbeitet, als sein Werk beendet war; der Hang sah so aus, als sei aus irgendeinem Grund die Erde abgerutscht. Daß unter ihr sechs Männer verscharrt lagen, konnte niemand ahnen. Da wischte sich Scheffke die Hände ab und machte sich auf den Rückweg.

Am Ende des Tals hatte Hahn auf ihn gewartet. Sie gingen zusammen der Bande nach. „Alles in Ordnung?“ fragte Hahn. Scheffke nickte.

Nach einer Weile sagte Hahn: „Vielleicht hätte man den einen in die Standarte aufnehmen können. Sein Pech ist bloß, daß wir schon genügend Polen und Ukrainer und alles mögliche Gesindel in der Truppe haben. Ein gewisses Kräfteverhältnis muß schließlich gewahrt bleiben.“

Einmal waren sie sich nicht schlüssig, ob sie dem Haupttal folgen oder in ein Seitental einbiegen sollten. Sie suchten nach Zeichen, fanden keine, berieten sich eine Weile und entschieden sich dann für das Seitental. Scheffke war schon einmal in dieser Gegend gewesen; er kannte das Ziel des Tagesmarsches und hoffte, es auf diesem Weg am leichtesten zu erreichen.

„Übrigens war er fast ein Deutscher, wie er behauptete“, sagte Hahn.

„Wer Deutscher ist, bestimmen immer noch wir“, entgegnete Scheffke. Da lachten sie. Dann stiegen sie weiter das Tal hinauf und drangen tiefer in den Wald, der immer dunkler und unergründlicher wurde.

Und wenn wir zugrunde gehen – am Wege; unwissend, ohne Antwort und Trost: Wäre dann alles sinnlos gewesen? Das redet niemand mir ein! Da nichts in dieser Welt verschwendet wird; da alle Energien sinnvoll wirken, mit Plan und kluger Absicht trefflich organisiert –: warum sollten gerade die Kräfte unseres lebendigen Herzens, unsere Schmerzen und Gedanken, sich ziellos verirren und ganz verloren sein?

Klaus Mann (1939)

Klaus Mann, der am 22. Mai 1949 seinem Leben ein Ende setzte, wäre am 13. November 50 Jahre alt geworden.

„DIE WITWE CAPET“

Nach der Dresdner Uraufführung

Von dem Historiker und Sorbonne-Professor Seignobos wird anekdotisch erzählt, er habe aus dem Lesesaal der ihm unterstellten Bibliothek alle Geschichtsdarstellungen entfernen lassen und nur die *collection de documents bruts*, nur das nackte, zu keiner Synthese gefügte Tatsachenmaterial stehenlassen.

Der Dichter Lion Feuchtwanger setzt als Motto vor seinen historischen Roman der herausziehenden Französischen Revolution, „Die Füchse im Weinberg“, die Meinung des Aristoteles: „Die künstlerische Darstellung der Geschichte ist wissenschaftlicher und ernsthafter als die exakte Geschichtsschreibung. Die Dichtkunst nämlich geht auf Kern und Wesen, während der exakte Bericht nur Einzelheiten aneinanderreicht.“

Der Historiker Seignobos verengt und erniedrigt am Ende des neunzehnten Jahrhundert das Wesen der Geschichtsschreibung in einer Art von Notwehr gegen die glänzende Unehrllichkeit Ernest Renans, der für sein Historienwerk das Recht beansprucht (und maßlos ausbeutet), die überlieferten Dokumente nicht nur zu beseelen, sondern auch „mit sanfter Nachhilfe geschmackvoll zu interpretieren“, wodurch denn das als wissenschaftliches Opus Bezeichnete bisweilen zum Sensationsroman wird.

In einem Vortrag „Vom Sinn und Unsinn des historischen Romans“, den Feuchtwanger 1935 hielt und der jetzt in dem inhaltschweren Sammelband seiner „Centum Opuscula“ steht, hat er sich über den Unterschied und die Verwandtschaft zwischen dem Autor historischer Romane und dem Historiker ausgesprochen, die längste Zeit, mit dem größten Nachdruck und zumeist mit vollkommener Sicherheit über den Unterschied. Ein Historiker ist ihm ein Mann der Analyse und der Theorie, „ein Mann, der an der Hand von Fakten Gesetze der Entwicklung der Menschheit aufzuzeichnen sucht“. Der Verfasser eines historischen Romans dagegen, sofern er ein echter Dichter ist, hat einen anderen Ausgangspunkt und stellt sich eine andere Aufgabe: er will „nichts dergleichen aufzeichnen, sondern nur sich und sein Weltbild“. Aber weshalb ringt er zu diesem Zweck um die Erkenntnis einer fernen Vergangenheit, weshalb – das hier angeführte Beispiel – erzählt er die Geschichte des Juden Süß Oppenheimer, wo es ihm eigentlich um die Geschichte

des Zeitgenossen Walter Rathenau ging? Weil er in der vergangenen Situation etwas abgeschlossen Festes vor sich hat an Stelle der flutenden Gegenwart, weil er ruhiger, unbefangener, objektiver in den Spiegel der Vergangenheit als in die quälende Gegenwart zu blicken vermag. Aber wenn ihm der Spiegel wirklichen Dienst leisten soll, dann muß er, einfach gesprochen, in Ordnung sein, das heißt, die Vergangenheit muß in aller Echtheit, mit historischer Treue, dargestellt sein; und wenn der Betrachtende darin nicht nur sein umgrenztes Ich, sondern sein gesamtes Weltbild erfassen will, dann wird er wie der Historiker neben den unverändert gleichbleibenden Grundzügen der menschlichen Natur auch die sich ständig verändernden Züge, auch das Wirken der gesellschaftlichen Entwicklung erkennen. Gewiß, er sieht und schreibt als gestaltender Künstler, „als Komponist und nicht als Forscher, der sich mit den Problemen der Akustik befaßt“. Gewiß, er verändert Einzelheiten um des Gesamtbildes willen, um die innere Wahrheit durchscheinend zu machen. Hindenburg kritisiert einen Maler, der die Uniformknöpfe falsch gesetzt hat, „Liebermann hatte andere Meinungen von Porträtmalerei“. Feuchtwanger seinerseits hat es um der Gesamttreue willen gelegentlich nicht beim bloßen Uniformknopf bewenden lassen – Rousseaus Ermordung ist eine harte Nuß. Aber auf der andern Seite im Punkte des Historikers teilt Feuchtwanger durchaus nicht Seignobos' Meinung. Mit der bloßen Aufreihung der *documents bruts* ist gar nichts getan; „werden diese Fakten ohne Kunst zusammengestellt, dann ergeben sie Geschichte so wenig, als Butter, Eier und Petersilie Anspruch darauf erheben können, ein Omelett zu sein“. Womit denn die prinzipielle Verschiedenheit zwischen dem Dichter historischer Stoffe und dem Historiker zu einer ebenso prinzipiellen Verwandtschaft wird.

Feuchtwanger besitzt, und eben hierin liegt seine außerordentliche Eigenart, doppelte – wenn man genau sein will, dreifache – Begabung: die des Dichters, des Historikers und des Geschichtsphilosophen. Gerade deshalb erreicht er trotz der Menge und Bedeutsamkeit seiner Bühnenwerke vollkommene Originalität und die äußerste Höhe seiner Leistung im Roman, denn hier kann er in jedem Augenblick vom Erzählen und Menschengestalten zum historischen und philosophischen Betrachten übergehen und aus dem Gebiet der Studie in das der Dichtung zurückkehren, wobei sich dann jedesmal eine wechselseitige Bereicherung der beiden Gebiete ergibt und ihre Verwandtschaft stärker ins Auge fällt als ihre Verschiedenheit. Im Aristoteles-Motto ist dies alles halb ausgesagt, halb angedeutet.

Es steht wie gesagt vor dem in fast zwanzigjähriger Arbeit vollendeten Roman. Wie kommt es, daß Feuchtwanger beim Beginn eben dieser Arbeit in dem erwähnten Vortrag mit wiederholtem Nachdruck erklärt: „Der Leser, der im historischen Roman Belehrung sucht, begeht den gleichen Irrtum wie

der Autor, der mit dem Historiker in Wettbewerb treten will!“ Damals sind von seinen historischen Romanen doch schon „Die häßliche Herzogin“, „Jud Süß“ und zwei Teile der „Josephus“-Trilogie vorhanden, und alle in dem gleichen Doppelsinn geschrieben wie die folgenden Werke des gleichen Gebietes. Ist der Satz aus koketter Bescheidenheit zu erklären, als ein *fishing for compliments*? Nein, der längst berühmte Autor hätte das gewiß nicht nötig. Ich glaube eher, daß erbitterte Ironie dahinter steckt, Haß gegen die berufsmäßigen Geschichtsschreiber und -professoren der Hitlerzeit. Soll man sich von ihnen über den Sinn der Geschichte belehren lassen? Sie mischen Gift in ihr „Omelett“, sie verkennen und entstellen wissentlich die „Grundlinien der Entwicklung der Menschheit“, die er selber, der Romandichter Feuchtwanger, in der Hegelschen Philosophie kennengelernt hat. Freilich nennt er zu Georg Lukács' Betrübnis als seine weiteren Philosophielehrer auch Nietzsche und Benedetto Croce. Aber bürgerlich oder marxistisch oder auf dem Wege zum Marxismus: was ihn alle Geschichtsbetrachtung lehrt und was der Leser bei ihm lernen soll, ist Parteinahme „für die Vernunft“ und „gegen die Dummheit und Gewalt, gegen das, was Marx das Versinken in die Geschichtslosigkeit nennt“.

In drei Schöpfungen hat Feuchtwanger den Komplex der Großen Französischen Revolution von ihrem Anschleichen bis zur entscheidenden Höhe der *terreur* behandelt. Zuerst in dem grandios umfassenden Roman „Die Füchse im Weinberg“, der später an Stelle des symbolisch poetischen den schlichter konkreten Titel „Waffen für Amerika“ erhielt und nun beide Bezeichnungen gemeinsam trägt. „Waffen für Amerika“: die Selbstvergiftung des *ancien régime* durch sein Bündnis mit den amerikanischen „Rebellen“ ist das innere und durchgängige, die Vielschichtigkeit der Einzelhandlungen zusammenhaltende Thema; der Abschluß des Kriegsvertrages zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten, wobei riesengroß und symbolhaft der Schatten des Bürgers Benjamin Franklin auf die Treppe von Versailles fällt, steht am Ende des Werkes. „Die Füchse im Weinberg“: das Einschleichen der demokratisch revolutionären Ideen in den Weinberg des Gottesgnadentums und des Feudalismus. Ein zweiter Roman: „Narrenweisheit oder Tod und Verklärung des Jean-Jacques Rousseau“ (ausführlicher und glücklicher von der Doppelwirkung der Rousseauschen Werke handelnd als von Jean-Jacques selber) führt bis zum vollen Sieg der Revolution. „Die Witwe Capet“ endlich (oder dazwischen), ein Stück in drei Akten – wohlgemerkt: Feuchtwanger nennt das Drama nicht „Tragödie“, auch nicht „Schauspiel“, worunter wir die Dramatisierung eines Konflikts verstehen, der ohne den vollkommenen Triumph der einen, die vollkommene, tödliche Niederlage der anderen Partei endet, er bedient sich vielmehr des absolut farblos nüchternen, des

sozusagen fühllosen Ausdrucks „Stück“ – „Die Witwe Capet“ hat zum alleinigen Inhalt den Prozeß und die Hinrichtung der Königin.

Marie-Antoinette tritt in dem ersten Roman wieder und wieder auf, im zweiten in einer wesentlichen Episode; im Drama fällt ihr, im Gegensatz zu der ausdrücklich betonten und mit aller Verstandeskraft und Kunst angestrebten Absicht des Dichters, die alleinige Heldenrolle zu. Von den „Füchsen im Weinberg“ sagt Feuchtwanger mit vollem Recht aus, was mindestens ebensosehr auch auf den Roman des Rousseauismus zutrifft und was sich eben aus dem Zusammenwirken jener dreifachen Begabung des Autors ergibt, daß nämlich sein Held kein Einzelner sei, sondern die in der Geschichte wirkende Idee des Fortschritts, der alle Akteure des Geschehens, die Fortschrittler wie die Reaktionäre, die Bewußten wie die Unbewußten, dienen.

Aus der Gestaltenmenge der Revolutions-Trilogie ragt Marie-Antoinette auf eine besondere Weise hervor; obwohl Feuchtwanger das Porträt Franklins als einen „weißen Fleck“ in der Mitte des entstehenden Gemäldes bezeichnet (und nur die Ausfüllung dieser Lücke habe die Vollendung der „Füchse im Weinberg“ so lange hinausgezögert), so muß es doch wohl die Königin sein, die sein künstlerisches Interesse am entschiedensten gefesselt hat – Beweis die Porträtierung in allen drei Teilen der Trilogie. Ich sage *künstlerisches Interesse*, und nicht etwa besondere Zu- oder Abneigung. Was innerhalb der „Füchse im Weinberg“ die Königin von allen anderen Personen unterscheidet (und was eine besondere ästhetische Aufgabe in sich schließt), ist dies: die andern tragen gewiß alle typische Züge ihrer Zeit und ihrer Gesellschaftsschicht, aber sie sind durchaus und unverwechselbar Individuen. Ludwig XVI. ist gewiß König und von seiner Königswürde durchdrungen, aber in seiner gutmütigen Trägheit und Plumpheit, seiner hilflosen Voraussicht, seiner Deplaciertheit auf dem Thron keineswegs *der* König; ebensowenig ist Beaumarchais, der Dichter und Rhetor, der „profitgierige“ Idealist und Spekulant, *der* Bürger, und ebensowenig ist Franklin, den amerikanischen Mitbürgern, den Franzosen und dem Dichter Feuchtwanger gleich schwer bestimmbar, *der* Amerikaner schlechthin. Marie-Antoinette dagegen ist mehr als ein Individuum mit typischen Zügen. Sie soll genauso lebendig sein wie alle andern Personen und ist es auch, aber zugleich ist sie in eine gewisse begriffliche Starrheit erhöht und gebannt. In den mittelalterlichen Moralitäten spielen personifizierte Begriffe, allegorische Gestalten die zentrale Rolle, es treten Personen wie „Tugend“ und „Laster“, „Mutter Kirche“ und „Volk“ auf. Ganz ebenso könnte Feuchtwangers Marie-Antoinette „Rokoko“ heißen, schlechthin und mit dem großen Anfangsbuchstaben. Sie ist die allegorische Verkörperung dieses Begriffs in seiner absoluten Reinheit.

Rokoko, im letzten eine anmutig spielerische Haltung des Denkens und Fühlens, ist als eines der dauernden Elemente, der *traits éternels*, des fran-

zösischen Nationalgeistes vom Anbeginn der französischen Literatur bis auf ihr Heute deutlich zu spüren. Man pflegt es in Kunst- und Literaturbetrachtung auf das achtzehnte Jahrhundert zu fixieren, weil es hier dominierender hervortritt als in den früheren Jahrhunderten und in der Folgezeit. Aber bei allem Dominieren begegnet man doch auch hier dem Rokokobegriff in der Wirklichkeit und in der Literatur kaum jemals als absolutem Alleinherrscher. (Auf dem Gebiet der Malerei und der bildenden Kunst sieht es anders aus – wie denn die wissenschaftliche Entdeckung und Benennung des Begriffes von eben diesem Gebiet ausgeht.) Immer sonst ist das Element Rokoko mit reinen oder unreineren Elementen legiert. Aufklärer bedienen sich seiner als Waffe im Kampf um die geistige Befreiung, Unbefriedigten dient es zur Übertäubung quälender innerer Leere, allzu vielen Menschen zur äußeren Politur grobsinnlicher, zur Verschleierung brutal egoistischer Genußsucht. Das ästhetische Problem im Punkte der Königin bestand für Feuchtwanger darin, sie als allegorische Göttin „Rokoko“ zu monumentalisieren und sie zum andern und gleichzeitig zum lebendigsten Individuum zu gestalten. Er löste diese Zirkelquadratur, indem er Marie-Antoinette in immer neue Situationen und Beleuchtungen stellte. In der Studie „Zu meinem Roman ‚Waffen für Amerika‘“ charakterisiert er sie als „die liebenswerte, im Grunde gutartige, verspielte Marie-Antoinette, königlich und backfischhaft, die immer glaubt, sie müsse Schicksal spielen und rundum alle nach ihrem Willen bewegen, während sie selber immer Puppe ist, bald in den Händen ihrer Günstlinge, bald in den Händen Benjamin Franklins oder Beaumarchais“. Immer in den einzelnen Szenen des Romans sind die verderblichen Folgen der „Verspieltheit“ dem denkenden Leser unmittelbar deutlich, aber immer ist diese Marie-Antoinette in den Bereich der reinsten Anmut erhoben. Alle Niedrigkeit fehlt. Wenn die blutjunge Königin hochmütig einherkommt, so ist ihr Hochmut eine ererbte und anerzogene Selbstverständlichkeit und ganz verklärt durch angeborene aristokratische Grazie; wenn sie maßlos verschwendet, so übt sie die Verschwendung ohne gemeinen Egoismus, ohne gemeine Genußsucht: die dem Staat so furchtbar fehlenden Millionen wendet *Madame Déficit* ihren Freunden zu oder setzt sie an den Ausbau ihres Trianon. Und Trianon bedeutet für sie eine Kultstätte des sentimentalischen Rousseauismus und der sentimentalischen Kunst. Feuchtwanger hat das mit witziger Satire unterstrichen; nicht nur die Bauten des „Dörfchens“ müssen die geleckte Eleganz eines höfischen Idylls besitzen, während tiefes Elend in den wirklichen Dörfern des Landes herrscht, sondern man wählt auch die Bewohner nach entsprechenden künstlerischen Gesichtspunkten aus: Schulmeister Lepain verdankt den hübschen Posten seiner Ähnlichkeit „mit dem Dorfschulmeister des Greuze“. Auch in ihrer außerehelichen Erotik ist Marie-Antoinette nur eine Spielende, Ehebruch wird vermieden, und das

Kind ist wirklich das Kind des Königs. Und Spiel ist jede ihrer politischen Betätigungen; die ahnungslose „Puppe“ vollzieht jedesmal ihren Auftrag mit der eifrigsten Anmut. Und immer sieht ihr der Romanautor Feuchtwanger mit einer heiteren Bewunderung zu, in die sich einige Ironie mischt. Nur einmal ist ungemischte Bewunderung vorhanden: die Geburt des Kindes vollzieht sich als Staatsakt vor den Augen des Hofes, und die Königin bewahrt in aller Qual ihre königliche Haltung. Und nur einmal geht die Ironie des Autors ein Bündnis ein mit mitleidig liebevoller Anteilnahme: in der Szene zwischen Toinette und dem großen Bruder Josef, der der kleinen Schwester, der allzufrüh in die Fremde verpflanzten, allzu früh mit der gefährlichen Krone belasteten, sehr warmherzig und sehr schulmeisterlich politische Belehrung erteilt. Erst schmolzt sie, dann schüttet sie weinend ihr Herz aus, dann gelobt sie, sich zu bessern, wird auch später Josefs Vorschriftenheft wie eine brave Schülerin zur Hand nehmen – aber sie kommt nicht weit in ihrer Lektüre, das ist alles so trocken wie eine Grammatik, und von Trianon zu träumen ist soviel erfreulicher. Josef aber berichtet brieflich seinem Bruder, es sei ihm kaum geglückt, „Tonis hübschen leeren Kopf zurechtzusetzen . . . und wenn das so weitergeht, dann sehe ich für unsere Schwester ein grausames Erwachen voraus“.

Mit kalter und eindeutiger Verachtung dagegen zeichnet Feuchtwanger die Königin auf wenigen Seiten des Rousseau-Romans. Auch hier ist sie Werkzeug: ihre Anwesenheit an Rousseaus Grab in Ermenonville soll einen drohenden Skandalprozeß, eine peinliche Exhumierung verhüten helfen. Nach Feuchtwangers Fiktion ist der Philosoph ermordet worden, Therese Levasseur weiß um den Mord und ist dem gemeinen und nichts als habgierigen Mörder hörig; die lebenslängliche Analphabetin ist für den Dichter eine völlige Idiotin, deren gute wie schlechte Eigenschaften in rein tierischer Animalität wurzeln (womit er zwar übertreiben, aber doch der Wahrheit ungleich näherkommen dürfte als Julius Willes peinliche Glorifizierung der „Gefährtin“). Marie-Antoinettes Herablassung zu der „fatalen Person“ ist einstudierte Leutseligkeit – darin „waren die Habsburger den andern Monarchen voran“ –, und phrasenhaft verständnislos sind die Worte über das „hübsche und stimmungsvolle Grab“ und über die Neue Héloïse. Vor allem aber drängt sich dem Leser bei dieser Konfrontierung der beiden Frauen unweigerlich die Frage auf, ob denn im allerletzten der geistige Abstand zwischen ihnen trotz aller polierten Weltläufigkeit der Königin ein gar so großer sei. Schuldlos sind sie beide durch absolute Dummheit. Später wird im Vorbeigehen das Ende der Königin erwähnt: „Man hat sie nach einem kurzen, fratzenhaften Prozeß hingerichtet . . . Sie war nicht sehr klug gewesen, die Habsburgerin Marie-Antoinette. Aber Schmerz machte geschick, Leid machte geschick.“ So sieht ihr Nachruf aus in diesem Roman, der in seiner Darstel-

lung der mörderisch entfesselten Revolution ganz und gar auf der Seite des Volkes steht, auch wenn es in rasender Wut und wilder Notwehr grausam viel Blut wahllos vergießt.

Der Roman „Narrenweisheit“ ist 1952 erschienen, „Die Witwe Capet“ trägt das gleiche Erscheinungsdatum. Das „Stück“, das eine Tragödie ist – und der vorangestellte Karl-Marx-Ausspruch von dem tragischen Untergang des weltgeschichtlich, nicht persönlich irrenden *ancien régime* weist darauf hin –, blieb jahrelang unaufgeführt, weil eine politisch falsche Auslegung zu befürchten stand, so als hätte Feuchtwanger hierin Partei ergriffen für das Königtum und gegen das Volk. Er hat sich über solche Mißdeutung bitter beklagt, er hat auf der andern Seite schon 1938 – „An meine Sowjetleser“ – erklärt, wie entschieden er sich unter dem Doppeleinfluß „des imperialistischen Krieges und . . . der sozialistischen Gesellschaft in der Sowjetunion“ von seiner ursprünglich bürgerlichen und „formalistischen“ Haltung fort auf den Marxismus hin im politischen Denken und in seiner Kunstauffassung entwickelt habe.

Die beiden zitierten Romanstellen, die verachtungsvolle und die kühl mitleidige, scheinen mir im Hinblick auf das Drama für Feuchtwanger geradezu eine Beschwichtigung des eigenen künstlerischen Gewissens. In einem verteidigenden Artikel hat er die historische, die objektive Schuld der „nicht eben bedeutenden Frau“, die unschuldig zum Schafott zu gehen glaubt, stark unterstrichen und mit Recht erklärt: „Wer die ‚Witwe Capet‘ liest, kann, scheint mir, diesen Sinn des Stückes nicht mißverstehen.“ Das ist fraglos richtig – nur eben für den, der es „liest“. Sicherlich, der Wortführer der historischen Gerechtigkeit, Saint-Just, sagt in der Gerichtsszene, und dringlicher noch, mit grausam kaltem Fanatismus in glänzender Rhetorik zugleich ausgebreitet und tödlich zugespitzt beim Überbringen des Todesurteils, er sagt alles, was die Vernunft und die Erkenntnis der historischen Sachlage zu sagen hat. Man liest das mit vollem Genuß, auch auf der Bühne ist es wirksam – aber beinahe peinlich wirksam: das rhetorische Element, die wohlvorbereitete Formulierung schaden hier dem echten Wahrheitsgehalt. Denn das Gefühl des Zuschauers geht mit der Verurteilten, und vom lebendigen Drama, das heißt von seiner theatralischen Verkörperung aus, geht der entscheidende Weg (allem Verfeinern und künstlichen Theoretisieren zuwider) zum Herzen und nicht zum Intellekt. In diesem Drama ist die Königin die sichtbar Leidende – von den Leiden des Volkes wird nur geredet; in ihrem Prozeß geht es wirklich „fratzenhaft“ zu: man wirft ihr schmutzige Perversität vor, man spielt in widerwärtiger Weise ihr Kind gegen sie aus, die Richter stehen unter dem Druck der Volksstimmung, und das Volk ist in konzentriertem Realismus keineswegs nur durch saubere, sittlich saubere Menschen vertreten (neben dem eleganten Logiker Saint-Just und dem biedereren Simon steht erpresse-

risch der skrupellose Hébert). Marie-Antoinette aber bewahrt, erhöht im Unglück, die alte königliche Haltung, aus ihrem alten Hochmut ist Stolz und Würde geworden. Feuchtwanger verwendet den bekannten Ausspruch, wonach die Aristokraten des *ancien régime* zwar schmachlich gelebt, aber zu sterben verstanden haben, und die Witwe Capet stirbt durch drei Akte. Im Gefühl ihrer Schuldlosigkeit und ihrer königlichen Pflicht der Repräsentanz zwingt sie sich Haltung ab bis zum letzten Augenblick. Ihre schreckliche Verlassenheit inmitten der veränderten feindlichen Menschheit, ihr Alleinsein und ihre ungebrochene Selbstbehauptung wurden durch die Regie der Dresdener Uraufführung beinahe überstark hervorgehoben. (Welch ein Erfolg unserer Demokratie, daß wir hier politisches Mißverständnis nicht mehr engherzig zu fürchten haben!) Man sah bei sonst verdunkelter Bühne im brennend weißen schmalen Streifen des Scheinwerferlichts einzig die weißgekleidete Gestalt der Marie-Antoinette, aufrecht und strahlend auf dem Henkerkarren, nicht mehr die Witwe Capet, ganz und gar die schöne Märtyrerin, verklarte Heilige und Göttin des Rokoko. Hat Feuchtwanger die schöne Sünde dieser dramatischen Verklärung der als menschliche Persönlichkeit und als Königin fragwürdigen und unheilvollen Marie-Antoinette wirklich nur „auf das Drängen einer großen Schauspielerin“ unternommen? Als er sich 1938 auf die Seite seiner Sowjetleser stellte, warnte er dennoch parenthetisch vor der Übertreibung dessen, „was man in der Sowjetunion Formalismus nennt, da solche Übertreibung bedenklich in die autonome Sphäre des Künstlers eingreift“. Ich glaube, der Demokrat und Geschichtsphilosoph Feuchtwanger hat in den entscheidenden Szenen der „Witwe Capet“ unter dem Zwang seines Künstlertums der Göttin des Rokoko gehuldigt.

In diesem Sommer sah ich in Paris eine mittelmäßige Aufführung der „Maria Stuart“ in französischer Sprache. Das Programm enthielt eine kleine Analyse des Trauerspiels. Der Verfasser, Charles Charras, wies darauf hin, wie sehr Schiller nach seiner historischen Erkenntnis und seiner gesamten Weltanschauung auf die Seite der Elisabeth gehöre. Aber, hieß es am Schluß, Maria Stuart habe ihn „verführt“: „Ce ne fut pas la moindre de ses conquêtes“, das war nicht die schlechteste unter ihren Eroberungen. Man kann das gleiche von Marie-Antoinette und dem Dichter Feuchtwanger sagen. In seinen Romanen hat er ihrer Verführung ernsthaft widerstanden, in seinem Drama hat er sich von ihr erobern lassen.

DER WINTER HAT ZÄHNE WIE EIN BÄR

„Du solltest dir die Zeit nehmen, mit uns zu essen“, sagte die Frau des Händlers William Matt, „du hast eine lange Fahrt vor dir.“ Elisabeth Matt hatte die Arme in die breiten Hüften gestützt und sah mütterlich besorgt auf Edward Dokis, der vor ihr stand und zum See hinunterblickte, auf dem sein Motorboot lag. Der Motor tuckerte leise und gleichmäßig, und der Bug des Bootes schaukelte und warf Kreise auf das Wasser, die sich schnell vergrößerten. Der Gehilfe des Händlers verstaute die Lebensmittel im Rumpf des Bootes, der langsam tiefer ins Wasser sank.

„Laß, Elisabeth“, sagte Dokis freundlich zu der Frau, „ich weiß, daß du es ehrlich meinst. Aber ich möchte nach Hause. Ich habe fünf Stunden Fahrt, und Jeanette wartet.“

„William“, wandte sich Elisabeth an ihren Mann, „sag du ihm, daß er bleiben soll. Er hört nicht auf eine Frau. Er ist ein echter Indianer.“

„Im Ernst“, sagte William Matt ruhig, „du solltest bleiben und in aller Ruhe mit uns essen. Wenn du um zwölf Uhr abfährst, bist du um fünf zu Hause, noch vor der Dunkelheit. Und wir sehen dann klar wegen der Kälte.“

„Danke, Will“, sagte Dokis und faßte den breitschultrigen, wuchtigen Mann am Arm, „aber ich denke, daß es nicht so gefährlich wird. Sturm ist nicht gemeldet, und in fünf Stunden bin ich zu Hause.“

„Gleich bin ich fertig!“ rief der Gehilfe. „Noch diese zwei Pakete, dann kann die Reise losgehen. Ich bin froh, Mister Dokis, daß nicht ich es bin, der über den See muß.“

Dokis lachte. Schwarz und still lagen die Wälder an den Flußufern, ihre Kronen und die Ufer waren weiß vom Schnee, der in der gelben Sonne leuchtete und den Augen wehtat. Der Himmel war von einem blassen Blau, kalt und unpersönlich, und in ihm stand eine gelbe, teilnahmslose Sonne.

„Fertig!“ schrie der Gehilfe vom Boot zu ihnen herauf. „Alles verstaut. Möchte bloß wissen, wo Sie sitzen werden, Mister Dokis, es ist alles voll von Paketen.“

„Also dann“, sagte Dokis und streckte der Frau die Hand hin, „danke für die Einladung, Elisabeth.“ Die dicke Frau nahm seine Hand und schüttelte sie. „Alter Dickkopf“, sagte sie und lachte.

„Bis zum Frühjahr werden wir dich ja nicht mehr zu sehen kriegen“, sagte

William, „aber mit dem Proviant, den du mitnimmst, werdet ihr nicht hungern müssen. Grüß Jeanette und die Kinder! Und wenn das Eis taut, hoffe ich, werdet ihr uns besuchen.“

„Natürlich“, sagte Dokis. Er nahm das Paket, das ihm Elisabeth zusätzlich für Jeanette eingepackt hatte, unter den Arm und ging langsam zum Ufer hinunter.

„Willst du nicht lieber doch noch eine Stunde oder zwei hierbleiben?“ rief William, als Dokis bereits im Boot saß und die dicken Fellhandschuhe überzog. „Wenn der Kälteeinbruch bis zum Nipissing-See reicht und du schwimmst gerade drauf, wird's unangenehm.“

Dokis schob den Gashebel nach rechts und ließ den Motor anziehen. Ruhig und mühelos löste sich das Boot vom Ufer und glitt hinaus. „Wird mich nicht umbringen“, rief Dokis zurück, „gegen meinen Pelz ist die größte Kälte machtlos.“ Er erhob eine Hand und rief: „Bis zum nächsten Frühjahr!“

Das Boot schwamm schnell mit der Strömung; der schnurgerade Strich des Heckwassers teilte den Fluß in zwei gleiche Teile. Die Bäume an den Ufern zogen schnell vorbei, und immer neue tauchten auf, wurden größer, standen einen Augenblick lang links und rechts neben dem Boot und versanken. Das dunkle Singen des Motors war das einzige Geräusch in der einsamen Landschaft, nur manchmal schrie irgendwo ein Vogel, kurz und hart.

Edward Dokis' Rechte lag am Hebel des Motors, die Linke hielt die brennende Zigarette. Er brauchte seine Aufmerksamkeit nicht dem Boot zu schenken, denn der Fluß zog schnurgerade dahin und hatte keine Wirbel und kein reißendes Gefälle. Gott sei Dank, dachte Dokis, daß Sturgeon Falls hinter mir liegt. Das schwerste ist immer der Aufbruch. Wenn das Boot einmal durchs Wasser zieht, ist es eine Spielerei. Elisabeth hätte es gern gehabt, wenn ich noch geblieben wäre. Aber ich weiß, wenn ich noch geblieben wäre, wäre ich den ganzen Tag geblieben, und Jeanette wartet.

Der Fluß machte eine leichte Krümmung, und die gelbe Sonne schien Dokis jetzt genau ins Gesicht. Sie wärmt nicht, dachte er, nicht ein kleines bißchen. Gut, daß ich den Pelz an habe. Es war ein starker Bär, schwarz und zornig, aber ich habe ihn getötet mit einem einzigen Schuß. Sein Fell trage ich schon eine Reihe von Jahren, und ich werde es noch lange tragen. Vielleicht wird Roger den Pelz eines Tages tragen. Nein, Roger wird sich selbst einen Bären schießen, denn er ist kräftig und tapfer, und wenn ich auch sein Vater bin, ich weiß, daß er sich schämen würde, wollte ich ihm den Pelz schenken.

Die Ufer vor ihm liefen auseinander, und er wußte, daß der Fluß jetzt in den Nipissing-See mündete. Er steuerte ein wenig nach rechts, um den drei Inseln auszuweichen, die mitten in der Mündung lagen und mit Fels und

Bäumen aus dem Wasser ragten. Wenn ich den See hinter mir habe, kann ich aufatmen, dachte er. Ich bin schon hundertmal über den See gefahren, aber ich habe immer noch Angst vor ihm. Ich bin beinahe an seinen Ufern geboren, aber ich glaube, er mag mich nicht. Will meinte, es wird unangenehm, wenn der Kälteeinbruch bis zum See reicht, und ich hoffe, daß er nicht bis hierher reicht. Er schaut heute ganz friedlich aus, nicht so finster wie sonst.

Die harte gelbe Sonne lag über dem schwarzen Wasser und den kupfernen Felsen am Ufer, und das bleiche Blau des Himmels war schweigsamer als der schweisgsame See. Also dann, dachte Dokis, jetzt gilt es! Er drehte den Hebel ganz zur Seite, und der Motor brummte kräftiger, und das Boot glitt schneller durch das Wasser. In zwei Stunden bin ich am anderen Ufer, und was dann kommt, ist eine Leichtigkeit. Nochmals zwei Stunden bis zur Mündung des French River, von wo aus man die Hütten von Wolsey Bay liegen sieht, und eine halbe Stunde flußaufwärts bis zur Landzunge, die den French River ganz schmal macht. Wenn ich dort bin, habe ich noch vier Meilen nach Hause. Die schaffe ich in zwanzig Minuten. Wenn ich nur erst den See hinter mir hätte!

Er versuchte, eine neue Zigarette anzuzünden, aber das Streichholz entfiel seinen Händen, und er fürchtete sich vor dem See. Er warf die Zigarette ins Wasser, ohne ihr nachzusehen, und sah nur geradeaus vor sich, wo einmal das Ufer auftauchen mußte. Will fiel ihm ein und Elisabeth, und er dachte daran, daß er sie bis zum Frühjahr nicht mehr sehen würde, denn das Dokis-Reservat war im Winter völlig abgeschnitten. Der kanadische Winter, dachte Dokis, hat Zähne wie ein Bär, und wem er sie ins Fleisch schlägt, der ist verloren. Aber ich habe viel eingekauft, dachte er schnell, wir werden nicht hungern. Will hat mir alles sehr billig verkauft, und Elisabeth gab mir noch ein besonderes Paket für Jeanette. Sicher ist ein großer Schinken drin, weil Jeanette ihn gern ißt.

Während er an Will und Elisabeth dachte, horchte er auf den Klang des Motors, und seine Augen spähten über das Wasser nach dem Ufer. Der Motor arbeitete ruhig und gelassen, und das Boot lag ohne zu schwanken im Wasser. Er wußte, daß er jetzt mitten im See war, und er wehrte sich gegen die Versuchung, sich umzudrehen, denn er wußte, daß er die Ufer, die er verlassen hatte, nicht mehr erblicken konnte. Er war ganz allein und mitten im See, und er hatte nur ein kleines Boot mit einem leichten Motor, und gegen ihn waren der See und der Winter. Aus der Luft schrie eine Möwe, aber er konnte sie nicht entdecken. Immer wieder schrie die Möwe, und er suchte sie und sah sie nicht. Möwen bringen Unglück, dachte er, ein alter Spruch. Unsinn, mir wird sie Glück bringen. Jedesmal, wenn die Möwe schrie, wartete er darauf, daß der Motor aussetzen oder das Boot leck würde, und er wünschte, daß die Möwe aufhören würde zu schreien.

Dann sah er, wie sich vor ihm etwas über den Spiegel des Wassers hob, langsam und mit feinen Spitzen, und er erkannte, daß es das Ufer war. Dokis begann zu singen, laut und fröhlich, und er verstand nicht, warum er sich vor dem See gefürchtet hatte. Das Ufer mit seinen Bäumen wuchs schnell vor ihm auf, und er suchte die Mündung des Wassers, das zum French River führte. Dorthinein lenkte er das Boot. Er zündete sich eine Zigarette an und sah hinauf zur Sonne und fragte sich, wo die Möwe geblieben war.

Der See liegt hinter mir, dachte er, und in zwei Stunden bin ich im French River. Der Alte wird schauen, wenn ich ihm die Pfeife bringe. So etwas hat er noch nicht gesehen. Ich werde ihm sagen, es ist eine Friedenspfeife, wie man sie in Europa raucht. Vielleicht wird er sie dann benutzen. Dokis griff mit der Linken nach der Pfeife, die zu seinen Füßen lag, und hob sie empor.

Es war eine Pfeife, wie sie Studenten in Europa rauchen, lang und mit einem Pfeifenkopf aus Meerschaum, und wenn man im Stuhl saß und sie im Mund hielt, reichte sie bis zum Fußboden.

Der Alte wird Augen machen, dachte Dokis und lachte. Es ist eine Pfeife für einen Häuptling.

Der Alte war Edwards Onkel Joseph und war Häuptling im Dokis-Reservat. Er war steinalt, wie alt, wußte niemand, und er erzählte niemals von früheren Zeiten, aber alle wußten, daß er noch die Zeiten gekannt hatte, da die Indianer gegen die Weißen kämpften. Sein rechter Arm hing schlaff an der Schulter herab, und man erzählte sich im Reservat, daß den Häuptling einst der Kolben eines Gewehrs getroffen und ihm das Schulterblatt zerschlagen hatte.

Wenn er tot ist, werde ich Häuptling sein, dachte Dokis, denn der Alte hat keinen Sohn. Und nach mir wird Roger Häuptling; aber es ist nur eine Würde und bringt keinen Vorteil. Nur der Alte träumt vielleicht noch von den Zeiten, wo er auf dem Kriegspfad schlich. Ich möchte wissen, ob er einem Weißen den Skalp genommen hat. Er schaut mir ganz danach aus.

Das Wasser, auf dem das Boot jetzt schwamm, war beinahe ohne Strömung, obwohl es die Verbindung zwischen dem French River und dem Nipissing-See herstellte. Es war breit und mit vielen Inseln bedeckt und sehr fischreich. Dokis steuerte geschickt um die Inseln herum, und der Motor sang dunkel und einschläfernd. Einmal erhob er sich und füllte Benzin in den Tank, und er verschüttete keinen Tropfen. Dann sah er die Hütten von Wolsey Bay und fand die Mündung des French River und wußte, daß es weniger als eine Stunde dauern würde, bis er zu Hause war.

Jeanette, dachte er, sie wird froh sein, wenn ich da bin. Ich bin drei Tage weg gewesen, denn auf der Hinfahrt habe ich in Wolsey Bay bei Jeanettes Bruder übernachtet und bei Will bin ich auch eine Nacht geblieben. Und als ich von Jeanette fort fuhr, hatten wir beinahe keine Lebensmittel mehr. Aber

jetzt haben wir genug, um über den Winter zu kommen. Bald, Jeanette, dachte er, ich bin ja schon beinahe zu Hause. Spürst du, daß ich komme?

Er hörte vom Bug her ein helles Knirschen, und es wurde ihm bewußt, daß er es schon seit ein paar Minuten hörte. Es klang, als bräche Glas, und dann wieder klang es, als schöbe sich der Kiel über Sand. Er sah zum Bug, und mit einem Male spürte er die eisige Kälte auf seinem Gesicht und in seinen Händen, und er wußte, daß das Knirschen vom Eis kam, das der Kiel des Bootes zerbrach. Auf dem ganzen Fluß, soweit er sehen konnte, lag eine dünne Schicht Eis, und der Fluß sah dadurch unbeweglich und tot aus, als hätte er ein Kleid angezogen.

Gut, daß ich den Nipissing hinter mir habe, dachte er. Er legte den Hebel am Motor auf Vollgas, und das Knirschen unter dem Kiel wurde um eine Spur heller und schärfer. Die Ufer lagen weit auseinander, nur der Schnee leuchtete weiß herüber. Die Sonne war von einem stechenden Gelb, und der Himmel war nicht mehr blau, sondern beinahe weiß.

Dokis bewegte die Finger in den Handschuhen. Sie waren eiskalt, und es schmerzte ihn, wenn er sie bewegte. Benzin habe ich genug, dachte er, wenn nur die Kälte nicht schlimmer wird. Er war zuversichtlich, denn er hatte den See hinter sich, und sein Zuhause lag vor ihm.

Er fuhr zehn Minuten von dem Zeitpunkt an, da er das Knirschen gehört hatte, als der Motor zum erstenmal unwillig aufbrummte, weil das Boot nicht mehr durch das Eis vorankam. Es dauerte eine Sekunde, bis die Kräfte des Motors die Eisdecke im zweiten Anlauf brachen, und in dieser Sekunde verlor Dokis seine Zuversicht.

Dann geschah es noch ein paarmal, daß das Boot steckenblieb, aber es befreite sich jedesmal, indem es das Eis zerdrückte und zerspaltete. Dokis sah, daß die Eisdecke dicker wurde, sie glänzte jetzt in der gelben Sonne, und als er sich umsah, erkannte er, daß sich die zerbrochene Eisdecke hinter ihm schnell schloß.

Dann tauchte die Landzunge auf, hinter der, vier Meilen entfernt, das Dokis-Reservat lag, und seine Hand umklammerte fest den Hebel, während seine Augen unablässig über das Eis wanderten und sein Ohr dem Krachen und Brechen lauschte und dem Motor. Wieder lag das Boot fest, und Dokis kletterte zum Bug und sprang auf den Boden des Bootes, und sein Gewicht brach das Eis. Ein paarmal glückte es ihm, das Eis mit seinem Gewicht zu brechen, aber dann gelang es ihm nicht mehr. Das Boot stand, und der Klang des Motors erstarb. Die Stille war böse und tat seinen Ohren weh, und er versuchte es immer wieder, das Eis zu zerbrechen, indem er auf die Holzpanken des Bootes sprang, aber es gelang ihm nicht. Eine halbe Meile vor ihm lag die Landzunge und vier Meilen hinter ihr das Dokis-Reservat, wo Jeanette auf ihn wartete.

Die Kälte in seinem Gesicht schmerzte wie Feuer, und seine Augen tränen. Seine Füße und Hände waren eiskalt, und er hatte Mühe, sie zu bewegen. Zu beiden Seiten des Flusses schimmerten die erstarrten Ufer, nur als dünner weißer Strich erkennbar. Dokis versuchte, eine Zigarette aus der Tasche zu holen, aber die Schachtel entfiel seinen gefühllosen Fingern, und die Zigaretten rollten über das Holz. Dokis wußte, daß er versuchen mußte, über das Eis zu gehen.

Er setzte sich auf den Rand des Bootes und stellte die Füße auf das Eis, das beinahe farblos war. Nur die Stellen, wo Luft vom Eise eingeschlossen war, blinkten weiß und silbern. Vorsichtig verlagerte er sein Gewicht auf die Füße und richtete sich auf. Aber das Eis brach mit stumpfem Krachen, und er sauste in das Wasser, das an ihm hochspritzte und sein Gesicht traf. Seine Hände erfaßten den Rand des Bootes und klammerten sich an das Holz, und er spürte nicht, wie die Kanten in seine Hände schnitten. Die Kälte des Wassers drang im Bruchteil einer Sekunde in sein Fleisch und ließ das Blut erstarren. Er fühlte sich von Fesseln umschlossen, die ihm die Luft aus den Lungen preßten, aber seine Hände ließen nicht nach. Er lag mit der Brust über dem Boot. Seine Beine steckten bis zu den Oberschenkeln im Wasser, und er riß sich mit gewaltiger letzter Kraft empor und brachte das linke Bein auf das Holz des Bootes: er ließ sich einfach in den Rumpf hineingleiten. Er lag hingestreckt auf seinen Paketen, und als er die Augen öffnete, sah er, daß der Stiel der Pfeife zerbrochen und ihr Kopf aus Meerschäum zertreten war. Die andere Seite, dachte er, ich werde es auf der andern Seite versuchen. Er stützte sich mit den Unterarmen auf den Rand des Bootes, aber seine Beine gehorchten ihm nicht. Als er zu ihnen hinblickte, sah er sie, aber er konnte sie nicht spüren. Er schlug wild mit den Fäusten auf die Beine, aber er spürte sie nicht. Er schrie nur ein einziges Mal, und es klang wie der Wutschrei eines tödlich getroffenen Bären, aber es war nichts von Angst in seinem Schrei.

Er zog sich mit den Armen und dem Oberkörper auf das Holzbrett vor dem Motor und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand des Bootes. Er spürte, wie die eisige Kälte in seinen Beinen höherkroch und nach seinem Herzen griff. Er saß da und wartete und wußte, daß er nichts tun konnte. Der Kampf war zu Ende, und es war ein anderer Kampf gewesen als gegen den Bären, bei dem es hieß: du oder ich. Sein letzter Kampf war zu Ende. Von vornherein hatte es für Dokis nicht die Möglichkeit gegeben, jemanden zu besiegen, denn sein einziger Sieg wäre die Flucht, das Entrinnen gewesen.

Er war jetzt ganz ruhig, und die Wut über seine Niederlage war vergessen. Er saß an das Holz gelehnt und blickte in die gelbe Sonne: er sah aus wie der Alte, wenn er manchmal vor seiner Hütte saß und von früheren Zeiten träumte. Erst dachte Dokis an Jeanette und an Roger, dann dachte er an

den Alten und an die Pfeife aus Europa, aus der niemand rauchen würde. Dann blickte er nur noch in die gelbe Sonne, die am weißen Himmel stand und sich langsam gegen das Ufer senkte. Er saß da, und der schwarze Bärenpelz trug Eis in seinen Zotteln, dort, wo das Wasser ihn getroffen hatte.

Über die spiegelnde Fläche kam mit schnellen zierlichen Schritten eine Möwe auf das Boot zu, wartete ein wenig, äugte mit flinken Augen und kam näher. Sie kam ganz nahe heran und legte den Kopf zur Seite und sah auf das Boot. Sie ging um das Boot herum, und ihr harter gebogener Schnabel schlug ein paarmal an das Holz, aber es regte sich nichts. Dann lief sie ein paar Schritte über das Eis, und ihr wunderschöner Leib erhob sich in die Luft, und sie stieg in Wellen und sah noch einmal auf das Boot hinunter, bevor sie schrie und fortfloß.

Günther Deicke

DIE LEUCHTTÜRME

*Im Fauchen der Stürme, im Dröhnen der Wogen,
in bleierner Stille –*

ist nicht unendlich das Meer.

*Fern in der Küsten dämmerndem Bogen,
unter der Wolken lastender Fracht,
über die Meerflut her
werfen die Türme ihr Licht in die Nacht.*

*Leuchtturm an Leuchtturm sind die Küsten bestückt.
Tage und Nächte war Wind und Weite und See.
Einmal aber, du weißt es, jäh in die Kimmung gerückt:
Trinidad –, Amrum –, Reykjanes –, Ile de Ré –*

*Rufend den Steuermann, der in das Logbuch schreibt
Schiffsort und Kurs, langsam, von Ferne schwer.
Heimat und Fremde: Leuchtfeuer künden die Lande dem Meer.
Und über den Wassern und Winden, Tiefen und Untiefen bleibt
stetig ihr Dasein zwischen Blitz und Blink und Wiederkehr.*

ERLEBNIS UND LEBENSGEFÜHL

Die Lyrik Theodor Storms

„Ich bedarf äußerlich der Enge, um innerlich ins Weite zu gehen.“ In dieser Selbstcharakteristik hat Theodor Storm im Alter sein Verhältnis zum Leben und zur Dichtung zusammengefaßt. Die Liebe des Dichters zu seiner schleswig-holsteinischen Heimat ist zugleich die Liebe zur kleinen Welt idyllisch-patriarchalischer Zustände am Rande des großen historischen Geschehens der Zeit. Doch trotz der Neigung, diese kleine Welt für Norm und Maß aller Dinge zu halten, ist Storm nie der Gefahr erlegen, zum „Heimatlidichter“ in des Wortes beschränktem Sinn zu werden, und nichts weniger als Idyllen sind es, die den Inhalt seiner reifen Werke bilden. Sein wacher Sinn für die realen Tatsachen des Lebens hat ihn bald erkennen lassen, daß die Zeit der biedereren altbürgerlichen Beschaulichkeit für immer vorüber und seine Sehnsucht nach dieser Zeit eine anachronistische Illusion war. So spiegelt sich in Storms Werk, wenn auch nicht als umfassender Prozeß, so doch an vielfältigen Erscheinungen, die Auflösung der idyllisch-patriarchalischen Lebensformen. Der Standpunkt, von dem aus er ihre Zerstörung wahrnimmt, ist der eines romantischen Antikapitalismus; seine Mentalität ist die des vorrevolutionären Bürgertums.

Storm hat einmal von sich als dem „letzten Lyriker“ gesprochen. Diese Bemerkung ist bald viel zitiert und meist mißverstanden worden. Man muß, um sie zu begreifen, wissen, daß für Storm die Grundlage aller Lyrik das Erlebnis ist und daß er den Wert eines jeden Gedichts danach mißt, ob sich „die individuellste Darstellung mit dem allgemeingültigsten Inhalt zusammenfinde“. Mit Storm endet eine Tradition, die ein Jahrhundert lang – von Claudius und dem jungen Goethe über die Frühromantik zu Heines „Buch der Lieder“, zu Eichendorff und Mörike – den charakteristischsten Typus des deutschen Gedichts, das „humane Seelenlied“, geprägt und bestimmt hatte. Storms Lyrik zeigt, im ganzen genommen, weitaus engere Verwandtschaft mit den Gedichten des Wandsbecker Boten als etwa mit dem noch zu seinen Lebzeiten erschienenen „Buch der Zeit“ von Arno Holz. Storm war der letzte Dichter eines selbstsicheren und selbstbewußten, gelegentlich auch selbstgefälligen patriarchalisch-humanistischen Bürgertums, das seine klassen-

gebundenen intellektuellen Einsichten und sittlichen Maximen als absolute, in ihrer Gültigkeit und Anwendbarkeit unbezweifelte Normen setzte.

Zwar herrscht auch in Storms Gedichten häufig eine resignierende Stimmung vor, wie sie dem Weltgefühl der deutschen Vor- und Frühklassik völlig fremd war; ein Gedicht wie der folgende Vierzeiler entspricht durchaus dem Empfinden einer späteren Zeit:

*Jasmin und Flieder blühen,
Es ist die schönste Zeit,
Ich aber fühle schlimmer
Als je die Einsamkeit.*

Und dennoch ist dieses Lebensgefühl noch einheitlich und ungebrochen. Der Natur haftet noch ein poetischer Zauber an, und der Mensch, obgleich er sich schon nicht mehr mit ihr in naiver Übereinstimmung befindet, ahnt doch noch nichts von den Mächten, die am Werk sind, die Natur dieses Zaubers zu entkleiden und ihn selbst mit einer Wirklichkeit zu konfrontieren, die aller Poesie todsfeind ist. Bis zu diesem Bewußtsein ist Storm nie gelangt. Selbst das Unbehagen, das er angesichts der Wandlung der patriarchalisch-idyllischen Verhältnisse zum modernen Industriekapitalismus empfindet, ist überlagert von Poesie. Welch eine tiefe Kluft sich zwischen ihm und der nächsten Generation auftut, kann man erkennen, wenn man die zitierten Verse neben diese aus dem „Phantastus“ setzt:

*O goldne Lenznacht der Jasminen,
O wär ich niemals dir entrückt!
Das ewige Rädern der Maschinen
Hat mir das Hirn zerpfückt, zerstückt!*

Der Widerspruch zwischen der „goldnen Lenznacht der Jasminen“ und dem „ewigen Rädern der Maschinen“, zwischen Poesie und kapitalistischer Wirklichkeit, existiert noch nicht für Storm; ihm ist es noch möglich, Dichtung und Leben im Einklang zu erhalten – freilich mit Verzicht auf die Darstellung wesentlicher Konflikte seiner Zeit und mit Beschränkung darauf, die Realität nur an ihrem Rande zu erfassen und künstlerisch abzuspiegeln.

Über seine Entwicklung als Dichter hat sich Storm gegen Ende seines Lebens einmal in einer Tagebuchnotiz Rechenschaft abgelegt: „Wie ich Schriftsteller, ich muß beschränkend sagen ‚Poet‘, wurde, darüber weiß ich nur dies zu sagen: Mit zehn oder zwölf Jahren, als eine sehr geliebte Schwester mir gestorben war, machte ich meine ersten Verse, in einer Umgebung, wo an dergleichen niemand dachte. Dann war der Stoff zu Ende, und ich machte nun Verse ohne Gehalt; dann endlich, mit achtzehn bis zwanzig Jahren,

suchte ich mir Inhalt zu meinen Versen, aber ich fühlte stets, daß das nur ein Flügelprüfen sei. Dann endlich kam das Leben und gab mir hie und da einen Inhalt, bei dem es mich überkam, ihn in poetische Form zu fassen, und es formulierte sich oft ohne allen Willen, es kam von selbst und wurde von mir festgehalten. Das war das Rechte, und da erst fühlte ich, ich hatte den Beruf zum Lyriker, ich wußte es sicher. – Nur die Verse aus jener dritten Periode sind publiziert.“ Inzwischen sind aus dem Nachlaß zahlreiche frühe Gedichte Storms bekannt geworden. Wir haben also die Möglichkeit, die Entwicklung seiner Lyrik zu verfolgen, und finden durchaus das bestätigt, was er selbst darüber gesagt hat. Aus den ersten Versuchen irgendwelche Rückschlüsse auf die spätere Lyrik zu ziehen ist unmöglich. Später – noch bis zum „Liederbuch dreier Freunde“, das er 1843 gemeinsam mit den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen herausgab – ist der Einfluß von Storms drei großen Vorbildern Eichendorff, Heine und Mörike manchmal bis in Strophenbau und Wortwahl spürbar. Erst in den Gedichten der „dritten Periode“, im wesentlichen also im „Ersten Buch“ der Gedichte, wie er es selbst zusammengestellt hat, offenbart sich Storm als der reife Lyriker mit unverkennbar eigenem Ton. Hauptsächlich von diesen Versen soll hier die Rede sein.

In Storms Lyrik sind niemals bloß allgemeine Stimmungen oder Empfindungen ausgedrückt; jedes Gedicht knüpft an eine ganz bestimmte Situation, häufig sogar an ein nachweisbares Erlebnis an. Damit ist das Wesen, damit sind freilich auch die Grenzen dieser Lyrik bestimmt. Der Satz aus einem Brief Storms an Eduard Mörike: „Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundenen Form“ ließe sich auch variieren: Nur dann, wenn er „recht bewegt“ wurde, vermochte er sein Empfinden in adäquater Weise zu künstlerischer Gestaltung in gebundener Form zu verdichten. So spiegeln sich in den unterschiedlichen Gefühlsinhalten seiner Liebesgedichte – Schmerz über verschmähte Liebe, stilles, verhaltenes Werben, glühende Leidenschaft oder ruhiges Geborgensein – die verschiedenen Erlebnisse und Begegnungen, von denen die Biographie zu berichten weiß. Ähnlich verhält es sich bei der Naturlyrik, der ebenfalls ganz bestimmte Eindrücke oder Erinnerungen zugrunde liegen. Auch dort, wo in der Fremde die Sehnsucht des Dichters nach der Heimat poetische Gestalt gewonnen hat, ist diese Empfindung stets an sinnlich-bildhafte Vorstellungen geknüpft. Und selbst die Gedichte mit gedanklichem Inhalt, die übrigens erst einer späteren Zeit angehören, gehen von visuellen Eindrücken aus.

Storm ist auch als Lyriker nichts weniger als ein bloß intuitiv schaffender Künstler. „Ich halte“, so schrieb er in hohem Alter, „*Phantasie* und einen scharf trennenden *Verstand* nicht für die alleinigen, aber für die Hauptvoraussetzungen der Poesie; die Phantasie wirft wie eine Quelle die Stoffe auf,

die disponierende Hand des Verstandes schwebt darüber.“ Doch auch schon zu der Zeit, da er auf der Höhe seines lyrischen Schaffens stand, hat er sich ständig Gedanken über die Theorie der Dichtung gemacht; sie finden sich verstreut in Briefen und in den Rezensionen aus den Jahren 1854/55 und bilden zusammengekommen beinahe ein geschlossenes ästhetisches System der lyrischen Gattung. Storms grundsätzliche Gedanken über das Wesen der lyrischen Dichtung sind zugleich die beste Einführung in seine eigene Lyrik.

Die erste und wichtigste Voraussetzung für den Dichter ist ihm das „poetische Bedürfnis“. An seinen Freund Brinkmann schrieb er darüber: „Meine Ansicht – für die Lyrik wenigstens – ist, der Dichter darf den Stoff nie wählen, der Stoff muß sich ihm immer von selbst bieten; je mehr er Poet ist, desto tiefer und öfter wird dieser Anstoß von innen zur Produktion kommen. Nicht darin besteht das poetische Genie, daß der Poet beliebige Stoffe nach seiner Verstandeswahl bearbeitet, nein darin, daß die Stoffe von selbst die poetische Behandlung von ihm verlangen . . . Und es ist wahr, in einer Zeit der Vielschreiberei, wie die unsre, ist es in der Tat um so mehr Pflicht, nichts zu schreiben, was nicht seine feste Wurzel im Herzen oder in der Phantasie hat und was man mit seiner ganzen Person vertreten kann; dies Reimen, bloß um etwas zu Markte zu bringen, ist gänzlich eines Mannes unwürdig.“ Und in einer Rezension aus dem folgenden Jahre heißt es: „Es beruht daher auch das willkürliche und massenhafte Produzieren lyrischer Gedichte, das eigentliche Machen und Ausgehen auf derartige Produktionen, auf einem gänzlichen Verkennen des Wesens der lyrischen Dichtkunst; denn bei einem lyrischen Gedichte muß nicht allein, wie im übrigen in der Poesie, das *Leben*, nein, es muß geradezu das *Erlebnis* das Fundament desselben bilden. Den echten Lyriker wird sein Gefühl, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von selbst zur Produktion nötigen, dann aber auch wie mit Herzblut alle einzelnen Teile des Gedichtes durchströmen.“

Nun geht es Storm freilich niemals bloß um subjektive Aussagen, um eine Art künstlerischer Selbstverständigung, die keine oder nur geringe Bedeutung für die Allgemeinheit hat. „Jedes lyrische Gedicht“, so schreibt er zwar, „soll Gelegenheitsgedicht sein;“ doch er fügt sogleich hinzu: „Aber die Kunst des Poeten muß es zum Allgemeingültigen erheben.“ Bei manchen seiner Gedichte, von denen eine ältere Fassung erhalten ist, kann man die Bemühung erkennen, den allzu persönlichen ersten Anlaß der Entstehung später – sei es auch nur durch Änderung der Überschrift – zu verwischen. Der Dichter soll „im möglichst Individuellen das möglichst Allgemeine“ aussprechen. Selbst in Versen, die Storm nicht der Veröffentlichung für wert befunden hat, wird das Einschmelzen eines privaten Erlebnisses in den Bereich allgemeiner Erfahrung deutlich. Wem fiel es etwa ein, den folgenden Vierzeiler

bloß als Darstellung einer Begegnung anzusehen, die der Dichter im April 1842 mit der von ihm unglücklich geliebten Bertha von Buchan gehabt hat?

*Das süße Lächeln starb dir im Gesicht,
Und meine Lippen zuckten wie im Fieber;
Doch schwiegen sie – auch grüßten wir uns nicht,
Wir sahn uns an und gingen uns vorüber.*

„Naturlaut in künstlerischer Form“ soll die lyrische Dichtung sein. Darum wählt Storm im allgemeinen die schlichte, meist vierzeilige Liedstrophe. Strophisch nicht gegliederte, reimlose Formen und freie Rhythmen gehören durchweg einer späteren Zeit an, in der er schon nicht eigentlich mehr Lyriker, sondern hauptsächlich Erzähler ist. Die reine Reflexionspoesie hat er zeit seines Lebens abgelehnt; 1871 schrieb er an seinen Freund Ludwig Pietsch, die Poesie habe es zunächst „nicht mit Gedanken *über* das Leben zu tun“, sondern „mit der *Darstellung des Lebens selbst*... woraus denn für jeden Leser die Gedanken selbst sich einstellen mögen“. Mit diesem Grundsatz hängt auch der besondere Charakter seiner politischen Lyrik eng zusammen. Ohne bestimmte gegenständliche Eindrücke, die ihn zuinnerst ergriffen, vermochte er nichts zu sagen. Als er im April 1846 einmal politische Verse zu schreiben versuchte, da entstanden statt dessen die bildhaft-anschaulichen, stimmungsgesättigten ersten drei Strophen jenes Gedichts, das später den Titel „Ostern“ erhielt. „Ein politisches Gedicht wollte ich machen, das mit dem Frühling beginnen sollte, aber ich konnte über diesen nicht hinaus“, so schrieb er damals an seine Braut; und erst zwei Jahre später, unter dem Eindruck der beginnenden Erhebung Schleswig-Holsteins, hat er das Gedicht vollendet.

Auch über Einzelfragen der Poetik, über Metrik, Reim, Klang und dergleichen hat sich Storm Gedanken gemacht. Solche Überlegungen führten ihn zwangsläufig dazu, sich über das Verhältnis von Inhalt und Form in der Dichtung Klarheit zu verschaffen. Dabei war er zunächst geneigt, die formale Seite eines Kunstwerks zu überschätzen; denn er meinte, das Wesen der Kunst liege „vorzugsweise, vielleicht allein in der Form“. Sehr bald jedoch, zum erstenmal in einer Rezension aus dem Jahre 1854, beginnt er zu begreifen, daß die Form nicht das einzige Kriterium für den Wert eines künstlerischen Gebildes sein kann. „Die ‚schöne Form‘ ist ein Gefäß, womöglich ein goldenes, bereit, den mannigfachsten beliebigen Inhalt zu empfangen; die poetische Form in unserm Sinne sind nur die Konturen, welche den Körper vom leeren Raume scheiden.“ Storm polemisiert hier vor allem gegen Emanuel Geibel, den Dichter der „schönen Form“, und als Geibels Antipode in Dingen der Ästhetik hat er sich in der Folgezeit immer deutlicher begriffen. Die Verse, mit denen er nach dreißig Jahren denselben

Gedanken noch einmal aufnahm, sind direkt gegen den „lorbeergekrönten Poeten“ gerichtet, dem er seine eigene Auffassung entgegenhält:

Poeta laureatus:

*Es sei die Form ein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt!*

Ein anderer:

*Die Form ist nichts als der Kontur,
Der den lebend'gen Leib beschließt.*

Durch Herkunft, Erziehung, Charakter, Umwelt und Lebensweise ist Storm, soweit er nicht das reine Erlebnis des Eros künstlerisch gestaltet, zunächst auf die Darstellung idyllischer Lebensformen gewiesen. Schon verhältnismäßig früh (1837) gelingt ihm ein – allerdings Fragment gebliebener – Wurf von unverkennbar eigener Prägung mit den Versen, die „Westermühlen“ überschrieben sind. Aus der Erinnerung an die Heimat seines Vaters, wo er als Kind häufig zu Besuch gewohnt hat, läßt er das Bild der alten Mühle und ihrer Umgebung entstehen. Die Verse beschwören ein friedliches Landschaftsbild herauf. Auf die Zeichnung von Menschen verzichtet der Dichter noch; denn der Müller, von dem in den letzten beiden Zeilen die Rede ist, scheint hier mehr ein Requisit der Mühle zu sein. Anders in dem Gedicht „Abseits“, das, wie Storm sich noch nach vierzig Jahren erinnert, auf einem Spaziergang im Spätsommer 1847 entstanden ist. Die ersten beiden Strophen lassen wieder ein Bild der Natur entstehen, diesmal der sommerlichen Heide, die der Dichter durchwandert. Dann aber bleibt sein Blick an einer menschlichen Behausung haften:

*Ein halbverfallen, niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen,
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzeln nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.*

*Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuh, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigerten.*

Und nun heißt es plötzlich:

*– Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.*

Was ist hier geschehen? Die letzten beiden Verse, schon äußerlich durch den Gedankenstrich von dem übrigen Gedicht getrennt, tragen eine Reflexion des Dichters in das poetische Bild hinein, so daß das Idyll in seiner Fragwürdigkeit erkennbar, ja poetisch bereits zerstört wird. Offenbar ohne es zu wollen, vielleicht sogar ohne sich dessen bewußt zu sein, hat Storm gegen einen Grundsatz seiner ästhetischen Anschauungen verstoßen und damit selbst seine Theorie der reinen Lyrik dort ad absurdum geführt, wo sie Gefahr läuft, das Leben in anachronistischer Romantisierung zu verklären.

Genau wie später in den Novellen gelingen Storm auch in der Lyrik die höchsten Leistungen nicht in der Darstellung idyllischer Zustände, sondern dort, wo er die Bedrohung, ja die Zerstörung des friedlichen altbürgerlichen Lebens gestaltet. Dies geschieht freilich im Gedicht niemals direkt; es ist vielmehr ein allgemeines, von dunklem Ahnen um die Unwiederbringlichkeit der alten Zeit geprägtes Lebensgefühl, das den Stormschen Gedichten die besondere, nur ihnen eigene Note gibt. Der elegische Ton in Gedichten wie „Hyazinthen“, „Lied des Harfenmädchens“, „Im Herbst“, „Rote Rosen“ – um nur einige zu nennen, in denen uns das Wesen der Stormschen Lyrik am reinsten ausgeprägt erscheint – ist, wenn er gelegentlich auch zur Manier werden kann, doch echter und tiefer als jene etwas hausbackene holde Weinseligkeit, mit der in dem berühmten „Oktoberlied“ der graue Tag vergoldet werden soll. In der Mitte zwischen Hell und Dunkel – „wenn Dämmerung süß verwirrend sich verbreitet“ –, gleich weit entfernt von naiv-optimistischer Lebensbejahung wie von romantischer Todessehnsucht, ist diese Lyrik angesiedelt, ist ihr eigentlicher Zauber lebendig. Die verhaltenen Zwischentöne ziehen den Leser, und noch mehr den Hörer, in ihren Bann. Es ist nicht verwunderlich, daß Storms Gedichte zwar sehr häufig, aber nur ganz selten adäquat vertont worden sind. Verse wie die folgenden haben so viel musikalischen Klang, daß es unmöglich scheint, ihnen auch noch eine Melodie zu unterlegen.

*Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht,
Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen;
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen.*

Wie sehr das lyrische Element im Schaffen des jungen Storm überwiegt, erweisen auch die ersten Novellen. „Meine Novellistik ist aus meiner Lyrik erwachsen“, schrieb er im hohen Alter an den Literaturhistoriker Erich Schmidt. Storms frühen Prosaarbeiten fehlt das eigentlich Epische: ein sich im zeitlichen Nacheinander kontinuierlich entwickelnder Vorgang. Es handelt sich im Grunde gar nicht um *Geschichten* – denn es *geschieht* kaum etwas in diesen ersten Prosazszenen –, sondern um Stimmungsbilder, die von Erinnerungen und Erlebnissen lyrisch gesättigt sind. So ist der poetische Gehalt seines

bekanntesten erzählerischen Frühwerkes, der Novelle „Immensee“, gleichsam zusammengefaßt in einem eingestreuten Gedicht, in jenen fast volksliedhaften Strophen, deren erste bereits das „Immensee“-Motiv vollständig umfaßt:

*Meine Mutter hat's gewollt,
Den andern ich nehmen sollt;
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.*

In dem Maße aber, wie Storms Novellistik an epischer Fülle gewinnt, tritt sein lyrisches Schaffen mehr und mehr in den Hintergrund. Dabei ist nicht allein der Umstand beachtenswert, daß die Anzahl seiner Gedichte von Jahr zu Jahr geringer wird, bis schließlich in seinen letzten Lebensjahren die lyrische Produktion so gut wie ganz aufhört; ebenso bezeichnend ist der Unterschied thematischer und formaler Art, den die wenigen Altersgedichte Storms gegenüber seiner Jugendlyrik aufweisen. Nur ganz vereinzelt sollten ihm noch so ursprüngliche Verse gelingen wie die des 1875 geschriebenen Gedichts „Über die Heide“. Neben bloßen Gelegenheitsstrophen, didaktischer Spruchdichtung und epigonalen Versen (wie „Die neuen Fiedellieder“) sind es hauptsächlich Gedichte mit gedanklichem Inhalt, die in den letzten drei Lebensjahrzehnten noch entstehen. Obgleich auch solche Werke keine bloße Gedankenlyrik sind und obgleich den Anlaß stets ein tiefes persönliches *Erlebnis* bildet, tritt doch ein geistiger Gehalt hier viel stärker in Erscheinung als früher. Bemerkenswert ist ferner, daß die wichtigsten dieser späten Gedichte – „Ein Sterbender“ (1863), der Zyklus „Tiefe Schatten“ (1865), „Geh nicht hinein“ (1879) – um ein einziges Thema kreisen: das Problem des Todes und die Auseinandersetzung mit dem christlichen Unsterblichkeitsglauben, dem Storm schließlich sein diesseitig-lebensbejahendes Bekenntnis entgegensetzt:

*Aus dem seligen Glauben des Kreuzes
Bricht ein andrer hervor,
Selbstloser und größer.
Dessen Gebot wird sein:
Edel lebe und schön,
Obne Hoffnung künftigen Seins
Und obne Vergeltung,
Nur um der Schönheit des Lebens willen.*

In dieser harten und klaren Sprache, in diesen reimlosen Versen in freien Rhythmen ist nichts mehr zu spüren von den empfindsamen, weichen, stim-

mungsgesättigten Tönen, die den Zauber der Stormschen Jugendliryk ausmachen, die freilich auch auf deren Grenzen hinweisen. Die späten Gedichte Storms zeigen an, daß der „reine“ Lyriker hinter dem realistischen Erzähler zurückgetreten ist; und wie sich einst seine Novellistik aus seiner Lyrik entwickelt hatte, so ließe sich jetzt manchmal das Umgekehrte behaupten, zum Beispiel wenn er gelegentlich – etwa in dem Gedicht „Ein Sterbender“ – ein Kompositionsprinzip seiner Novellen, nämlich deren szenischen Aufbau, auf die Lyrik überträgt.

So bedeutsam Storms Altersgedichte – nicht zuletzt ihres Inhalts wegen – sind, sie bleiben doch als eine künstlerische Prägung *sui generis* eine abseitige Erscheinung innerhalb des Gesamtwerkes und kommen für eine Beurteilung seiner Lyrik als einer Totalerscheinung kaum in Betracht. Für Storms Alterswerk sind eben die Novellen repräsentativ, und die eigentliche, charakteristische Stormsche Lyrik findet sich im wesentlichen bereits in der ersten Ausgabe der Gedichte von 1852. Ein um so größeres Gewicht aber haben all jene Äußerungen des Dichters über seine Lyrik, die aus einer zeitlichen Distanz und im Rückblick auf einen im großen und ganzen abgeschlossenen Teil seines Werkes niedergeschrieben wurden. Mag immerhin ein Gutteil Polemik gegen die zeitgenössische Kritik, die seine Lyrik unterschätzt hat, in manchen Bemerkungen Storms enthalten sein: die Empfindung, daß er, besonders als Lyriker, am Ende einer Entwicklung steht, hat die Dichtungsgeschichte inzwischen bestätigt. Gewiß wird man Storms eigene Einschätzung seines lyrischen Schaffens schon deshalb nicht bedingungslos akzeptieren können, weil sie zugleich eine Unterschätzung seiner Erzählkunst enthält; dennoch sollte man bei der Interpretation Stormscher Gedichte jene Worte nicht außer acht lassen, mit denen er im Jahre 1868 gegenüber dem Verleger Georg Westermann sein lyrisches Werk zu charakterisieren versucht hat: „Während ich hinsichtlich meiner Sachen in Prosa nur den Anspruch erheben kann, meinen eigenen selbständigen Ton zu besitzen und wesentlich nichts invita Minerva geschrieben zu haben, so darf ich als *Lyriker* den Anspruch erheben, daß von denen, die in dem letzten Vierteljahrhundert in die Literatur eingetreten sind, ich . . . der einzige bin, der überhaupt in *seiner Totalerscheinung* in Betracht kommen kann und dauernde Spur getreten hat . . . Meine ganze dichterische und menschliche Persönlichkeit, alles, was von Charakter, Leidenschaft und Humor in mir ist, findet sich nur in den Gedichten, dort aber ganz und voll.“

HEINRICH HEINE UND RICHARD WAGNER

Es ist immer reizvoll, den geistigen und persönlichen Beziehungen zwischen zwei verwandten oder gegensätzlichen Künstlerpersönlichkeiten nachzuspüren. Durch eine solche Gegenüberstellung treten ihre Eigenarten und Lebensumstände, ihre Reaktionen auf Zeitereignisse und aktuelle weltanschauliche Auseinandersetzungen besonders klar hervor. Zudem sind die Aussprüche und Urteile eines Großen über einen Großen meist originell, aufschlußreich und nachhaltig.

Schon in seiner Leipziger Studienzeit, um 1831, wurde Richard Wagner „mit den H. Heineschen Büchern und Gedichten“ bekannt, wie er später in seiner Autobiographie „Mein Leben“ bemerkt. Ebenso erwähnt er in einer „Mitteilung an meine Freunde“ die Lektüre der „Schriften Heines und anderer Glieder des damaligen ‚jungen Literaturdeutschlands‘“. Während seiner Tätigkeit als Musikdirektor am Theater in Riga (1837 bis 1839) fiel ihm dann der Jahresband 1834 des „Salon“ in die Hände, der die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ mit einer ironischen Schilderung der Sage vom Fliegenden Holländer enthielt, die Wagner stark beeindruckte.

Mitte September 1839 finden wir den jungen Musiker in Paris. Im Winter dieses Jahres komponierte er „außer einer Ouvertüre zu Goethes ‚Faust‘ I. Teil mehrere französische Lieder, unter anderem auch eine für mich gemachte französische Übersetzung der ‚beiden Grenadiere‘ von H. Heine“, die er dem berühmten Dichter zueignete. Wenig später kam es zur ersten persönlichen Begegnung, vermittelt durch Heinrich Laube, den seine Hochzeitsreise nach Paris geführt hatte. In Wagners Lebenserinnerungen lesen wir darüber: „(Bei Laube) lernte ich auch Heinrich Heine kennen, und beide unterhielten sich oft in gutmütigen Scherzen über meine wunderliche Lage.“ Heine äußerte sich nicht über dieses Zusammentreffen, wir besitzen aber einen ausführlichen Augenzeugenbericht des Malers und Kunstschriftstellers Friedrich Pecht, datiert vom Dezember 1839. Danach lud Laube seine Freunde Wagner und Pecht zu einem gemeinsamen Diner in das berühmte italienische Restaurant Brocci gegenüber der Großen Oper ein, das auch Heine an diesem Tage aufsuchen wollte. Die drei Künstler erschienen in Begleitung ihrer Damen, und Pecht rühmt namentlich die außerordentliche Schönheit von Heines Freundin Mathilde gegenüber der schon ziemlich verblühten Iduna Laube und der etwas hausbackenen Minna Wagner. Von Heine selbst heißt es: „Er sprach fast nie zusammenhängend, sondern machte nur immer Ausfälle und unendlich drollige Bemerkungen, besonders wenn er durch Widerspruch gereizt war. Auch brachte er offenbar immer schon einige kostbare Witze fertig mit und leitete die Unterhaltung dann so, daß er sie wirksam anbringen konnte. Da Laube auch Meister in scharf zugespitzter Sprechweise war, Wagner aber im sprudelnden Erzählen seinesgleichen suchte, so war das Gespräch dieser durch die schönen Frauen und den guten Wein ohnehin animierten Männer allerdings wohl eines der glänzendsten, die ich je gehört.“ In seinem Aufsatz „Aus Richard Wagners Pariser Zeit“ gibt der gleiche Berichterstatter eine ähnliche Be-

schreibung der kleinen Gesellschaft und fügt zudem ein, Wagner habe in seiner „die Worte wie Schneegestöber hersprudelnden“ Art seine Seereise von Riga nach London geschildert und dabei des Fliegenden Holländers gedacht; außerdem habe er von seinen Erfolgshoffnungen in Paris gesprochen. Laube beobachtete: „Heine, der sonst so Sorglose, faltete andächtig die Hände ob dieser Zuversicht eines Deutschen.“

Wie sich der Verkehr zwischen Wagner und Heine in den folgenden Monaten gestaltete, ist nur spärlich überliefert. Wagner besuchte Heine einmal in dessen Wohnung im Faubourg Poissonnière, traf wohl auch sonst gelegentlich mit ihm zusammen, ohne daß es jedoch zu einer bemerkenswerten Annäherung kam. Er verständigte sich mit dem Dichter über den Holländer-Stoff und legte ihm die Novelle „Das Ende eines Musikers in Paris“ vor. Wagner selbst überliefert in seiner Biographie, Heine sei der Ansicht gewesen, „so etwas hätte Hoffmann nicht schreiben können“. In dieser Zeit schulte sich Wagner übrigens eifrig an Heines „Journalstil“: er vergnügte sich an den „Bänkelsängerreimen“, und in seinem Aufsatz „Deutsche Kunst und deutsche Politik“ charakterisiert er die moderne Dichtung: „H. Heinescher Geist ward jetzt der Vater einer Literatur, deren eigentlicher Charakter in der Verspottung jeder ernstlichen Literatur bestand . . . Für den Witz hat Heine gesorgt.“ Wagner suchte nun diesen brillanten Stil nachzuahmen, aber Scherz und Spott wirken bei ihm meist plump und gekünstelt. Eine kleine Notiz über persönlichen Kontakt bietet noch Wagners Briefwechsel. Am 13. März 1841 schickte Wagner an Freund Laube in Leipzig Material zur Orientierung über das Pariser Theaterleben und bemerkte brieflich: „Das Geld dazu habe ich mir von Heine geben lassen.“

Im gleichen Jahr wurde Heine von einem Mißgeschick betroffen. In seinem Börne-Buch hatte er die Gattin des Frankfurters Strauß bloßgestellt, die mit Börne befreundet war. Der Ehemann putschte daraufhin die Literaturkritiker auf und forderte von dem Dichter persönlich Genugtuung, ja in einer Pressemeldung behauptete er, er habe seinen Gegner geohrfeigt. Heine dementierte, wurde jedoch weiter mit Schmähungen überschüttet. In diesem Augenblick ergriff Wagner mutig für Heine Partei. Er schrieb damals gerade für die „Dresdener Abendzeitung“ sogenannte „Korrespondentenberichte“ und schickte der Redaktion am 6. Juli 1841 eine Stellungnahme, die einen knappen Monat später erschien. Dieser Artikel ist wichtig genug, daß wir die entscheidenden Stellen ausführlich zitieren: „Man schreibt viel über eine peinliche Affäre, die den Dichter Heinrich Heine hier betroffen hat; wie es scheint, freut man sich ganz außerordentlich über das Vorgefallene und glaubt dazu ein Recht zu haben, indem man ziemlich deutlich die Überzeugung ausspricht, daß Heine gerade nichts weiter als eine Behandlung, wie die ihm hier letzthin widerfahrene, verdiene. – Man muß gestehen, wir Deutschen sind ein großmütiges Volk! Wir sehen aus unserer Mitte ein Talent hervorgehen, wie Deutschland wenig ähnliche aufzuweisen hat; wir freuen uns der frischen, kecken Entfaltung desselben, wir rufen ihm Triumph und Vivat zu, als es unsere jungen Geister aus einer vollständigen Lethargie aufweckt, ihnen mit dem Opfer seiner eigenen Fülle den Weg bricht und zeigt, wohin die neuzugebärenden Kräfte unsrer Literatur sich richten sollten, um an ein neues, unbekanntes aber notwendiges Ziel zu gelangen. Wer von unsrem jungen Volk eine Feder zur Hand nimmt: gut oder schlecht, bewußt oder unbewußt, sucht er es Heine nachzumachen, denn nie hat eine so plötzlich und mit Blitzesschnelle hervorgerufene, gänzlich unvermutete Erscheinung

ihre Richtung so unwiderstehlich beherrscht als die Heines die ihrige. Nicht genug aber, daß wir nachher geduldig zusehen, wie unsere Polizei dies herrliche Talent von seinem väterlichen Boden verjagt... daß wir ihn zwingen, aufzuhören Deutscher zu sein, während er doch nimmermehr Pariser werden kann... daß wir gleichgültig und kleinmütig dieser Verstümmelung eines Talents zusehen, das bei glücklicherer Pflege an die größten Namen unserer Literatur gereicht haben würde – nein! Wir freuen uns auch und klatschen in die Hände, wenn diesem Heine endlich eine Behandlung widerfährt, wie wir sie bei uns gegen Sechzehngroschenrezensenten anzuwenden die praktische Gewohnheit haben.“

In dieser Zeit stand Wagner Heine geistig besonders nahe; größtenteils nach Heines Vorlage schrieb er in wenigen Sommerwochen des Jahres 1841 den Text (und auch die Musik) für seine Oper „Der Fliegende Holländer“. In den „Mitteilungen an meine Freunde“ hatte es über die Rigaer Zeit geheißen: „Hier lernte ich bereits den Stoff des ‚Fliegenden Holländers‘ kennen; Heine erzählt ihn gelegentlich einmal, als er einer Aufführung gedenkt, der er von einem aus diesem Stoff gemachten Theaterstück in Amsterdam – wie ich glaube – beiwohnte.“ Ergänzend dazu hebt Wagner in der „Autobiographischen Skizze“ hervor: „Besonders die von Heine einem holländischen Theaterstück gleichen Titels entnommene Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Ozeans gab mir alles in die Hand, diese Sage zu einem Opernsujet zu benutzen. Ich verständigte mich darüber mit Heine selbst.“

Als Wagner im Mai 1840 beim Direktor der Pariser Oper einen ersten Entwurf für eine „Holländer“-Oper einreichte, wurde nicht er mit der Ausführung betraut, sondern Pierre Dietsch, dessen Machwerk Heine in „Lutetia“ kurz bespricht: „Ich habe diese Oper nicht gehört, nur das Libretto kam mir zu Gesicht, und mit Widerwillen sah ich, wie die schöne Fabel, die ein bekannter deutscher Schriftsteller“ (und hier setzt er in Klammern seinen eigenen Namen „Heinrich Heine“ dahinter) „fast ganz mundgerecht für die Bühne ersonnen, in dem französischen Text verhunzt worden.“

Wir dürfen also in Heine den ersten künstlerischen Gestalter der „Holländer“-Überlieferung sehen. Die Sage kam wahrscheinlich im Zeitalter der Entdeckungen auf; namentlich Vasco da Gamas kühne Umseglung des Kaps der Guten Hoffnung mag die Volksphantasie angeregt haben. Die Fabel berichtete ursprünglich von einem vergewegenen holländischen Seefahrer, der sich übermütig an Gott versündigte (trotz Himmel und Hölle will er im Unwetter ein Kap umschiffen) und dazu verdammt ward, bis zum jüngsten Gericht auf dem Meer umherzuirren. Diese Geschichte wurde von Generation zu Generation mündlich weitergegeben, von Hauff in dem Märchen vom Gespensterschiff verarbeitet und schließlich von Heine humoristisch vorgetragen; bei ihm wird der Holländer dann auch durch die Treue eines Mädchens erlöst. Wagner folgte ihm hierin und in zahlreichen Einzelzügen. Aber trotz weitgehender äußerer Übereinstimmung gehen die beiden Künstler doch völlig verschieden an den Stoff heran. Für Heine ist die Überlieferung eine so abwegige Schnurre, daß er sie nur heiter ansehen kann. Er trägt sie im leichten Plauderton vor, und zwar beschreibt er, wie der Held der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ nach Amsterdam kommt und dort ein Bühnenstück über diesen Ewigen Juden des Meeres sieht. Er amüsiert sich köstlich – und noch köstlicher, als ihm mitten in der Vorstellung eine hübsche holländische Blondine vom Rang Apfelsinenschalen auf den Kopf wirft und damit eine sehr intime

Bekanntheit einleitet. Das Paar verläßt das Theater und kehrt erst zurück, als das Stück gerade zu Ende geht. Jede Illusion wird dadurch von vornherein zerstört, aber auch sonst trägt Heine die Fabel tändelnd, spielerisch, ironisch und witzig vor. Wagner hingegen ist von der Geschichte ergriffen und gestaltet in ihr das Erlebnis der Heimatlosigkeit und Einsamkeit seiner Pariser Jahre. Wie der Holländer sehnt er sich nach Ruhe und „Menschlichkeit“; ihn berührt das Leiden des verfluchten, ausgestoßenen Mannes. Über seiner Oper liegt darum ein tragischer Ernst. Im wesentlichen schließt Wagner sich Heines Inhaltsangabe an, führt die knappen Andeutungen breiter aus und lockert von sich aus die Szenenfolge durch neue Personen auf. Bei Heine ist nur vom Holländer und seiner Geliebten die Rede; der Vater des Mädchens wird ganz kurz erwähnt. Wagner verleiht dem Vater Daland plastische Züge, versetzt seine Senta in eine lustige Spinnerinnenstube und schafft einen tragischen Konflikt, indem er ihr den Bräutigam Erik beigibt. Zwischen ihrem Verlobten und dem mitleiderregenden, erlösungsbedürftigen Fremden wird sie zu wählen haben. So erhält das Schlußbild überhaupt erst eine Motivierung. Die Oper bemüht sich um die Herausarbeitung eines sittlichen Kerns; erst als sowohl der Fliegende Holländer wie Senta um des andern willen auf ihr persönliches Glück Verzicht leisten, als sie sich überwinden, werden sie erlöst. Wagner gestaltete also aus Heines fragmentarischer Vorlage ein geschlossenes Kunstwerk und schöpfte zudem meisterhaft die Möglichkeit aus, die Handlung durch musikalische Untermalung und Deutung noch zu vertiefen.

Erfolglos bemühte sich Wagner darum, seine Oper in Paris zur Aufführung zu bringen. So knüpfte er schließlich Verbindungen mit der Heimat an. Im April 1842 verließ er die französische Hauptstadt. Dieser Abreise gedenkt Heine in seinen Zeitungsberichten am 26. März 1843 und erwähnt dabei Wagner einmal direkt: „Welche traurigen Erfahrungen mußte Herr Richard Wagner machen“, schreibt er, „der endlich, der Sprache der Vernunft und des Magens gehorchend, das gefährliche Projekt, auf der französischen Bühne Fuß zu fassen, kläglich aufgab und nach dem deutschen Kartoffelland zurückflatterte.“

Später haben sich die beiden Künstler entfremdet. In der Fachliteratur ist gelegentlich behauptet worden, Wagner habe 1843/44 bei der Komposition seines „Tannhäuser“ die wichtigsten Elemente aus Heines dreiteiligem Gedicht „Der Tannhäuser“ (1836) übernommen. Obwohl es wahrscheinlich ist, daß Wagner die Liedlegende von Heine gekannt hat, wurde doch diese ironische Fassung für ihn kaum entscheidend. Er schöpfte vielmehr seine Anregungen, wie er selbst angibt, hauptsächlich aus dem „Volksbuch vom Venusberg“ (offensichtlich in der Ausgabe von Kornmann, 1614). Ferner wurden für ihn bedeutsam Tiecks „Der getreue Eckart und der Tannhäuser“ (1799), E. T. A. Hoffmanns „Sängerkrieg auf der Wartburg“ und ein wissenschaftlicher Aufsatz von C. T. L. Lucas „Über den Krieg von Wartburg“ (1838 in den Jahreshften der Königsberger Deutschen Gesellschaft), in dem die selbständigen Sagenkreise vom Venusberg und vom Sängerkrieg bereits in eine Verbindung gebracht sind. Heines Lied, das übrigens anfangs überwiegend der Fassung in der Volksliedsammlung „Des Knaben Wunderhorn“ folgt und auch vom Sängerkrieg nichts weiß, konnte Wagner also kaum noch etwas Neues bieten und kann höchstens am Rande vermerkt werden.

In den ausgehenden vierziger und in den fünfziger Jahren haben Heine und Wagner nur noch selten, und außerdem unfreundlich, voneinander Notiz genommen. Der Musik-

schriftsteller Theodor Hagen gibt 1844 folgendes Gespräch wieder: „Heinrich Heine fragte mich einmal, was ich von dem Talente Richard Wagners hielte. Auf meine Bemerkung, daß ich nichts von diesem Komponisten kenne, sagte er: ‚Wissen Sie, was mir an dem Talente verdächtig ist? Daß er von Meyerbeer in Schutz genommen wird.‘ Das will sagen, wenn Wagner begabt wäre, würde er diese Förderung nicht erfahren, denn Meyerbeer würde doch keinen gefährlichen Rivalen unterstützen.“ In dem Gedicht „Mimi“ charakterisierte Heine 1853 die moderne Musik von Wagner und Liszt als „Katermusik“. Wagner selbst verhielt sich Heine gegenüber nicht anders. In seinen Lebenserinnerungen zitiert er mit Behagen ein gehässiges Urteil von Liszt über Heine, und wenig positiv sind auch seine Bemerkungen in dem anrühigen Aufsatz „Das Judentum in der Musik“ (1850). Darin gibt er seine „Abneigung gegen jüdisches Wesen“ kund, bestreitet, daß jüdische Künstler in ihren Werken zu ergreifen vermöchten, und in diesem Zusammenhang will er auch Heine nicht als „wahren Dichter“ gelten lassen. Über ihn heißt es: „Keine Täuschung hielt bei ihm vor: von dem unerbittlichen Dämon des Verneinens dessen, was verneinenswert schien, ward er rastlos vorwärtsgejagt, durch alle Illusionen moderner Selbstbelügung hindurch, bis auf den Punkt, wo er nun selbst wieder sich zum Dichter log.“ Später hat Wagner solche antisemitischen Ausfälle nicht wiederholt.

Unsere Darlegung hat gezeigt, welche direkten Berührungspunkte es zwischen Heine und Wagner gibt; darüber hinaus lassen sich noch weitere Verbindungslinien ziehen. Beide waren begeisterte Anhänger der französischen Revolution von 1830. Heine bekannte damals: „Mir war, als könnte ich den ganzen Ozean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluten der Begeisterung... Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen... Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme.“ Er faßte damals den Entschluß, nach dem Lande der Revolution zu emigrieren, um endlich frei zu werden. Ähnlich empfand der junge Wagner, der in seiner „Autobiographischen Skizze“ rückblickend vermerkt: „Mit einem Schlage wurde ich Revolutionär und gelangte zu der Überzeugung, jeder halbwegs strebsame Mensch dürfe sich ausschließlich nur mit Politik beschäftigen.“ In seinem „Lebensbericht“ spricht er von den „berauschenden Eindrücken“, als gerade in seiner Heimatstadt Leipzig „die Wirkungen der Julirevolution sich in vollständigen Studentenkrawallen und Arbeiterunruhen äußerten“. Wagner nahm an dem Volksaufstand in Dresden bekanntlich sehr aktiven Anteil. Er war Mitglied des radikalen „Vaterlands-Vereins“, bekannte sich öffentlich zur Republik und kämpfte schließlich mutig auf den Barrikaden. Nach der Niederlage wurde er als „einer der hervorragendsten Anhänger der Umsturzpartei“ steckbrieflich verfolgt und mußte in die Schweiz fliehen. Um diese Zeit schrieb er einige recht bemerkenswerte Aufsätze. Er wandte sich gegen jeden Aristokratismus, gelangte zu der „Erkenntnis der Verworfenheit unsrer Gesellschaft“ und pries jubelnd „die Revolution“. Weiter ging es ihm um „die Kunst und die Revolution“ und „das Künstler-tum der Zukunft“; verworrene und utopistische Züge sind dabei freilich nicht zu übersehen.

Der *junge* Wagner befand sich also politisch teilweise mit Heine in Übereinstimmung, später haben beide nichts mehr miteinander gemein. Eine gewisse Ähnlichkeit zeigte sich vielleicht in ihrer Stellung zum einfachen Volk. Mit tiefer Anteilnahme schildert Heine etwa in der „Harzreise“ das karge Leben der Bergarbeiter in den Gruben bei Clausthal-

Zellerfeld; auch in den „Englischen Fragmenten“ sieht er das Arbeiterelend und erkennt scharfsichtig die Übel der bestehenden Ausbeutergesellschaft. In seinem Aufsatz „Die Revolution“ spricht auch Wagner von den „Scharen jener Armen, jener Elenden, die bisher vom Leben nichts gekannt als das Leiden“. Einprägsame Bilder entwirft er: „Sieh hin, dort strömen Scharen heraus aus den Fabriken; sie haben geschafft und erzeugt die herrlichsten Stoffe – sie selbst und ihre Kinder sind nackt, sie frieren und hungern, denn nicht ihnen gehört die Frucht ihrer Arbeit, dem Reichen und Mächtigen gehört sie, der die Menschen und die Erde sein eigen nennt.“

Mit dem jungen Musiker der Pariser Zeit verstand sich Heine offenbar recht gut. Nach einer unbelegten Äußerung in Max Kochs Wagner-Biographie imponierte ihm „solch unermesslicher Reichtum des Geistes“ an dem jungen Wagner; und Pecht erwähnt in dem oben zitierten Bericht, wie in dem geradezu „hochverräterischen Gespräch“ bei der ersten Begegnung im Restaurant Brocci unter anderem die „politischen und literarischen Zustände der Heimat . . . reichlich mit Lauge übergossen wurden“. Um diese Zeit hatte Heine in Wagner einen jugendlich-begeisterten Bundesgenossen. Nach der Niederlage der Revolution von 1848 aber wandte Wagner sich von den freiheitlichen und demokratischen Idealen seiner Jugend ab, vertiefte sich in die reaktionäre Philosophie Schopenhauers und Nietzsches und suchte unterwürfig die Verbindung mit aristokratischen Kreisen, weil er sich vor dem aufstrebenden Proletariat philisterhaft entsetzte. Des aufreibenden politischen Kampfes war er überdrüssig; aus einer tiefen Depression heraus bemühte er sich fortan um die Gunst reicher und einflußreicher Gönner und distanzierte sich von allen Demokraten und Revolutionären. Heine mußte über diese Entwicklung eines hoffnungsvollen Talent es enttäuscht sein, denn er selbst bekämpfte bis zu seinem Tode unnachgiebig und bissig die Monarchen und Junker, die Spießbürger, Nationalisten und Reaktionäre aller Schattierungen. Zu einem offenen Bruch mit Wagner ist es wegen dieser Gegensätze nicht gekommen; man nahm einfach keine Notiz mehr voneinander. Wagners monarchistische und chauvinistische Bekenntnisse, seinen Bund mit Ludwig II. und die widerlichen Lobgesänge auf den Bayernkönig, seine Erhebung zum beweihräucherten „Staatsmusikus“, seine schnöden Ausfälle gegen die Pariser Kommune und seine begeisterte Begrüßung des Bismarck-Reiches hat Heine nicht mehr erlebt.

Heines Werk hat auf die junge Generation jener Zeit beträchtlichen Einfluß ausgeübt, seine anregende und vermittelnde Wirkung auf die Zeitgenossen ist vielfältig spürbar. Der junge Wagner ist nur *ein* Beispiel dafür, ein Beispiel, das bisher allzu wenig beachtet worden ist.

Ehm Welk

„Septimius und Akme“ oder „Hänschen und Gretchen“?

Literarische Leistungen und ausgebliebene Würdigungen

Das Ministerium für Kultur hat eine größere Anzahl guter Preise aus-
gelobt für hervorragende, nach 1945 vorgenommene Übersetzungen
literarischer Werke ins Deutsche und hat die Verlage der DDR aufgefordert,
jene Bücher einzuschicken, die sie für preiswürdig halten. Siebzig Arbeiten
wurden, zusammen mit den Originalen, vorgelegt. Nun ist eine Jury dabei
herauszufinden, welche Übersetzungen die besten sind; und zu begründen,
warum sie es sind. Zu welchem Zwecke man eine Bewertungsordnung schaf-
fen mußte:

Welchen Wert hat das übersetzte Werk für die deutsche Literatur und
Kultur?

Wieweit ist die Übersetzung wortgerecht, sinngerecht, formgerecht?

Welche Abweichungen vom Original hat der Übersetzer vorgenommen,
und wie begründet er sie?

Schöpft die Übersetzung alle Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen
Sprache aus, um dem dichterischen Charakter des Originals gerecht zu
werden?

Was immer bei der Prüfung herauskommen mag: der Versuch des Mini-
steriums, die schwere und verantwortungsvolle, Wissen und Können verlan-
gende Arbeit des literarischen Übersetzers weithin sichtbar zu würdigen, ver-
dient die Anerkennung aller Kulturschaffenden. Verdient sie, weil der Über-
setzer bisher in keinem Lande der Welt nach Verdienst gewürdigt wurde,
denn die höchstens in Petittypen erfolgende Nennung seines Namens im
neuen Werk kennzeichnet ihn schon als ein literarisches Nebenbei; selbst
Übersetzernamen wie Schlegel und Tieck erhielten ihren Klang erst als Nach-
hall der aufgekommenen Shakespeare-Begeisterung. Es war eben schon da-
mals so, wie es geblieben ist: daß der Leser als einzige Voraussetzung für
eine solche Tätigkeit die gründliche Kenntnis einer fremden Sprache ansah.
Und es gab Verleger, die der gleichen Ansicht waren. Ich erinnere mich, wie
in den zwanziger Jahren der Berliner Verlag „Die Schmiede“ den wegen
seiner altfranzösischen Einstreuungen sprachlich ungemein schwierigen Roman

von Marcel Proust „Der Weg zu Swann“ in einem erbärmlichen Zustand herausbrachte; als Übersetzer hatte der Verlag sich einen Studenten geholt, weil der es für 600 Reichsmark machen wollte. Manches von dem, was seit 1945 erschienen ist, wurde nach solchen Schmiede-Methoden hergestellt. Oder, wenn der Vergleich zu hart ist: als weibliche Haushälterarbeit. Die Schaffung einer Fachorganisation Übersetzer im Deutschen Schriftstellerverband hat inzwischen etwas läuternd gewirkt; die nun vom Ministerium geplante Anerkennung dieser für die Erneuerung der deutschen Kultur so wichtigen Arbeit hat daher auch in Westdeutschland, wo die Übersetzer-Kalamität die gleiche ist wie bei uns, große Aufmerksamkeit geweckt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei solchen Unterhaltungen in Literaturkreisen auch die Frage wieder erörtert wurde: Übersetzung oder Nachdichtung? Obwohl es sich gar nicht um eine *Frage* handelt, denn das Wort „oder“ wird auch fürderhin und immer durch ein „und“ ersetzt werden müssen. Wo bei allerdings zunächst zu erklären ist, ob Prosa oder Lyrik übersetzt werden soll. Denn der Prosa-Übersetzer hat es leichter als der Vers-Übersetzer; hatte es auch früher leichter als sein Lyrikkollege, da kein Kritiker ihm für eine Geschichte das Satzmaß oder gar für einen Satz die Silbenzahl vorschrieb oder nachrechnete. Der weniger strenge Maßstab, den man an den Übersetzer der Prosa legte, hat denn auch dazu geführt, daß die Ansicht immer mehr die Praxis bestimmte, es käme bei Übersetzungen von Romanen und Erzählungen nur darauf an, den Ablauf der Handlung möglichst originalgetreu zu erzählen, Sprache und Form aber seien Nebensache. Die Charakteristika der Sprache des Dichters (besonders der Sprache seiner Personen) durften in der banalen Art des Übersetzers, in der künstlerischen Anspruchslosigkeit seiner Zeit und in der Vorstellung des Lektors und Übersetzers von der Nebensächlichkeit der sprachlichen Variation und Modulation untergehen.

Bei den Lyrik-Übersetzern konnten Verleger, Lektoren und Kritiker diese Nachsicht glücklicherweise nicht üben. Sie verlangten fast immer sogar für die Übersetzung die Beibehaltung des Versmaßes des Originals und, wo es sich um Übersetzungen aus den alten Sprachen handelte, nach Möglichkeit in der neuen Sprache auch noch die wort- und sinngetreue Wiedergabe des Originalausdrucks. Es konnte nicht ausbleiben, daß dadurch wieder in den Versübersetzungen die gleiche Verminderung des dichterischen Wertes des Originals eintrat: Was sich bei der Prosa-Übersetzung durch die Gleichgültigkeit des Übersetzers ergab, wurde bei den Gedicht-Übersetzungen durch die philologische Sorgfalt und Genauigkeit erreicht. So daß in beiden Fällen nur immer ein Schimmer vom Glanz des Originals übrigblieb, der nicht über die Grenzen der Länder und Jahrhunderte reichte, jedenfalls die fremden Menschen der späteren Zeit nicht zu erwärmen oder gar zu bezaubern ver-

mochte. Es konnte also nicht ausbleiben, daß von der Weltliteratur lediglich die Prosawerke eine größere Verbreitung in fremden Kultursprachen fanden, die Versübertragungen hingegen nur in jene Kreise drangen, in denen man aus Berufs- oder Geltungsgründen glaubte, sie wenigstens in Umrissen oder nach ein paar Zitaten kennen zu müssen.

Es steht dem Zweifler frei, in Oberschulen, Universitäten, Redaktionen und in der sogenannten gebildeten Schicht Versuche zu unternehmen und nach der Ilias, der Odyssee, der Aeneis, der Göttlichen Komödie, dem Befreiten Jerusalem, dem Verlorenen Paradies, dem Pan Tadeusz zu fragen. Was angetroffen wird, ist fast immer Hängengebliebenes aus der Schulzeit; niemals aber ist es hängengeblieben, weil es sich um poetische Aussagen von hohem dichterischem Wert handelte, sondern weil es in der Jugend als Lehr- und Lernmaterial für die griechische, lateinische, jedenfalls anderssprachige Syntax verwendet wurde. Bei welchem Zweck es für Lehrer und Schüler eben nicht um die Übertragung des dichterischen Glanzes der Verse ging, sondern um das Studium der fremden Wort- und Satzbildung. Man nehme die Ausgabe des Original-Catull von Wilhelm Kroll: Da steht unter Nummer 106 das schöne Gedicht von der Versöhnung Catulls mit Lesbia nach einem Streit, wie er unter Liebenden vorkommt. Das Gedicht hat im lateinischen Original nur acht Zeilen. Es ist in dem Buche von Kroll nicht ins Deutsche übertragen, aber für die Erklärung des achtzeiligen lateinischen Textes brauchte der Herausgeber 46 Zeilen in kleinem Typensatz und doppelter Zeilenbreite gegenüber der Gedichtzeile. Nun mag das aus philologischen Gründen und wegen der Bestimmung des Buches zu Lehrzwecken zu rechtfertigen sein: daß bei einem solchen Verfahren aber die etwa aufkeimende Liebe eines Schülers für den großen Liebessänger Catull gefördert werden könnte, wagt wohl kein Schulprofessor zu behaupten. Hätte er jemals im lateinischen Text noch ein Gedicht gesehen, würde er bemerkt haben, wie eine möglicherweise geweckte Liebe zu Catull bestimmt in 99 von 100 Fällen für immer zerstört wurde und lediglich ein bißchen Latein übrigblieb, das sich auch unter Verwendung anderen Lehrmaterials hätte vermitteln lassen. (Übrigens: die Liebeslieder Catulls wird der Schulprofessor gar nicht erst vorgenommen haben, oder doch nur, wenn er sie aus einem in usum delphini zurechtgemachten Buche hatte entnehmen können.) Ist denn nicht mit dem gleichen Unverstand auf demselben Wege vielen Schülern für ihr Leben auch die Liebe zu den deutschen Klassikern ausgetrieben worden? Es bleibt eben daher bei aller Anerkennung des Wertes der alten Sprachen die Frage bestehen: Ist es erforderlich, daß im Unterricht zu Demonstrationszwecken die Poesie geschlachtet werden muß? Sogar der oben zitierte Wilhelm Kroll, der 46 Zeilen Kommentar benötigte, um acht Zeilen Catull zu erklären, verneint das, indem er in seinem Buche sagt: „Meine Absicht war es, das zum

Verständnis des Dichters Nötige in Kürze beizubringen; denn kein Dichter verträgt Überlastung des Kommentars mit unzeitiger Gelehrsamkeit oder ästhetischem Geschwätz weniger als Catull.“

Unabhängig davon, ob weiterhin die Werke der Weltliteratur zum Sprachstudium verbraucht werden sollen – weil es doch immer so war, seit es lateinischen oder griechischen Unterricht an den höheren Schulen gibt, und besonders, seit der Begriff „humanistische Bildung“ vom Stotternkönnen in griechischer und lateinischer Sprache abgeleitet wurde und zur Bezeichnung „Humanistisches Gymnasium“ das Vorkommen dieser beiden Sprachen im Lehrplan genügte –, erhebt sich eine andere, wichtigere Frage: Sind jene Übersetzungen ins Deutsche, die vorwiegend philologischen Zwecken dienen sollen und aus diesem Grunde die Wörter und Metra des Originals der deutschen Sprache aufzwingen, geeignet auch für Menschen, die nicht Griechisch und nicht Lateinisch lernen wollen, die vielmehr wissen möchten, wie die großen Dichter des Altertums menschliche Gefühle und Handlungen oder gesellschaftliche Erscheinungen besungen haben? Die Antwort kann nur lauten: Nein! Daran ändert auch nichts, daß so große Lyriker wie Mörike und Geibel, denen es doch wirklich nur darauf ankam, den Zauber und Genuß zu vermitteln, den sie beim Lesen der Originale hatten, sich beim Übertragen leider dem metrischen Vorbild unterwarfen. Sie verkannten eben, wie unzählige andere, die aus dem Griechischen oder Lateinischen Verse übersetzten, daß die deutsche Sprache im Ausdruck und im Satzbau so verschieden von der Sprache des Originals ist, daß allein durch das metrische Eisengerüst nicht nur die Fassade des neuen Gebäudes fremd, verbogen, undeutlich werden mußte, sondern auch der Bau selbst seinen Zweck verlor. Es wurden nämlich immer dort, wo nach griechischem oder römischem Vorbild Tempel errichtet werden sollten, die angeblichen dorischen Säulen aus Ziegeln gemauert und mit Papiermaschee erst zu Säulen geformt, – wie das im Schlosse und in der Kirche von Ludwigslust nachzuprüfen ist. Ganz abgesehen davon, daß in diesen deutschen Griechentempeln und Römerpalästen nicht der Atem der alten Götter- und Heroenwelt zu spüren ist, sind auch Apoll und die Musen nicht anzutreffen, sondern bestenfalls Darstellungen ihres Wirkens, wie sie etwa Raphael Mengs gab. (Ungefähr zur gleichen Zeit, als deutsche Fürstenarchitekten dorische Säulen aus Papiermaschee machten.)

Und so meine ich, man soll zu Lehrzwecken auch weiterhin wortgetreue Übersetzungen aus den alten Sprachen schaffen, man soll zu Studienzwecken auch die vorhandenen metragerechten Verdeutschungen gelten lassen, man soll aber endlich darauf verzichten, Nachdichtungen für weniger wertvoll anzusehen als Übersetzungen. Denn diese Nachdichtungen sind in Wirklichkeit wertvoller, sie erst geben dem heutigen Leser – auch dem Lateinschüler

– die Möglichkeit, den Dichter des Originals unmittelbar neben sich zu fühlen. Solche Nachdichtungen kann aber immer nur ein Mensch geben, der zwar Philologe, aber daneben, besser noch, zuerst ein Dichter ist. Er muß imstande sein, in der Zeit und in der Welt, in der er lebt, dieselben Gefühle, Gedanken und Erscheinungen wiederzufinden, die seinen Dichter vor zweitausend Jahren bewegten, die dieser Dichter miterlebte und erlitt.

Daß dabei die einmal zufällig oder der damaligen Zeit entsprechend gewählte Form der Aussage von nebensächlicher Bedeutung ist, sollte eigentlich selbstverständlich sein. Es ist doch nicht so, daß der besungene Gegenstand die ihm vom alten Dichter gegebene Form bedingte: Catull hat ebenso wie Vergil, Properz, Horaz, Tibull, Ovid und die anderen Dichter der Zeit verschiedene Versmaße verwendet, wie sie gerade beliebt waren oder wie ihre Zeit sie wieder aus der Zeit der alten Griechen und der jüngeren Alexandriner übernommen und verändert hatte, ganz gleich, ob es sich um den erst hundert Jahre zuvor von Ennius in die lateinische Dichtung eingeführten homerischen Hexameter, um den von Catull Hendekasyllabus genannten Phalaeceus des Alexandriners Phalaikos handelte, um das Distichon oder um die sapphische Strophe.

Ein wirklich klassisches Beispiel für die Veränderung eines Metrums bei gleichgebliebener Bezeichnung gibt die Ode. Ihr Versmaß variierte schon bei den Alten und hat in der spätrömischen und in der neuklassischen und klassizistischen Zeit weitere Veränderungen erlitten. In einem nur blieb die Ode fast unverändert: die meisten ihrer Dichter lehnten den Reim ab. Die Alten kannten den Reim nicht, sie hatten dafür die wechselnde Betonung der Silbe: ob sie hart oder weich, ob sie kurz oder lang betont wurde, davon hing oft die Bedeutung ab, immer jedoch der Rhythmus der Zeile. Wir kennen das im Deutschen nicht, würden ein so gearbeitetes Gedicht nicht verstehen, es vielleicht gar komisch, jedenfalls ungekonnt finden. Geht es uns doch schon so mit unserem alten Stabreim. Der Endreim ist nun aber heute ein die Gefühlswirkung ungemein verstärkendes Element der Dichtersprache. Er darf nur nicht gegen die übliche Betonung eines Wortes und den Rhythmus der Umgangssprache verstoßen; denn dadurch würde er jedem sprachempfindlichen Leser den Genuß selbst eines sonst guten Gedichtes verleiden. Da nun im Laufe der Jahrhunderte der Reim im allgemeinen zur Voraussetzung für ein gutes, wirkungsvolles Gedicht geworden ist, erscheint es doch geradezu widersinnig, daß ein heutiger Mensch bei der Wiedergabe antiker Gedichte, welche Gefühle, Gedanken und Handlungen preisen, die auch heute noch unser Leben verschönern, nun im Deutschen auf den Reim verzichten, sich zum Sklaven eines fremden oder doch ganz unüblichen Metrums machen und dadurch die deutsche Sprache verstümmeln soll. Weil dies geschah, kam doch auch das andere herauf: daß in den meisten Übersetzungen antiker

Lyrik, die wir kennen, die Verse holpern und stolpern und jedes Schwingen und Schweben des Lesers verhindern. Es ist also keineswegs paradox zu sagen, daß ein Nachdichter, der wirklich ein Dichter im Deutschen ist, das Original verbessert habe.

Gingen wir diesen Weg nicht, müßten wir die großen Kulturgüter, die von den Alten auf uns gekommen sind, den paar Fachleuten der alten Sprachen überlassen. Ihrer aber werden immer weniger. Und wir hätten dabei noch zu beachten, daß nicht einmal jeder, der gut Lateinisch oder Griechisch kann, nun auch die poetische Sprache der alten Dichter versteht und ihre Werke als Bereicherung seines Lebens ansieht. Es ist auch nicht so, daß die Menschen unserer Zeit nur danach streben, diese ihre Zeit durch Schnelligkeitsrekorde, Vergrößerung der Lautstärke ihrer Radioapparate, durch immer plattere Oberflächlichkeit auszufüllen, Lebensfreude und Naturgenuß lediglich als Menge begehren, – es sind noch genug Menschen da und werden immer wieder da sein, welche die Stille lieben, allein oder nur mit einigen Freunden wandern, und die gerade dadurch, daß sie beim Lesen der alten Schriften erkennen, wie wenig entfernt die Menschen vor zweitausend Jahren von uns Heutigen wohnen, berufen und gezwungen sind, ihre Empfindungen und ihre Gedanken, ihr Wissen und ihr Können wirkungsvoll in die Gegenwart zu stellen, damit es den Menschen der Zukunft diene.

Es gälte nun wohl, das über den besonderen Wert der deutschen Nachdichtungen antiker Werke Gesagte zu beweisen. Da sind vor einem Jahre im Carl Hinckelmann Verlag drei Bücher erschienen, von C. G. Röder in Leipzig in lichten Typen gesetzt, geschmackvoll umbrochen, auf gutem Papier sauber gedruckt, in rotem Leinen oder in rotem Halbleder gebunden und goldbeschriftet, kurz, in einer dem Inhalt angepaßten vornehmen, schönen Ausstattung. Die Bücher heißen:

„Liebeslieder vor 2000 Jahren – Catull und seine Zeit“;

„Horazische Oden als deutsche Gedichte“;

„Shakespeares Sonette in deutscher Sprache und italienischer Versform“.

Der Nachdichter des Catull ist Dr. Erich Fabian, den Horaz und den Shakespeare hat Professor Dr. Hans Hübner dargeboten. Beide Nachdichter haben ihre Aufgabe, zu der sie ihre Liebe für die Dichter der Originale, ihre Beherrschung der fremden Sprache, ihr Fühlen- und Denkenkönnen in dieser Sprache und die dichterische Begeisterung für das Sagen und Singen in deutscher Sprache trieb, so hervorragend gelöst, daß das Ausbleiben der Anerkennung durch die Literaturkritik, oder auch nur der Beachtung, um so seltsamer anmutet. Ich habe die drei Bücher in die Bundesrepublik geschickt und mit Verlegern, Lektoren und Schriftstellern über die angerührten literarischen Fragen und die Demonstrierung ihrer Lösung gesprochen und zu der unein-

geschränkten Anerkennung der kulturellen Leistung ein wenn auch naives, so doch ehrliches Erstaunen geweckt darüber, daß „in der Zone“ solche Bücher bei solcher Aufmachung in solchen Auflagen zu solchen Preisen herauskommen und gelesen werden; in der dreimal so großen Bundesrepublik würde das heute kein Verlag wagen. Und dann kam's: „Nun ja, bei Ihnen sind es Staatsverlage, die braucht das Risiko nicht zu bedrücken!“ Ich bedauerte: „Der Verlag, der diese herrlichen Bücher herausbrachte, ist ein Privatverlag.“ – „Und der hat dafür Papier bekommen?“ – „Hat, wie Sie sehen: Papier, Leinen und Leder.“ Als ich nach einem halben Jahre wieder drüben war, konnte ich sogar feststellen, daß die drei kleinen Bücher – jedenfalls in Kunst- und Literaturkreisen – sehr viel zu einem besseren Verständnis und zu einer gerechteren Beurteilung der in der DDR möglichen und geleisteten Kulturarbeit beigetragen haben.

Und nun zu diesen Büchern und damit zu uns.

Liebeslieder vor 2000 Jahren

Gajus Valerius Catullus wurde als Sohn eines wohlhabenden vornehmen Mannes (wahrscheinlich 84 v. u. Z.) in Verona geboren und dort und auf dem benachbarten väterlichen Landgut auf der Halbinsel Sirmione am Gardasee durch hervorragende griechische Pädagogen unterrichtet. Rom war weit. Aber Rom war die Welt. Cicero und Julius Cäsar waren zu der Zeit etwa zwanzig Jahre alt, Catilina fünfundzwanzig Jahre, der 40jährige Konsul Sulla hatte sich nach Beseitigung der Demokratie und der Macht der Volkstribunen zum Diktator aufgeschwungen, den Senat, der sich nun allerdings vorwiegend aus Aristokraten zusammensetzte, wiederhergestellt, stützte sich aber zur Durchführung seiner weiteren Pläne nur auf das von ihm in jeder Weise geförderte Heer. Das Rom der Vornehmen und Reichen lebte im Taumel der Interessenjagd und der Intrigen, hatte aber Zeit, sich einem immer tolleren Lebensgenuß zu ergeben, der sich vorwiegend in Verschwendungen durch Feste und Spiele und in Völlereien und erotischen Ausschweifungen äußerte. Dennoch: eine gute Bildung gehörte ebenfalls zu diesem standesgemäßen Lotterleben, und diese Bildung wurde in der möglichst weitreichenden Aneignung der alexandrinischen Kulturgüter gesehen. Alles, was die Griechen seit den Tagen des großen Alexander an Bereicherung, Veredelung und Verfeinerung der Wissenschaften, Künste und der Literatur hervorgebracht oder gesammelt hatten und in den politisch schwächer gewordenen Händen nicht mehr halten konnten, war von den starken Fäusten der Römer begierig ergriffen worden und wurde – je nach der Art dieser Fäuste – vergrößert, verfeinert, verdünnt oder verstärkt zum römischen Bildungsgut gemacht. Auf

jeden Fall forderte es der gute Ton der herrschenden Schicht, die griechische Sprache zu kennen; griechisch zu sprechen über alle Dinge der Philosophie, Kunst und Literatur; und sich in diesen Künsten zu üben.

Es war also nur natürlich, daß auch der junge Catull diesen Weg gehen wollte, einen Weg, dessen Ausgangspunkt eben das Zentrum der Zeit sein mußte: Rom. Catull war erst siebzehn Jahre alt, als er in die große Welt kam. Zweifellos war Rom für ihn und seine Eltern lediglich der Mittelpunkt der verfeinerten Welt und nicht die „Kloake Rom“, wie der Geschichtsschreiber Sallust zwanzig Jahre später dieses Rom nannte. Es braucht auch nicht entschuldigt oder beschönigt zu werden, wie es immer wieder versucht wird, daß der junge Catull sich in Rom den Freuden des Lebens ebenso bedenkenlos hingab, wie er kritik- und teilnahmslos den politischen Vorgängen gegenüberstand: er war eben ein Kind seiner Klasse, der herrschenden, und so ist es nicht verwunderlich, daß diesem hochgebildeten Jüngling weder die Flucht Cäsars vor Sulla noch die Machtkämpfe in Rom, noch der Spartacus-Aufstand mit den sechstausend an der Straße von Capua nach Rom gekreuzigten gefangenen Sklaven einen Eindruck machten. Es war wohl wirklich nur die als Knabe auf dem Lande erworbene körperliche und geistige Gesundheit, die ihn in Rom bewahrte, von der allgemeinen Verderbnis seiner Klasse herabgezogen zu werden, denn er hat immerhin drei Jahre mit Nichtstun in Rom verbracht. Dann zwang ihn der Tod seines geliebten älteren Bruders, ins Elternhaus nach Verona und aufs Land zurückzukehren, und nun erst begann der Dichter in ihm, sein fernerer Leben zu bestimmen. In Verona über setzte er das berühmte Gedicht „Die Locke der Berenike“ des Alexandriners Kallimachos (310–240 v. u. Z.); vielleicht wirklich nur, um zu zeigen, daß er die schwierige Technik der Versgestaltung des bewunderten Klassikers der hellenistischen Literatur beherrschte. Nach einem Jahr kehrte er nach Rom zurück, und wenn er auch erneut in den Kreis der leichtlebigen Jugend geriet, so wurde er nun doch der kritisch das Leben, leidenschaftlich, wenn auch naiv die Liebe betrachtende Dichter.

In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Clodia, der Schwester des abenteurenden Demagogen Clodius Pulcher und Gattin des Konsuls Quintus Cäcilius Metellus. Sie war nach dem Urteil der Zeitgenossen eine ungemein geistreiche, schöne, keusch und bescheiden anmutende Erscheinung, deren sittliche Verdorbenheit dem verliebten zwanzigjährigen Dichter Catull wohl nur durch seine Naivität verborgen bleiben konnte. Jedenfalls wurde sie seine große, leidenschaftliche Liebe und blieb für ihn ein holdes Mädchen, obwohl sie zehn Jahre älter war als er und ganz Rom von ihren sexuellen Exzessen sprach. Der verliebte Jüngling glaubte nicht daran, und es ist auch durchaus nicht unwahrscheinlich, daß manche der Skandalgeschichten, die über Clodia auch von ernsthaften Männern berichtet werden, auf Klatsch beruhen. Die

heutigen Freunde seiner Dichtkunst geht ja auch nur an, wie diese Liebesleidenschaft Catulls erwachte und welche dichterischen Früchte sie trug. Erwiesen ist lediglich, daß Catull, der seiner Liebsten in seinen Versen den Namen Lesbia gab, nach vierjähriger Dauer des Verhältnisses, nach seiner Rückkehr aus Bithynien, wohl doch mancherlei auch für ihn Unerträgliches an Clodia entdeckte und sich zurückzog. Kann sein, daß hier das in Rom umgehende Gerücht, sie habe ihren Gatten vergiftet, mitgewirkt hat. Wahrscheinlicher noch ist, daß Catull von dem blutschänderischen Verhältnis seiner Lesbia mit ihrem Bruder erfuhr. Bei der Bewertung dieser Ungeheuerlichkeiten in späteren Jahrhunderten darf nicht unbeachtet bleiben, daß Clodia nicht eine Einzelercheinung in Rom war, denn die Lasterhaftigkeit der Frauen der ersten Klasse und die Schamlosigkeit, mit ihren Exzessen zu prahlen, gehörten zum Lebensstil dieser Gesellschaft. Wie immer die Frau war, wir verdanken der Liebe Catulls zu ihr die schönsten, weil echtsten Liebeslieder in lateinischer Sprache, und es ist ein Verdienst des Nachdichters, sie uns in einer Form vermittelt zu haben, die es ermöglicht, daß nicht allein die wenigen gründlichen Kenner dieser Sprache sie genießen können. Catull, der nach der Trennung von Clodia sich mehr als bisher mit den Dingen des öffentlichen Lebens beschäftigte, kritisch, spöttisch, und dabei auch Cäsar nicht ausließ, starb schon mit dreißig Jahren.

Der Nachdichter, Dr. Erich Fabian, ist Altphilologe und Germanist von Beruf, Schriftsteller aus Neigung und Begabung. (Wir haben von ihm den Dostojewski-Roman „Der Doppelgänger“, den Novellenband „Schwester Sonja“ und das Buch „Von Puschkin bis Gorki“, in dem er es unternimmt, neun große russische Dichter dem deutschen Leser näherzubringen.) Die Nachdichtungen der Catullschen Lieder nun haben ihn auch als Dichter erwiesen. Darüber hinaus gab er in seinem Catull-Buch durch eine geschickte Umordnung der Reihenfolge der Lieder und durch eine kurze, lebendige Skizzierung der jeweiligen Situation vor jedem Lied eine fesselnde Liebesgeschichte; in einem längeren Nachwort wird außerdem ein Zeitbild aufgestellt und durch eine Zeittafel noch erweitert. Da diese Teile des Buches in der Art ihrer Darstellung mit den Liebesliedern übereingehen, wird dem Leser die Zeit und die Welt Catulls unaufdringlich vertrauter gemacht. Durch die von Catull angewendeten zehn verschiedenen Metra ließ der Nachdichter sich nur soweit binden, wie das die deutsche Sprache dichterisch erlaubt. Den von Catull mit Vorliebe gebrauchten Hendekasyllabus, den Elfsilber, der den deutschen Übersetzern soviel zu schaffen machte und im Deutschen den Zauber der Catullschen Verse zerstörte, ließ Fabian mit Recht beiseite; außerdem schied er alle Orts- und Personennamen aus, die für das Gedicht belanglos und heute durchweg unbekannt sind. Fabian hätte es nicht nötig gehabt, in einem Vorwort des längeren auszuführen, warum er sich seine

Vers- und Strophenform selber gewählt hat. Ich möchte seine Berechtigung dazu an einigen Gegenüberstellungen beweisen.

Da hat der doch wirklich echte Lyriker Eduard Mörike, den seine Zeitgenossen nicht zu Unrecht den „Vikar Catull“ nannten, das graziöse, in spiele- rischer Verliebtheit verklingende Gedicht von Akme und Septimius, das im Lateinischen den Hendekasyllabus vertrug, nun auch ins Deutsche im Elf- silber übersetzt. Dies kam dabei heraus:

Mörike: *Akme, seine Geliebte auf dem Schoße
Haltend, sagte Septimius: „Meine Akme!
Übermäßig hab' ich dich lieb und will auch
Jahr für Jahr dich beständig also lieben,
So arg, wie nur ein Mensch jemals imstand ist;
Sieh! sonst mag mir's geschehn, daß ich, ganz einsam,
Sei's in Libyen, sei's im heißen Inder-
Land, dem tödlichen Blick des Leun begegne!“*

Fabian: *Hänschen, das geliebte Gretchen
auf dem Schoß, sprach: „Teures Mädchen,
glüh' ich nicht im Liebesbrande
immer für dich jahrelang
mit verliebtem Überschwang,
will im heißen Wüstensande
einem Löwen ich allein
gräßlich ausgeliefert sein.“*

Mörike: *Akme, rückwärts ihr Köpfchen leicht gebogen
Und die trunkenen Augen ihres süßen
Knaben küssend mit jenem Purpurmunde,
Sprach: „Mein Leben! o goldenes Septimichen!
Künftig dienen wir diesem Herrn alleine,
Ich wie du, – so gewiß als mir noch weit ein
Heißer Feuer im zarten Marke glühet!“*

Fabian: *Gretchen, leicht zurückgeschwungen,
küßte ihres süßen Jungen
selig trunkne Äugelein,
auf den Lippen Purpurschimmer:
„Mein geliebtes Hänschen, immer
laß uns Amors Diener sein!
Denn es lodert ungebeuer
mir im weichen Mark das Feuer!“*

Es war keineswegs kühn von Fabian, für Alltagsnamen wie Septimius und Akme einfach Hänschen und Gretchen zu sagen, Libyen und Indien zu streichen und dafür vom heißen Wüstensande zu sprechen. Er hat dadurch erreicht, daß das Gedicht beim heutigen Leser genauso anklingt wie das Gedicht Catulls bei seinen römischen Zeitgenossen. Aber Akme und Septimius würden auch noch im Deutschen hingenommen werden, nur nicht der für ein so zärtliches Gedicht schreckliche Elfsilber, in den Mörike, dieser in seinen eigenen Versen so empfindsame Poet, das Catullsche Gedicht gezwängt hat. Der Philologe in ihm, richtiger wohl die Zeitauffassung, die den Dichter zwang, zuerst philologisch genau zu sein, hat ihn auch sonst noch um die erhoffte Wirkung seiner Übertragungen gebracht. Sehr gut gelang ihm noch das witzige Epigramm von Ovid:

*Si, nisi quae forma poterit te digna videri,
Nulla futura tua est, nulla futura tua est.*

Es bekam bei Mörike diese vortreffliche deutsche Fassung:

*Wisse nur, daß, wenn, ohne durch Schönheit dich zu verdienen,
Keine die Deinige wird – keine die Deinige wird.*

Hingegen das berühmte Distichon von Catull:

*Odi et amo. Quare id faciam, fortasse requiris.
Nescio, sed fieri sentio et excrucior.*

Mörike übersetzte es so:

*Hassen und lieben zugleich muß ich. Wie das? Wenn ich's wüßte!
Aber ich fühl's, und das Herz möchte zerreißen in mir.*

Erich Fabian sagt mit Berechtigung, das heiße nicht nur, breitzuwalzen, was Catull präzise und lapidarisch geformt habe, es sei auch noch unphilologisch. Und er übersetzt so:

*Ich hasse und ich liebe.
Das kann nicht möglich sein?
Ich weiß nicht. Doch ich fühl es
und leide Höllenpein.*

Es fehlt der Platz, um an anderen Beispielen durch Gegenüberstellung des Originals mit verschiedenen Übertragungen und der Nachdichtung Fabians zu beweisen, wie sehr diese Nachdichtungen überlegen sind. Zwei Gedichte in Fabians Übertragung seien aber noch wiedergegeben:

Vom Küssen

*Leben laß uns, Lesbia, und lieben!
Auf das Tratschen strenger alter Leute,
die vergaßen, wie sie's einst getrieben,
geben wir nicht einen Heller heute.*

*Sonnen sinken, können wiederkehren;
doch ist unser Tag dahingesunken,
wird das große Dunkel ewig währen,
und wir liegen stumm und schlafestrunken.*

*Gib mir tausend Küsse, gibt mir hundert,
wieder tausend, hundert noch einmal,
immer weiter tausend, weiter hundert,
doch am Schluß verwirren wir die Zahl.*

*Denn wir wollen sie ja gar nicht wissen,
und die Alten werden blaß vor Neid,
wenn sie dauernd weiterzählen müssen
unsre Küsse in Unendlichkeit!*

Das ist im Deutschen der Ton und der Gehalt der Liebeslieder des Römers Catull. Und steht als Nachdichtung auch inhaltlich dem Original näher als die meisten metrisch genauen Silbenstechereien.

Aber auch in den Gedichten, die nicht die Liebe besingen, erweist Catull sich als ein Dichter, der seine Gefühle und Gedanken natürlich und echt bekennen muß, so, wie sie aus ihm herausströmen. Da er Sprache und Formen vollendet beherrscht, über Geist und Witz verfügt, eine Liebe zum Derbkomischen besitzt, ein in Schmerz und Leid bewegt schwingendes Herz hat, sind auch seine kleinen und großen, nicht der Liebe gewidmeten Gedichte ebenso graziös, formvollendet und wirkungsstark wie die Liebeslieder. Da ist sein Dank an Cicero:

*Disertissime Romuli nepotum,
Quot sunt quotque fuere, Marce Tulli,
Quotque post aliis erunt in annis,
Gratias tibi maximas Catullus
Agit pessimus omnium poeta,
Tanto pessimus omnium poeta,
Quanto tu optimus omnium patronus.*

Erich Fabian sagt das Deutsch also:

*Du redestärkster Sohn des Romulus,
wieviel auch Redner leben jetzt auf Erden
und früher lebten und einst leben werden
in fernen Jahren, Markus Tullius:*

*Dir dankt Catull aufs herzlichste wie selten,
Catull, der allerschlechteste Poet,
so sehr der allerschlechteste Poet,
wie du der beste bist von allen Rechtsanwälten!*

Die deutschen Verse Fabians haben mich, seit ich sie zum ersten Male las, ein halbes Jahr lang verfolgt, so dichterisch gekonnt sind sie und so sehr sprechen sie zum Menschen unserer Zeit. Es ist Heinescher Geist und Heinesches Sprachgefühl in vielen von ihnen, auch dort, wo man zunächst geneigt ist, zu sagen, sie seien nun doch ein wenig zu salopp oder zu deutlich unserem Ton angepaßt: zum Beispiel das Wort „Rechtsanwalt“. Zwar nannten Catull und seine Dichterfreunde sich Neoteriker, was „die Modernen“ bedeutet – und durch die Verwandlung der Sprache und Formen der griechischen Vorbilder zum Natürlichen, Beschwingteren und Einfachen hin auch demonstriert wurde – aber „Rechtsanwalt“ in einem antiken Gedicht scheint doch gewagt und Catull aufgezwungen zu sein. Ist es das? Durchaus nicht. Dieser Catull und seine Verse waren ja das, was Heinrich Heine und seine Verse in der Welt vor hundert Jahren waren; außerdem ist das Wort „Rechtsanwalt“ sogar von Catull gebraucht worden. Er schrieb dafür in seinem Dank an Cicero „Patronus“. Gewohntermaßen versteht man darunter einen Beschützer, einen Schutzherrn oder eben einen Anwalt. Aber Patronus ist schon ganz ohne Verbiegung mit Rechtsanwalt zu vergleichen, denn der Patronus hatte als Sklavenhalter auch die Verpflichtung, in Rechtsangelegenheiten die Sache seiner Sklaven zu vertreten. Es will uns also das Wort „Rechtsanwalt“ nur deshalb allzu heutig erscheinen, weil es so unmittelbar aus unserm Alltag genommen ist; darum haben sich wohl auch die bisherigen Übersetzer gescheut, es in einem klassischen Poem zu verwenden. Da Erich Fabian sich bei seiner Arbeit lediglich dem eigenen Empfinden hingab und die Vorgänger nicht beachtete, hat er diese meisterliche Leistung vollbringen können.

Horazische Oden als deutsche Gedichte

Das meiste von dem, was von den Versen des Catull und den Schwierigkeiten ihrer Übersetzung ins Deutsche bei Wahrung ihrer alten Versmaße ge-

sagt wurde, trifft auch auf die Gedichte des um zwanzig Jahre jüngeren Quintus Horatius Flaccus zu. Er war kein Sproß eines alten vornehmen Geschlechtes wie Catull, sondern der Sohn eines Freigelassenen, der in Apulien als Einnehmer lebte. Während seines ganzen Lebens bekannte Horaz sich stolz zu diesem Vater, der den Knaben nach Rom gebracht hatte, weil ihm, dem ärmlichen Freigelassenen, für den Sohn nicht einmal eine Schule genügte, in die doch

*mächtige Knaben, die Söhne der großen Centurionen,
links an dem Arm ihr Kästchen gehängt und die Tafel zum Rechnen,
gingen, den Zinsenbetrag für den Achttagssidus im Kopfe!
Nein, er entschloß sich, nach Rom mich Knaben zu bringen, um dort mir
ganz die Bildung zu geben, die jeder Senator und Ritter
seinem Erzeugten gewährt.*

Also bekannte der schon berühmte Horaz sich in dem großen Geburtstagsgedicht an Mäcenat zu seinem Vater, der doch ein Sklave gewesen war. Und war Rom auch noch leichtfertiger und verderbter geworden als in den Jahren Catulls, es konnte dem Sohn des Freigelassenen nichts anhaben, der wurde in dem Sumpf von Sittenlosigkeit, Habgier, Lüge und sozialer Ungerechtigkeit nicht nur ein großer Dichter und weiser Menschenkenner, sondern dazu ein harter Kritiker der Gesellschaft, so humorvoll diese Kritiken meist auch waren. Seine Studien der griechischen Philosophie und der Dichtkunst hatte der junge Mann in Athen fortgesetzt, war aber nach Cäsars Ermordung in das Heer des Brutus eingetreten und hatte an der Schlacht bei Philippi teilgenommen. Nach Rom zurückgekehrt, mußte er als kleiner Schreiber sich sein Brot verdienen, bis Vergil sich seiner annahm und die Bekanntschaft mit Mäcenat vermittelte, der ihn der Nöte des Tages enthob und ihm ein kleines Landhaus schenkte. Abwechselnd in Rom und auf dem Lande wohnend, entfaltete Horaz ziemlich rasch den ganzen Reichtum seines Wesens, seines gediegenen Wissens und seines großen dichterischen Könnens. Das Leben nicht nur fröhlich besingend, nicht nur betrachtend oder bekrittelt, sondern sich ihm ergebend, um in ihm leiden und von ihm beglückt sein zu können, hat er seine Gedichte stets aus dem eigenen Erleben in der Liebe, in der Freundschaft, im religiösen und im politischen Streit genommen und leidenschaftlich aufgejubelt, gemessen philosophiert, schmerzbewegt geklagt, fröhlich dem Weine gehuldigt und mit bissigem Spott ebenso wie mit mildem Humor gesagt, was seine Augen gesehen, sein Herz gefühlt und sein Verstand bewertet hat. Immer geschah es mit unbeirrbarer Wahrhaftigkeit. Seine raschgewachsene Berühmtheit und die Freundschaft mit Mäcenat und den anderen Mächtigen Roms vermochten jedoch nicht, ihn von seiner politischen Haltung, als der eines aufrechten demokratischen Mannes, abzu-

ziehen: Horaz blieb bis zu seinem Tode der stolze Sohn eines Freigelassenen, dem weder die Aristokraten noch die Reichen oder die mächtigen Staatspersonen imponieren, oder ihn gar zu Schmeicheleien oder Lobreden bewegen konnten. Als Kaiser Augustus ihm sein Wohlwollen bezeugte, blieb der Dichter auch hier kühl und zog sich, als er bewogen werden sollte, den Kriegeruhm des Kaisers zu besingen, auf sein Landgütchen zurück, um dort wie ein einfacher Landmann zu leben und mit Freunden, die ihn besuchen würden, bei einem Krug Wein sich des einfachen Lebens in der schönen Natur zu erfreuen. Zu welchem Zwecke er die schlichte und so echte Bitte an Apoll richtete:

*Und willst du mir, Apollo, etwas geben:
Gib bis ans Ende meiner Lebensreise
ein rühmlich Alter mir und meiner Laute,
und daß der Geist nicht wie das Haar früh graute.*

Unverheiratet starb der Dichter im 55. Lebensjahre.

Von Horaz ist alles, was er geschrieben, jedenfalls alles, was er veröffentlicht hat, der Nachwelt erhalten geblieben. Seine Satiren, Epoden (Nachgesänge), seine Oden und Episteln zeigen seinen scharfen Verstand, seine Wahrhaftigkeit gegenüber den Mächtigen und sich selber, seine Herzenswärme ebenso wie seine Leidenschaftlichkeit, die Treffsicherheit seiner Beobachtungen und Auswertungen, und über allem seine Dichtkunst. Auch er war, wie Catull, Vergil und überhaupt alle lateinischen Dichter seiner Zeit ein Schüler der alexandrinischen Kunstformen, aber er hat seine Werke am stärksten mit dem Geist seiner Zeit und mit den Ausdrucksmöglichkeiten der lateinischen Sprache versehen. Sie wurden dadurch mit Recht die bekanntesten poetischen Denkmäler dieser Sprache.

Unter den Werken Horaz' stehen die Oden an erster Stelle. Und so war es nur natürlich, daß sie am meisten auch ins Deutsche übertragen wurden. Wieland, Geibel und viele andere haben es unternommen. In dem mir vorliegenden Sammelwerk von Obbarius „Horati Opera Omnia“ sind allein 36 Übersetzernamen vertreten. Ihre Träger sind ausnahmslos der philologischen Zwangsvorstellung vom Überwert des Horazischen Oden-Metrums erlegen, so daß ihnen dafür der dichterische Wert der Horazischen Gesänge erlag. Dabei wird der eigentliche Begriff Ode doch nur vom Inhalt des Gedichtes bestimmt, als eines Liedes in höchster, erhabenster Auffassung. Die in der Ode behandelten Gefühle und Gegenstände sollen, wie es in den vor 120 Jahren erschienenen „Gesetzen der Dichtkunst“ des Jenaer Literaturprofessors Dr. O. L. Wolff heißt, „nur die bedeutendsten Interessen der Menschen berühren“, und ihr Ton, ihre Form und ihr Vortrag sollen in Vollkom-

menheit und Reinheit dem Inhalt angemessen sein. Dann aber hieß es schon damals: „Hinsichtlich ihrer äußeren Form hat man nun in neuerer Zeit, meist jedoch mit Unrecht, den Reim verworfen und sich allein nach den Mustern, welche uns die Alten hinterließen, gerichtet. Ob diese ängstliche Nachahmung dem deutschen Geiste wirklich zusagt, ist sehr zu bezweifeln. Weil man sich aber bei der Ode zu strenge Gesetze auferlegt hat, ist sie mehr zu einem künstlich gemachten Gedicht, bei welchem die Form vorherrscht, geworden, als daß sie, was sie eigentlich sein sollte, wäre: die Äußerung der höchsten lyrischen Empfindung unter strenger Einheit und Vollendung eben der Form, – die sich aber jener unterzuordnen hat.“

Die Ode war in Deutschland sehr beliebt. Klopstock, Heinrich Voß, die Stolbergs, Hölty, Herder, Matthisson, Platen und andere haben bei ihr auf den Reim verzichtet; andere Dichter, wie Andreas Gryphius, Johann Christian Günther, Hagedorn, Peter Uz, Gottsched, Gellert, verwendeten den Reim und wirkten, es ist nicht zu bestreiten, auf diese Art mehr auf ihre Zeit.

Nun haben die deutschen Dichter Original-Oden geschrieben und keine Übersetzungen wie die Verdeutscher von Catull und Horaz; da aber die meisten dieser Verdeutschungen durch das Festhalten am lateinischen Versmaß zu Verrenkungen des Deutschen wurden, werden mußten, und obenein dem Original den lebendigen Atem, den starken Pulsschlag und die Farbe nahmen, konnte nur eine Wirkung erreicht werden, wie sie graue Reproduktionen von leuchtenden Gemälden zu geben vermögen: sie lassen nur eben die Handlung erkennen.

Darum also lieber Nachdichtungen. Darum Versuche, die inneren Werte des Originals im Lateinischen voll zu erfassen, von diesem Reichtum sich anfüllen zu lassen und die Begabung zu haben, das alles in deutscher Sprache dichterisch wiederzusagen. Wobei es zwar auf die Übereinstimmung des Inhaltes, aber nicht auf Übereinstimmung der Form ankommt. Das vollendet zu können, heißt, dem Original kongenial zu sein.

Im Bewußtsein der Reife seines sprachlichen Könnens hat nun Professor Dr. Hans Hübner uns Horazische Oden als deutsche Gedichte vorgelegt. Hübner ist Arzt, er bekennt seine Leidenschaft für die Sprache, für die lateinische, die deutsche und für Shakespeare. An sich würde das noch nicht genügen, ihn aber haben diese Passionen zum Dichter gemacht. Horaz und Shakespeare würden, verstünden sie Deutsch, ihm sein Dichtertum bestätigen. Die Nur-Philologen sollten jedenfalls die Begründung seiner Formveränderungen anerkennen. Er sagt:

„Die poetische Sprache verlangt ein rhythmisches Schweben der Silben, die in der Prosa unrhymisch dahinfließen. Aber dieser rhythmische Wechsel besteht in den alten Sprachen zwischen den *langen* und *kurzen* Vokalen, in

der deutschen Sprache aber zwischen *stark* und *schwach* betonten Silben. Den Alten war die Länge der Vokale so wichtig, daß sie in der griechischen Sprache für langes und kurzes E und O sogar verschiedene Buchstaben hatten (Epsilon und Eta, Omikron und Omega); auf die Betonung der Silben legten sie aber so wenig Gewicht, daß sie im Vers und in der Prosa beim gleichen Wort durchaus verschieden sein durfte, während in der deutschen Poetik ein Verstoß gegen die natürliche (Prosa-)betonung der Worte im Verse, ja schon eine Verschiebung des Schwebens des Tones als ein böser Fehler des Dichters empfunden wird. Zu solchen Betonungsverschiebungen ist aber der deutsche Dichter immer gezwungen, wenn er das antike Odenversmaß in seiner Sprache anwendet. Aus dieser Überlegung ergibt sich: die herrlichen Gedichte des Horaz verlieren ihre dichterische Schönheit, wenn man sie in dem antiken Odenversmaß wiedergeben will: es widerspricht eben den Grundregeln der deutschen Sprache und Metrik. Dafür hat aber die deutsche Poetik den hohen Reiz des Reimes dazugetan, den die Alten nicht kannten.“

Hübner betont ausdrücklich, daß sein Urteil sich nur auf das Odenversmaß bezieht, und nimmt andere antike Formen wie Jamben, Trochäen und sogar den Hexameter aus. Aber auch mit solchen Erweiterungen unterwirft er sich bei seinen Nachdichtungen nicht dem früher so selbstverständlichen Gebot, die Metra des Originals zu beachten und zu befolgen. Er geht vielmehr bei jedem Gedicht sehr überlegend an die Wahl der Versform für die Übersetzung. Jeder gewissenhafte Leser muß ihm bestätigen:

„Es stehen uns für die deutsche Wiedergabe aller Schönheiten der Horazischen Poesie, für die er 13 verschiedene Odenmetra gebrauchte, alle jene Gedichtformen zur Verfügung, die die deutsche Poetik kennt: Die feierliche Stanze ist die gegebene Form für das Widmungsgedicht an Mäcen (I, 1), wie das düstere Distichon für die Totenklage um den verlorenen Freund (I, 24). Der Blankvers der fünffüßigen Jamben vermittelt die dramatische Rede der Juno im Rate der Götter (III, 3), die Prophezeiung des Nereus von Trojas Untergang (I, 15) ist, ‚antiker Form sich nähernd‘, Hexametern anvertraut. Die weinselige Stimmung des ‚Liedes an den Schenken‘ (I, 38) gibt ein Ghasel wieder. Am besten zusammenfassend scheint mir Form und Inhalt aber bei jenen kurzen Vierzeilern zu sein, in denen der Dichter seine Verliebtheit in Chloe, Lyde, Barine und so viele andere, seinen Hereinfall mit Pyrrha und ähnliche amuröse Szenen schildert. Gedichte, die uns Heutigen nichts sagen, weil sie von mythologischen und religiösen Dingen handeln, die wir heute kaum noch verstehen können, habe ich fortgelassen, weil ich ja keine vollständige philologische Übersetzung schaffen wollte. Man wird in diesem Buche jene Gedichte finden, die uns den Dichter als einen liebens- und bewunderungswerten, manchmal rauen, aber immer starken und aufrechten, demokratischen Menschen zeigen.“

Einige Proben aus diesen deutschen Gedichten, zu denen die Horazischen Oden in der Nachdichtung wurden, mögen die Kunst Hübners zeigen. Da ist die Einladung an Septimius nach Tibur (Tivoli), dem Landhaus des Horaz. In der Übersetzung von K. W. Ramler im Sammelwerk des Dr. Obbarius stottert sich das formgerecht – Metrum Sapphicum – also dahin:

*Der du mit mir willig nach Gades gingest,
Mit mir zum Cantabrier, der Roms Joche
Trotz beut, zur barbarischen Syrte durch laut
Brausende Strudel;*

*Möchte Tibur, jenes Argivers Pflanzstadt,
Meines Alters Rubesitz sein! O fänd ich,
Aller Meere, Lager und Heeresstraßen
Müde, mein Ziel dort!*

*Wenn der Parcen Tücke mir dies verweigert,
Zieh' ich hin, wo Sparta's Phalantus herrschte,
Zum Galäus hin, wo das eingebüllte
Wollenvieh weidet.*

*Ja, nur dieser Winkel der Erde lacht mir,
Wo der Honig mit dem Hymettus eifert
Und des Ölbaums strotzende Beere mit dem
Fetten Venafrum:*

*Wo der Himmel längeren Lenz und immer
Laue Winter sendet, und Aulon, fruchtbar
Durch Lyäus Huld, die Falerner Traube
Wenig beneidet.*

*Dieser Ort, Septimius, diese goldne
Bergflur nehm' uns beide zugleich auf! Hier einst
Netze deines Freundes, des Dichters, beiße
Asche mit Thränen!*

Hübner sagt es so:

*Laß uns, Septimius, nach Tibur wandern,
dort warten uns des Alters Freuden viel.
Die Meere, Straßen, Lager laß ich andern –
beschaulich ausruhn, ist des Lebens Ziel.*

*Und will die Parze uns dies Glück nicht gönnen,
so soll es mir an dem Hymettus blühn,
daß wir in Ruh dort unser Brot gewönnen,
wie Bienen Honig aus dem Wiesengrün.*

*Dort ist der Lenz so lau, der Sommer lange,
und späte Abendsonne reift den Wein;
kein harter Winter macht das Herz uns bange:
dorthin, Septim! Und laß uns selig sein.*

*Dort leeren wir, mein Freund, noch manche Flasche
in der Erinnerung an vergangnes Glück . . .
Bis du einst feuchtest meine Totenasche
mit deinen Tränen – halt sie nicht zurück.*

Ergibt die Gegenüberstellung schon, wo das Wertvollere, das dichterisch Gekonnte, liegt, so ist es vielleicht noch besser zu erkennen, wenn man bei solchem Nebeneinander auch das Original gibt. Da ist ein Spottgedicht an eine ältliche Frau, die vom leichtfertigen Leben nicht lassen will. Horaz singt sie an:

In Chlorium

*Uxor pauperis Ibyci,
Tandem nequitiae fige modum tuae,
Famosisque laboribus:
Maturo propior desine funeri
Inter ludere virgines,
Et stellis nebulam spargare candidis.
Non, si quid Pholoen satis,
Et te, Chlори, decet: filia rectius
Expugnat iuvenum domos,
Pulso Thyias uti concita tympano.
Illam cogit amor Nothi
Lascivae similem ludere caprae:
Te lanae prope nobilem
Tonsae Luceriam, non citharae decent,
Nec flos purpureus rosae,
Nec poti vetulam faece tenus cadi.*

In der Übersetzung von F. A. Eschen wird das nun so vermittelt:

*Du des dürftigen Ibycus
Gattin, endlich doch gib deinem Verderbnis Ziel,
Und den steten verruß'nen Müb'n!
Schon dem harrenden Grab näher, entsage du
Jetzt jungfräulichem Kreis', und laß
Nicht ein Nebelgewölk leuchtenden Sternen nab'n.
Nicht was Pholoes Reiz noch,
Ziemt, o Chloris, auch dir. Wahrlich die Tochter stürmt
Größ'ren Rechtes ein Jünglings-Haus,
Gleich der Thyas, die wild tobt bei der Trommel Schlag
Ihr ist Liebe des Nothus Schuld,
daß sie üppigen Sinn's, ähnlich dem Rebe, spielt;
Dir ist Woll' aus Lucerias
Schöner Gegend gemäß, klingende Cither nicht,
Noch der purpurnen Rose Schmuck,
Noch zu helfen, du Weib, daß sich der Weinkrug leert.*

Welcher deutsche Mensch aus Fleisch und Blut will und kann etwas damit anfangen? Wem gibt es auch nur eine Ahnung von Horaz? So seien denn gegen das sündhafte Gestammel die Verse Hübners gestellt:

*O Chloris gib es endlich auf
um Liebe noch zu werben.
Zu alt bist du zum Liebeskauf,
zu jung, um schon zu sterben.*

*Gib deiner Tochter Freiheit jetzt,
Jünglinge zu ergetzen,
wird dein Gewerbe fortgesetzt,
kannst du zur Ruh dich setzen.*

*Vorbei zum Nackttanz ist die Zeit,
denn du wirst alt und älter;
kauf dir ein warmes wollnes Kleid –
im Armenhaus ist's kälter.*

*Nimm einen letzten Händedruck,
laß uns alleine trinken.
Wie bitter ist der letzte Schluck,
wenn Lieb und Tanz versinken.*

Wohl das schönste der deutschen Gedichte Hans Hübners ist diese Nachdichtung der Ode IV, 12, der Einladung von Horaz an Vergil:

*Es lockerte der Lenz den Frost der Wiese.
Wie über Nacht kam er von Süden her.
Die weißen Segel gleiten in der Brise,
Die wenig nur bewegt das blaue Meer.*

*Laß frühlingsmüd uns nun vom Weine schlürfen,
Der fortspült, was uns träge macht und matt,
Man wird an dem sich doch erlaben dürfen,
Was Freund Sulpicius im Keller hat.*

*Wenn solch Genuß dich locket, komme eilig
Und laß Geschäft jetzt liegen und Gewinn.
Du bleibst nicht ohne Gegengabe, weil ich
Ein Freund des Weines und ein Dichter bin.*

*Ans Feuer denk, das unsres Körpers Kebricht
Zu Asche brennt, ist es einmal so weit,
Und sag dir selbst, es ist doch wirklich töricht,
Nicht töricht mal zu sein zur rechten Zeit.*

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß zwei Männer, alte Lateiner, unabhängig voneinander und, wenn auch zu gleicher Zeit, so doch in verschiedenen Orten darangegangen sind, wenigstens einen Teil der Verse des Catull und des Horaz von der Last des in der Großväterzeit bedeutsamen Papiere zu befreien und die alten Dichter direkter, ja unmittelbar zu den Menschen unserer Zeit singen zu lassen. (Hans Hübner hat das gleiche mit Shakespeare getan, indem er auch die Sonette des großen Briten nachdichtete. In diesem Falle behielt er die Sonettform bei, sah sich aber, wie er sagt, des öfteren zum Aufhellen des Dunklen, zum Verständlichmachen des Verworrenen und zur Änderung des Schnörkelstils gezwungen. Er lehnt es mit Entschiedenheit ab, etwa eine neue Übersetzung vorlegen zu wollen, er habe Shakespeare lediglich in deutscher Sprache und heute zu Deutschen so sprechen und wirken lassen wollen, wie der große Dichter es vor vierhundert Jahren zu seinen Zeitgenossen in englisch getan habe.)

Das Vertrauen der Nachdichter und des Verlages zum Kulturwillen unseres Volkes verdient die Anerkennung aller, denen diese Kultur am Herzen liegt.

Rechte und Pflichten des Übersetzers

Der Zufall brachte es mit sich, daß Sergej Michalkows *Ausgewählte Fabeln* aus der Feder zweier deutscher Nachdichter ziemlich gleichzeitig in zwei namhaften Verlagen zur deutschen Publikation gelangten*. Ein weiterer Zufall vermochte gerade noch rechtzeitig die Veröffentlichung einer dritten deutschen Fassung der gleichen und noch anderer Fabeln, und zwar in der Nachdichtung des Verfassers der vorliegenden Zeilen, zu inhibieren. Letzterem wird dafür hier die Ehre zuteil, so unbefangen und objektiv wie möglich gegenüber den anderen beiden Übersetzern einen kritischen Vergleich zwischen den beiden nun vorliegenden deutschen Ausgaben der Michalkow-Fabeln anzustellen.

Nach Repräsentanz und äußerer Ausstattung ist der Ausgabe des Verlages Kultur und Fortschritt der Vorzug zu geben, zumal auch in Hinsicht auf die Mitgabe der prächtigen Illustrationen namhafter sowjetischer Karikaturisten in guten Farbdrucken. Aber auch die Vignetten des Alfred Holz-Verlages, ausgeführt von Werner Klemke, besitzen ihren künstlerischen Reiz. Von den siebenunddreißig Gedichten der sowjetischen Ausgabe (Sergej Michalkow: „Satire und Humor“) bringt der Alfred Holz-Verlag zwanzig, bei Kultur und Fortschritt sind es ihrer siebzehn. Es war längst an der Zeit, dem deutschen Leser das feinsinnige lyrische Werk des sowjetischen Humoristen wenigstens in einer Auswahl zugänglich zu machen, doch bleiben noch bei weitem umfangreichere deutsche Veröffentlichungen zu wünschen übrig.

Die Qualität der Fabelübersetzungen ist ungleich, und zwar im Hinblick sowohl auf die Nachdichtungen jedes einzelnen der beiden Verfasser für sich genommen wie auf die beiden Verlagsfassungen in ihrer Gegenüberstellung. Gelungenes steht neben, beziehungsweise gegenüber weniger Geglücktem. Häufig findet Tutenberg die schlagendere und originellere Prägung, während wiederum in anderen Fällen Remané zu ausdruckskräftigeren Formulierungen gelangt. Bei ihm jedoch, wie auch häufig anderswo in seinen nachdichterischen Bemühungen, stören die Inversionen, bei denen das Prädikat unberechtigterweise an das Hauptsatzende tritt („Solch einen Teppich nur die Perser wirken!“; „Der Uhu einen schärfren Schnabel hat!“; „Die Biene zornig ihm im Pelz rumorte“; „Sein Bankguthaben laufend sich erhöhte“). Man darf hier nicht um des Reimes willen den Weg des geringsten dichterischen

* Sergej Michalkow: „Ausgewählte Fabeln“, übersetzt von Bruno Tutenberg, Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1956; „Der Löwe und der Hase“, übersetzt von Martin Remané, Alfred Holz-Verlag, Berlin 1956.

Widerstands gehen, wie etwa in Remanés Fassung der „Vorsichtigen Vögel“, in der allein sich vier Inversionen finden. Bei Tutenberg hinwieder finden sich mitunter Schwächen der Reimtechnik. „Requisit – exquisit“, „eingesetzt – ersetzt“, „erwidert – angewidert“ bilden keine Reimpaare. Ähnliches gilt für die im Russischen gebräuchliche, im Deutschen aber meiner Meinung nach auszuschaltende Assonanz. So heißt es beispielsweise bei Tutenberg in dem sonst ausgezeichneten „Zwei Freundinnen“: „Ach, Liebste, stöhnte sie, was glaubst du, das mir schmeckt? / Mein Lebtage – einzig Brot und Speck!“ Hier wird die Assonanz „schmeckt – Speck“ um so fragwürdiger, als die Schicklichkeit der deutschen Syntax den Konjunktiv „schmeck“, mithin einen reinen Reim diktiert hätte.

Dennoch ist in dieser Fabel die Tutenbergsche Fassung an Wort- und Sprachfreudigkeit der Remanéschen vorzuziehen.

Wichtiger jedoch, als weiter in die Details der einzelnen Fabelnachdichtungen einzudringen, erscheinen für unsere vergleichende Untersuchung grundsätzliche Fragen, so beispielsweise die der Kongenialität oder doch zumindest der dichterischen Übereinstimmung mit dem Original. Bei Remané kommt sie infolge eines zu starken Strebens nach sprachlicher und metrischer Kongruenz im allgemeinen etwas zu kurz. In den deutschen Fassungen beider Autoren wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das Michalkowsche Original nicht erreicht. Nun liegen nach unserer Ansicht und Erfahrung die Dinge hier folgendermaßen: Wenn man statt der sach- und fachgerechten Übersetzung, statt der stilistisch einwandfreien Übertragung und Nachdichtung zu der deutschen Fassung eines Gedichtwerkes gelangen, mithin ein Stück neuer deutscher Literatur schaffen will, so darf die dichterische Kompetenz des Nachdichters der des originalen Dichters nicht nachstehen. Aber nicht alle Gedichte eines jeden Autors, auch des besten Autors, sind einander gleichwertig.

Und weiter ist zu sagen: Nicht alle Strophen und alle Verse eines einzelnen, auch des besten Gedichtes, sind einander ebenbürtig. Mitunter gewinnt man den Eindruck, daß es eine einzige Strophe, ein einziger Vers im Gedicht ist, sein Zentrum, sein dichterischer oder geistiger Mittel- und Angelpunkt, um dessentwillen das Ganze geschrieben wurde, und der somit zum Kristallisationspunkt des gesamten Gedichts wurde. Einen solchen Punkt hat der Nachdichter zunächst aufzufinden und ihn zum Ausgangspunkt seiner Übertragung zu machen. Andererseits und außerdem kann der gewissenhafte Nachdichter – und unter einem solchen verstehen wir nicht den, der sich an den Buchstaben hält – nicht umhin, sich Rechenschaft darüber zu geben, wie es im Gedicht mit den Zufälligkeiten steht. Oftmals liegt dem Dichter ein Reim auf der Zunge, um dessentwillen er ein bestimmtes Bild, eine Metapher, ein Streiflicht wählt. Der Reim kann gut, das Bild kann

schwach oder abgelegt sein. Der Reim ist das labilste Element im Gedicht, und nicht selten bestimmt er das Bild, den Vergleich, die gedankliche Formulierung, ja den weiteren Gedankenweg des Gedichts in der zusätzlichen Präzisierung seiner Inhalte. Vor die Wahl in der Ausgestaltung der Nachdichtung gestellt, wird der Übersetzer das Reimwort und seinen Sinngehalt erforderlichenfalls am ehesten vernachlässigen und durch das übersetzungssprachig naheliegende Reimwort mitsamt seiner parallelen Sinnggebung ersetzen dürfen. So wird es Aufgabe des Nachdichters sein, zu erkennen, wo der Dichter des Originals um des Reimes willen seine Diktion umgelenkt hat, und er wird an die Stelle des originalen Reimworts und Reimwertes legitim den eigenen Sprachreim zusammen mit dem aus diesem sich ergebenden (der originalen Gesamtkonzeption entsprechenden) Gedankenzufluß setzen dürfen.

Wir sagen nicht, daß all dies in das Belieben des Nachdichters gestellt sei, wir sagen vielmehr, daß es – und dies als einziges Kriterium – in die dichterische und nachdichterische Kompetenz des Übersetzers gehöre. Hierbei aber gibt es keine Zunftregelungen.

Schwächere und als schwach erkannte Verse wort- und sinngetreu in die neue Sprache übertragen zu wollen, hieße nur, sie noch weiter abzuschwächen, die Schwächen des Originals notwendigerweise zu noch größeren Schwächen der Nachdichtung zu machen und somit in der Übertragung den so häufig entstehenden Eindruck der linken Seite eines Teppichs im Vergleich zum Original zu vertiefen. Die Aufgabe des Übersetzers ist häufig genug die eines Ersetzens. Der beste Nachdichter wird derjenige sein, dem es gelingt, die offensichtlichen Schwächen des Originals durch ebenso offensichtliche Stärken der Nachdichtung zu ersetzen. Hier, wenn er nur seiner Sache ganz gewiß ist, hat der Nachdichter *carte blanche*. Nur dann aber darf bei ratsamen Anlässen zu anderen Wendungen oder Stilisierungen gegriffen werden, wenn die nachschöpferische Sicherheit vorhanden ist, daß der Dichter des Originals, hätten die von uns gewählten neuen Sinngegebenheiten ihm eigensprachlich-sprachreimlich zur Verfügung gestanden, sie ebenfalls aufgegriffen und eingebaut haben würde. Nur durch ein solches gelegentlich ersetzendes Vorgehen kann der sonst unvermeidbare Qualitätsunterschied zwischen Original und Nachdichtung aufgehoben und kompensiert werden.

Wie dem aber auch sei und ob derartige Überlegungen zu Überlegenheiten führen oder bloß hier und da singuläre Bedeutung beanspruchen können: in jedem Falle handelt es sich bei beiden deutschen Fassungen dieser an sich ja harmloseren Fabeldichtungen um geschmackvolle, gut gekonnte Nachdichtungen, mit der üblichen „Skidka“, wie die Russen sagen, dem Rabatt, dem Schuldennachlaß des Übersetzerischen.

Zu der bereits gestreiften Frage der Eindeutschung, der deutschen Adap-

tierung: Nehmen wir einmal die „Laufende Instandhaltung“ (Titelgebung, in Anlehnung an das Russische: Tutenberg; bei Remané besser „Die eilige Renovierung“). Aus dieser Fabel wurden in beiden deutschen Fassungen die an sich unwichtigen Personagen „Iwàn Tarássowitsch“, „Stepán Kusmítsch“, „Klim Fomítsch“ und „Sawwitsch“ originalgemäß und buchstabengläubig übernommen. Remané läßt wenigstens bei den ersten drei der hier willkürlich aus dem sowjetischen Alltag gegriffenen Vaternamen (deren Gebrauchstypik dadurch gegeben wird, daß keine Familiennamen angefügt sind) den Vornamen weg. Aber wozu überhaupt? Der Verfasser dieser Zeilen hat sich nicht gescheut, in einer anderen sowjetischen Fabel („Der splendide Verlag“) von der Gattin Marie-Elisabeth und dem Schwiegervater Ebeling zu sprechen („Das kluge Tier tat's um des Reimes willen“: „Ein weiteres Exemplar empfing/Sein Schwiegervater Ebeling“). Obwohl es sich hier um Zweifelsfragen handelt, so kann doch behauptet werden, daß durch das Vorgehen der beiden Verfasser ein recht unheimisches Element in die deutsche Fassung hineingetragen wird, daß die Gedichte dem deutschen Leser entfremdet und sie zugleich in ihrer Allgemeinbedeutsamkeit herabgemindert werden, zumal die Typik des Originals in diesem Punkt dem deutschen Leser nicht erschlossen wird. Hätte man auf russische, auch dem Deutschen bekannte Ruf- und Kurznamen wie Frol, Klim, Wanja, Stjopa oder ähnliche zurückgegriffen, so wäre dem Kolorit durchaus Genüge geschehen und der Fabelton besser gewahrt geblieben. Das sind auch Fragen des Geschmacks und des Geschicks. Wir entsinnen uns, einmal nach den ersten Zeilen die Übersetzung einer sowjetischen Erzählung in der „Wochenpost“ wegelegt zu haben, weil dort von „Großväterchen Immer-Eifrig“ die Rede war statt einfach von einem Großvater Hurtig.

Den Abschluß unseres vergleichenden Bemühens bilde die Rohübersetzung und eine kurze Analyse der beiden Nachdichtungen „Die Nachtigall und die Krähe“ (Remané), bzw. „Die Krähe und die Nachtigall“ (Tutenberg), denen als dritte die deutsche Fassung des Autors dieser Zeilen „Nachtigall und Rabe“, jedoch beileibe nicht als Musterfall, beigelegt werde.

a) Rohübersetzung, „Die Nachtigall und die Krähe“:

„Die Vierteljahrhundertfeier ihrer Geburt beging im Eichenwald [Laubwald] die Kursker Nachtigall. (Eine nicht geringe Frist selbst im Leben des Menschen, aber welch ein Jubiläum erst für eine Nachtigall!) Unter den Waldessängern herrscht Aufschwung und Belebung: Die Nachbarwälder händigen der Jubilarin Glückwunschadressen ein. Ein Bankett wird ausgerichtet. Ein zweistündiges Konzert. Auch vom Adler trifft eine Gratulation ein. Die glückliche Jubilarin ist gerührt und geschmeichelt – Nicht vergeblich ist in den Büschen ihr Nachtigallenschlag gewesen . . . An der Festtafel

ging es jenen Abends lärmend zu ... Auf alle Art und Weise tönten die Stimmen, und nur die Krähe krächzte trostlos [niedergeschlagen, nicht ganz glücklich als russisches Reimwort]: „Denk einer an, welch Wunder! Längst bin ich über die Fünfzig hinaus, Und meine Stimme ist kraftvoller und allen verständlicher. Und wie oft hat die Eule mich gelobt! Aber ein Jubiläum – na warte! – begeht die Nachtigall. // Da schreibt man nun von Tieren, von Vögeln und Insekten [„nassekómych“ – Scherz- und Zufallsreim auf „snakómych“ (Bekannte), in allen drei deutschen Fassungen nicht berücksichtigt]! Und überall gerät man auf Bekannte ...“

b) Martin Ramané, „Die Nachtigall und die Krähe“:

*Seit fünfundzwanzig Jahren sang aus voller Kehle
die Kursker Nachtigall im Eichenhain.
(Was schon für Menschen keine Bagatelle,
für Vögel mocht' es doppelt Grund zum Feiern sein.)
Bewegung in die Reih'n der Sänger kam.
Es wurde gratuliert,
von überall her deposeschiert,
und ein Bankett mit Großkonzert organisiert.
Der Adler sandte selbst ein Glückwunschtelegramm.
Die Jubilarin, so geehrt, war tief gerührt.
Nicht nutzlos hatte sie gelebt und musiziert!
Der Lärm beim Festschmaus war nicht unbeträchtlich,
ein lustig Zwitschern, Trillern, Flöten, kunterbunt ...
Allein die Krähe krächzte böse und verächtlich:
„Was lärmt ihr so? Ich sehe keinen Grund!
Ich habe längst die Fünfzig überschritten,
viel mächtiger ist meiner Stimme Schall!
Befragt die Eule! Die hat's nie bestritten!
Doch ein Bankett kriegt nur die Nachtigall.“*

*Schreib Fabeln über Tiere nur, – doch stets aufs neu
triffst du Bekannte, – wo's auch sei! ...*

c) Bruno Tutenberg, „Die Krähe und die Nachtigall“:

*Wem galt im Eichenhain des Festes Lärm und Schwall?
Wer war der Feier hoher Jubilar?
Der weltberühmte Star, die Kursker Nachtigall.
Sie wurde heute fünfundzwanzig Jahr.
(Das gilt schon viel beim menschlichen Geschlecht,
doch bei der Nachtigall erst recht.)*

*Rings in den Wäldern herrschte frohes Treiben.
 Es kamen ungezählte Glückwunschsreiben.
 Selbst vor dem stolzen Aar
 hatt' Gnade sie gefunden.
 Die ganze Vogelschar
 gab ein Konzert von zwei, drei Stunden.
 Die Jubilarin war im Innersten betroffen:
 So durfte sie denn hoffen,
 sie hätte nicht ergebnislos gesungen
 und nicht vergebens wär' ihr Zauberlied erklingen?
 Am Abend ward ihr ein Bankett gegeben,
 ein Preisen war's und In-den-Himmel-Heben!
 Allein die Kräbe krächzte vor sich hin:
 „Hat diese Feier einen Sinn?
 Ich zähl an Jahren längst ein Halbjahrhundert,
 und meiner Stimme kräft'gen klaren Schall
 sogar die Eule laut bewundert;
 gefeiert aber wird – die Nachtigall.“*

*Wenn ich auch mit Bedacht nur Waldessänger nenne,
 denk ich an Opernsänger, die ich kenne.*

d) E. J. Bach, „Nachtigall und Rabe“:

*Im Eichenwald beging die Nachtigall
 Ihr fünfundzwanzigjähriges Sangesjubiläum –
 Im Menschenleben schon ein seltner Fall,
 Doch wie am Platze hier erst ein Tedeum.
 Im Walde herrscht Bewegung und Erregung.
 Gefiedert Volk von allen Arten, Sparten
 Reist an mit Sack und Pack und mit Verpflegung,
 Um der verehrten Jubilarin aufzuwarten;
 Und aus den Nachbarwäldern kam
 Manch Gruß- und Glückwunschtelegramm.
 Ein Festbankett jedoch mit Sang und Schall
 Ward ausgerichtet für Frau Nachtigall.
 Der Adler hat es sich nicht nehmen lassen,
 Höchsts selbst die Festschrift abzufassen.
 Die Jubilarin fühlt sich glücklich und geehrt.
 Nein, nein! Vergeblich hat im Wald sie nicht gesungen.
 Ist jede Kunst doch ihres Lohnes wert,
 Zu Recht hat sie den Ehrenpreis errungen.*

*Hoch her ging's auf der Feier. Da ward musiziert
 In jeder Tonart und nach allen Regeln.
 Gefeierte ward die Sängerin, wie sich's gebührt,
 Und nur der Rabe tat sich abseits flegeln:
 „Hört, hört! Was hier man alles exerziert!
 Als hätt, Gottswunder! sonst was sich begeben.
 Seit fünfzig Jahren führ ich hier mein Rabenleben.
 Weit kräftiger ist mein Sang und viel verständlicher!
 Wie oft hat ihn die Eule hoch gepriesen.
 Der Vögel Nichtachtung für mich drum um so schändlicher,
 Die soviel Ehr der Nachtigall erwiesen . . .“*

*Schreib auch von Vöglein ich im Waldgebege,
 Fühlt doch getroffen sich – wer weiß? – manch Herr Kollege...*

Die Remanésche Fassung gerade dieser Fabel hat ihre offenbaren Schwächen. Das Epitheton „die ‚Kursker‘ Nachtigall“ steht hier völlig unmotiviert und befremdlich, denn woher soll der deutsche Leser wissen, daß in russischen Ländern die Nachtigall gerade der Kursker Wälder sich des Rufes höchster Sangeskunst erfreut? Tutenberg motiviert völlig richtig: „der weltberühmte Star“, obwohl man die Nachtigall gerade in diesem gefiederten Zusammenhang nicht als „Star“ bezeichnen sollte, während in der Bachschen Fassung das Beiwort ganz entfällt, die Nachtigall allen Landstrichen vorbehalten bleibt. Zu beanstanden ist auch die Remanésche Verszeile „Bewegung in die Reih'n der Sänger kam“. Ganz abgesehen vom Formalen (Inversion): Was für Reihen? Da die Sänger in keinerlei Reihen angetreten sind, kann auch keine Bewegung in die Reihen kommen. Als pleonastische Belastung ist „depeschiert“ in Verbindung mit dem zwei Zeilen später folgenden Glückwunschtelegramm anzusprechen. In der in allem übrigen recht hübschen Tutenbergschen Fassung bedeutet die verbale Kennzeichnung „Die Jubilarin war im Innersten betroffen“ einen ernsten Fehler. Zu einer solchen Sinnentstellung darf man sich um des beabsichtigten Reimes („hoffen“) willen nicht verleiten lassen. Man ist im Innersten betroffen nicht in der Empfindung einer beglückten Rührung, sondern im Gefühl der schmerzhaften Enttäuschung, die hier ganz abseits jeder Sinnmöglichkeit liegt. Mit Leichtigkeit hätte Tutenberg auch die Inversion in der viertletzten Verszeile: „sogar die Eule laut bewundert“ vermeiden können, etwa: „hat selbst die Eule stets bewundert“. In allen angeführten und ähnlichen Fällen hätten auch die Lektoren der jeweiligen Verlage eingreifen können. In der dritten, Bachschen Fassung ist das „Tedeum“ ein wenig dubios. Man kann es nur in dem gemeinten scherzhaft-übertragenen Sinne gelten lassen, im Wortsinn würde es

dem Geist einer sowjetischen Fabel zuwiderlaufen. Daß überdies Remanés Kursker Nachtigall seit fünfundzwanzig Jahren ununterbrochen aus voller Kehle singt, ist mehr noch als für das Konzertpublikum eine für einen Sänger fürchterliche Vorstellung. Genießt doch gerade die Nachtigall als Sangeskönigin der Wälder Berühmtheit für ihre unendlich zarten und schmelzenden Töne, den modulatorischen Zauber ihrer Triller und Kaskaden, die sie nur gelegentlich durch einen Schlag aus voller Kehle mit süßem Wohllaut unterbricht. Aus voller Kehle und nicht zur Freude des Hörers schreien im Gegenteil ihr Lebelang der Rabe und die Krähe. Aber was tut man, wenn einem die Bagatelle als – noch dazu unreines – Reimwort vorschwebt!

Der Vergleich der doppelten Fassungen von Fabel zu Fabel ist in der Tat aufschlußreich und gewährt ständig wechselnde Aspekte. In der Fabel beispielsweise vom „Vorzimmerinsekt“, „Der Löwe und die Fliege“, hat Remané seine beste Leistung gegeben und sich selbst, gelegentlich auch das Original übertroffen. Hier hat er sich mit einer glücklichen und prägnanten deutschen Fassung wirklich frei geschrieben und läßt Tutenberg weit hinter sich, der nur eine verwässerte und verwaschene, fade und flaue, vom Original sich in weitem Abstände haltende Version produzieren konnte. In dieser Fabel verwirklicht Remané einen Teil jener Postulate, die wir weiter oben in unseren prinzipiellen Gedankengängen zum Problem der Nachdichtung entwickelt haben, und es gelingt ihm, einzelne Schwächen des Originals in Vorzüge der deutschen Reproduktion zu verwandeln, so in der Prägung des „Vorzimmerinsekts“ und in der Moral der Fabel, die bei Michalkow, und in Tutenbergs Anlehnung an ihn, viel zu breit ausgewalzt ist.

Sergej Michalkows dichterisches Schaffen reicht weit über das Gebiet der Fabel hinaus, deren sich übrigens, zu einer rechten Wiedergeburt dieses Genres, zahlreiche sowjetische Schriftsteller heute wieder annehmen. Wir schließen unsere Untersuchung mit dem Wunsche, daß diesen beiden Fabelbänden recht bald weitere Michalkow-Publikationen in deutscher Nachdichtung folgen mögen.

Rolf Rostocker

Ein hoffnungsvoller Start: Die Friedensbücherei

A. den Doolaard und Cas Oorthuys: „Die Zukunft in deinen Händen“, Bildreportage
Christian Wegner Verlag, Hamburg 1956

Mit dem ersten Band der Friedensbücherei beginnt ein ungewöhnliches und zugleich naheliegendes Unternehmen. Der holländische Schriftsteller A. den Doolaard schrieb den Text, Cas Oorthuys steuerte ganzseitige Fotos bei, und als Herausgeber zeichnet Max Tau verantwortlich, jener Anreger der deutschen Literatur bis 1933, der jetzt in Oslo ansässig ist und als erster den Friedenspreis des deutschen Buchhandels erhielt. Verleger aus acht Ländern werden das Werk veröffentlichen, weitere Länderausgaben sind in Vorbereitung. In Deutschland hat der Christian Wegner Verlag, Hamburg, sich entschlossen, die neue Buchreihe der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Max Tau geht von dem Gedanken aus, daß der Frieden nur gefunden wird, wenn der einzelne in jedem Augenblick mit sich selbst kämpft und entsagen kann, um ein höheres Ziel zu erreichen. Der Autor den Doolaard kommt zum gleichen Schluß, wenn er die Wahl der Menschheit nur zwischen Frieden und Ausrottung offenläßt. Die Energie zur Sicherung des Friedens soll aber nicht von Institutionen ausgehen, was ja dem einzelnen die Verantwortung abnimmt, sondern wesentlich vom einzelnen, sie wird also vom Leser gefordert. Die Alternative zwischen Vernichtung und Weiterleben nach dem ersten Jahrzehnt im Atomzeitalter ist so schwerwiegend, daß wenige Staatsmänner gar nicht die Verantwortung allein tragen können; unsere herkömmlichen Ansichten über die zwischenstaatlichen Beziehungen

bleiben hinter der Entwicklung der Atomphysik weit zurück. Deshalb kommt es auf die Entscheidung von Millionen von Menschen an, die wissen, was auf dem Spiele steht. Die Friedensbücherei vertritt dabei keine parteipolitischen Tendenzen, obwohl der Ost-West-Gegensatz häufig erwähnt wird, sie will ausschließlich die menschliche Situation klären.

Das Buch beginnt mit einem Rückblick. Die Bedeutung des letzten Krieges liegt nicht nur in den politischen und militärischen Ergebnissen, sondern in der Entwertung des Menschen. Um eine Fabrik oder eine Kaserne zu treffen, wurden Tausende von Häusern vernichtet. Im totalen Krieg ist das Bombenfutter billiger als das Kanonenfutter geworden. Das Töten hat gleichzeitig den letzten Rest des Heldentums verloren. Der anonyme, mechanische Massenmord bleibt als schaler Rest des Waffenhandwerks. Das Ergebnis sind vierzig Millionen Tote, eine Zahl, die jede menschliche Vorstellungskraft übertrifft. Mindestens genauso fürchterlich ist die Tatsache, daß der Massenmord als legitime Methode des Krieges von den kriegführenden Mächten stillschweigend anerkannt worden ist. Dieser Mahnung an die Kriegs- und Nachkriegszeit folgt ein Bericht über den Aufbau in allen zerstörten Ländern. Aber die Zeichen am Himmel – auf einem der eindrucksvollen, ganzseitigen Aufnahmen sehen wir Kondensstreifen von Düsenflugzeugen – lassen neue Ängste aufkommen, noch ehe alle Narben des Krieges verheilt sind.

Die Geschichte des Atomzeitalters, von der Entdeckung der Radioaktivität im Jahre 1896 bis zu den H-Bomben-Versuchen, nimmt den breitesten Raum ein. Der Verfasser hat die wissenschaftlichen Tatbestände höchst fesselnd zusammengefaßt. Es fehlt weder die Frage von Professor Curie, ob die Menschheit reif genug wäre, die Naturgeheimnisse zu benutzen, noch seine Warnung aus dem Jahre 1939 vor der Gefahr der Uranexperimente. Aber nach dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges kam es zur verhängnisvollen Allianz zwischen Gelehrten, Politikern und Militärs, und das vorläufige Ende war die Atombombe von Hiroshima.

Die Illusion, Amerika besitze in der Herstellung der Atombombe einen Vorsprung von zehn Jahren, war schuld daran, daß die Gefahr der Atombombe unterschätzt wurde. Die Klagen über Veränderungen der Wetterlage wurden jahrelang systematisch totgeschwiegen. Erst die Explosion der sowjetischen Plutoniumbombe führte zu einer gewissen Ernüchterung. Der Holländer den Doolaard sagt: „Strahlen waren ins Knochenmark der amerikanischen Demokratie eingedrungen.“ Die volle Gefahr der Versuche – nämlich die Vergiftung der Atmosphäre – erkannte man erst, nachdem japanische Fischer außerhalb der radioaktiven Todeszone von Bikini Opfer der Strahlungen wurden. Man bedenke, die Pilzwolke der H-Bombenexplosion enthält unter anderem Uran-Elemente, die erst nach 4500 Millionen Jahren die Hälfte ihrer Strahlungskraft verlieren. Mit jeder Bombenexplosion wächst die Gefahr für unbestimmte Dauer. Mit der langfristigen Strahlungsgefahr der Bomben hat sich die amerikanische Kommission vor der Explosion überhaupt nicht beschäftigt. Den Doolaard weist auch auf die Warnungen Martins vor weiteren Experimenten hin. Die Schädigungen des gesamten Pflanzenwachstums durch Regenübersäuerung und die Folgen der Klimaveränderung sind ebenso Alarmzeichen wie die Verminderung der menschlichen Fruchtbarkeit auf Generationen hinaus.

Aber selbst die friedliche Verwendung der Atomenergie ist keineswegs gefahrlos, wie die optimistische Massenpresse der Staaten sie ihren Lesern suggerieren möchte. Wo soll der radioaktive Abfall bleiben? Während die giftigen Produkte in stählerne Kellerkanäle laufen, wird der weniger giftige Abfall mit flüssigem Beton gemischt und ins Meer geworfen. Die Auswirkungen auf Fische und Plankton sind noch unbekannt, aber auch dieses Problem muß gelöst werden.

Der rein technischen Seite der Atomfrage steht die moralische gegenüber. Wie werden alle Experimente mit A- und H-Bomben auf schnellstem Wege unwiderruflich beendet? Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, daß die Menschheit von heute gleichgültiger reagiert als je zuvor. Wir leben nicht im Jahre 999, als man voller Frömmigkeit den Weltuntergang im Jahre 1000 erwartete; auch nicht im Jahre 1900, als die Weltöffentlichkeit um die Freiheit des zu Unrecht verurteilten Dreyfus kämpfte, wie später um das Leben der Italiener Sacco und Vanzetti. Die Gasduschen der Konzentrationslager und der millionenfache Tod in den bombardierten Städten haben zur Mißachtung des Menschen beigetragen. Deshalb sieht den Doolaard nur ein Problem, das alle anderen Dinge in den Hintergrund schiebt – auch den Gegensatz zwischen Kapitalismus und Kommunismus –: Den Kampf gegen Hunger und Seuchen und die Erhaltung des Friedens, die nicht allein auf Furcht gegründet sein darf. Das sind Aufgaben, die von uns zu lösen sind. Der Aufruf endet mit den fettgedruckten Worten: „Jeder Mensch muß wählen zwischen Leben und Tod, zwischen Selbstmord und Ehrfurcht vor dem Leben.“

Bemerkenswert an diesem ersten Band der Friedensbücherei ist der wiederholte Aufruf zur Massenarbeit für den Frieden. Manchem Leser mag dieser Appell unbecquem sein oder sogar phantastisch. Für die aktiven Friedenskräfte aber ergeben sich durch dieses Buch neue Ansatzpunkte zur Arbeit.

Bericht vom harten Leben

*Lenka von Koerber: „Agnes geht den schmalen Weg“, Erzählung
Petermännken-Verlag, Schwerin 1956*

In den dreißiger Jahren war ein Buch weit verbreitet, darin war von einem Kapitanleutnant des ersten Weltkriegs die Rede, der sich auf Grund der schlimmen Erfahrungen des Krieges ins einfache Leben zurückziehen wollte. Er mietete sich irgendwo im Osten Deutschlands ein Häuschen, das auf einer Insel in einem See lag, und lebte so einsam wie einfach. Er fischte, wenn es ihm gefiel, er las und philosophierte. Mit Menschen kam er wenig in Berührung, es sei denn mit einem alten General, der in der Nähe einen Gutshof hatte und dem Sonderling mit Lebensmitteln unter die Arme griff. Mit ihm konnte sich unser Kapitanleutnant denn auch tief-schürfend über das einfache Leben unterhalten, wenn er Langeweile hatte.

Jenes Buch hieß „Das einfache Leben“, und ein damals sehr bekannter Schriftsteller hatte es verfaßt. Es war sicher ehrlich gemeint, aber in seinem vornehmen und weltfremden Romantizismus durch und durch verlogen; vom Edelkitsch Ernst Wiecherts (eines ansonsten aufrechten Menschen, den seine Mahnworte sogar in ein faschistisches Konzentrationslager gebracht hatten) zum Kitsch der Blut- und Boden-Literaten war nur ein Schritt.

Vom einfachen Leben, wie es wirklich war, berichtet Lenka von Koerber. Sie erzählt die Lebensgeschichte einer Landarbeiterin. Es ist nichts Sensationelles an dieser Geschichte, an diesem Leben, das auf knapp zweihundert Seiten an uns vorüberzieht, und Lenka von Koerber verzichtet auch auf alle Finten und literarischen Kniffe, die das Ganze zu künstlicher Interessantheit und fünfhundert Seiten Umfang hätten aufbauschen können. Sie erzählt nüchtern, so wie diese Frau namens Agnes der Schriftstellerin Lenka von Koerber ihr Leben erzählt hat, wie man erzählt, wenn

man abends beisammen sitzt und in dem Koffer der Erinnerungen zu kramen beginnt. Auf diese einfache, unaufdringliche Weise wird aber gerade das Besondere, Literaturwürdige dieses Lebens deutlich. Bei all unseren Gesprächen über Kunst verlieren wir häufig den Leser aus den Augen. Wir wollen Kunst machen und machen Effekt, und so reden wir über die Köpfe der Leute hinweg. Das klingt sehr vereinfacht, und die Literatur ist mit ihren verschiedenen Genres und der Vielschichtigkeit der Leserkreise ein weites Feld, das Raum hat für die verschiedensten künstlerischen Temperamente, Schwierigkeitsgrade, Experimente. Aber über der gewiß notwendigen Betrachtung all dieser wichtigen Dinge vergessen wir nur zu oft, wie notwendig in unserer Literatur auch der Kalendermann ist, der die Leute ein wenig unterhalten und dabei belehren will, ohne gleich an die Literaturgeschichte und die Unsterblichkeit zu denken. Der Kalendermann ist das Gegenteil eines Referenten, aber er verfolgt den gleichen Zweck. Es ist ihm ein moralisches Bedürfnis, den Leuten Geschichten zu erzählen, denn er ist meistens eine Art Schulmeister. Außerdem macht's ihm Spaß, denn er ist gern unter Leuten und hört selber gern zu. Und weil er will, daß ihm die Leute nicht schon nach der ersten Viertelstunde einschlafen oder die Skatkarten aus der Tasche ziehen, muß er einfach und verständlich reden und darf nie langweilig werden.

Lenka von Koerber hat sich, als sie ihr Buch schrieb, von Anfang an einen ganz bestimmten, festumrissenen und heute noch schwierig zu erreichenden Leserkreis vorgestellt: die Landarbeiterinnen in unserer Republik. In erster Linie, wenn auch selbstverständlich nicht ausschließlich für sie sollte dieses Buch vom Leben des schle-

sischen Landarbeitermädchens Agnes Opitz geschrieben sein. Ein Leben, das im Verlauf unserer ersten Jahrhunderthälfte relativ „normal“ verlaufen ist. Und aus dieser Normalität bezieht das Buch seine menschliche und politische Wirksamkeit, sie ist seine Besonderheit. Denn war es nicht „normal“, daß Mutter und Schwester „an der Armut“, nämlich an der Schwindsucht starben, daß die älteste, noch schulpflichtige Tochter die Familie versorgen und sie später, als sie auf dem Feld und in der Ziegelei Geld verdienen konnte, auch ernähren mußte? Und als Agnes, die jahrelang um ihr Glück betrogen worden ist, endlich doch einen Menschen findet, der sie liebt und dem sie gut sein kann, wird der ihr im Krieg wieder entrissen. Ist das nicht „normal“ in unserem Zeitalter? Wie aber Agnes, die nach dem Krieg ihre schlesische Heimat verlassen muß, in eine neue Welt hineinwächst, das ist das Besondere und Exemplarische. In einer unserer Großstädte arbeitet sie zunächst als Hausgehilfin und dann bei der Entrümmung. Hier wird ihr schließlich eine Brigade schwererziehbarer Jugendlicher anvertraut, mit der sie auf Grund ihres wachen Verstandes, ihres gesunden Gefühls und ihres natürlichen Wesens bald ins reine kommt. Zum erstenmal in ihrem Leben hat sie eine Aufgabe, in der sie alle in ihr schlummernden Kräfte voll einsetzen kann. Aber ist dieses Besondere in unserer Republik nicht schon zum Typischen und „Normalen“ geworden? Das auszusagen ist das pädagogische Anliegen der Autorin.

Beim Lesen spürt man, daß sich Lenka von Koerber eigentlich weniger einen Leserkreis als einen Hörerkreis vorgestellt hat. Der Anfang der Erzählung ist nämlich fast im Märchentone geschrieben, und die manchmal ein wenig umständlich anmutende Genauigkeit im Detail und im Hin- und Herrücken der Gedanken bei aller Geradlinigkeit der Erzählweise, das Überwiegen der Hauptsätze, all das läßt den

Eindruck eines mündlichen Berichts aufkommen, ebenso die oft unvermutet eingeschobenen Reminiszenzen oder Rückblenden und eingestreuten Erklärungen über politische Ereignisse, Lohnverhältnisse, landwirtschaftliche Arbeitsmethoden. Ebenso präzise wie die Arbeit auf dem Feld zu allen Jahreszeiten sind die Menschen beschrieben und gestaltet in ihrer Armut, Beschränktheit und selbstverständlichen Solidarität den Ärmsten gegenüber. Wie genau sind solche Szenen gesehen: „Hedwig hatte jenen seltsamen Zug um den Mund, den der Vater als Vorbote des Todes kannte, ihre Augen aber waren noch klar und ihre Stimme deutlich. Die Schwestern wagten kaum zu sprechen; nur der Vater erzählte vom Kater Peter, von den Kaninchen und den Hühnern. Hedwig schloß die Augen, während er sprach, dann schlief sie ohne jeden Todeskampf ruhig ein.“

Das ist völlig unsentimental, fast nüchtern erzählt, und es greift doch ans Herz. So auch, auf andere Weise, jene Szene vom Weihnachtsfest: „Dieses Weihnachtsfest aber, als der Vater und Agnes verdienten, war für die Verhältnisse der Familie Opitz etwas Besonderes. Die selbstgebastelte Krippe stand neu hergerichtet da, und als der Vater das große Uhrwerk aufzog, marschierten der Stern mit den vier Engeln, die Ochsen und Schafe ganz stolz an dem Jesuskind vorüber. In der süßen Milchsuppe schwammen Rosinen und Mandeln, ein großer Striezel stand auf dem Tisch, und jedes Mädchen bekam Stoff zu einem Kleid.“

In der kärglichen Eintönigkeit dieses Lebens stehen Trauer und Freude ganz plastisch da, und die Autorin braucht keinerlei Brimborium und poetisches Beiwerk, sie deutlich zu machen: sie läßt die Szenen in ihrer Schlichtheit und Direktheit lebendig werden und für sich reden.

Lenka von Koerbers Darstellung ist immer auf das konkrete Leben gerichtet. So wird der erste Weltkrieg – stärker übrigens als die späteren politischen Ereignisse – ganz aus der Perspektive der Dorfbewohner gesehen. Der Einbruch der hohen

Politik in das tägliche Leben des schlesischen Dorfes wird auf drei Seiten in den Satz geklammert: „Agnes fand sich nicht zurecht.“ Der Krieg, wie er sich im Dorf und in den Sorgen der kleinen Leute darstellt, wird am einfachsten Beispiel abgehandelt: „Die Feldpostpäckchen kamen nicht immer an. In den Zeitungen beruhigte man die Bevölkerung: Die Hauptsache sei, daß die Briefe ihren Empfänger erreichten, die Beförderung von Päckchen könne erst in zweiter Linie erfolgen. Es sei unvermeidbar, daß sich bei den eiligen Vormärschen die Ablieferung verzögere.

Das lasen die Frauen, aber es tröstete sie nicht. Sie hatten von den mühsam ersparten Groschen Wolle gekauft und Strümpfe gestrickt, sie hatten Tütchen mit Bonbons dazugepackt und einen kleinen, selbstgebackenen Kuchen. Jetzt schrieb der Junge, wie nötig er Strümpfe brauche, seine wären schon ganz in Fetzen, die Mutter möchte ihm doch so schnell wie möglich feste Strümpfe stricken. Dabei hatte sie längst alles bedacht und geschickt. Wo blieb nur das Päckchen? . . .

Sorgen machten sich die Frauen und Mütter, ob die Militärstiefel auch richtig paßten, nicht scheuerten und die Füße wundrieben; manche Männer klagten in ihren Briefen darüber. Am schlimmsten war die Ungezieferplage. Die Soldaten baten um Fenchelöl, und das hatten die Frauen als wirksames Mittel gegen Läuse doch, gut verpackt, in den Päckchen mitgeschickt und eine kleine Knackwurst dazugelegt. Wo mochten diese Päckchen nur geblieben sein? . . .

Was sollte aus den Landarbeitern werden, wenn sie ihre gesunden Glieder im Krieg verloren? Vier Männer aus dem Dorf waren schon im Oktober 1914 schwer verwundet worden; sie lagen irgendwo in einem entfernten Lazarett, und ihre Frauen ängstigten sich um sie. Einer von ihnen hatte ein Bein, ein anderer den rechten Arm verloren. Was sollte aus diesen Landarbeitern, die nichts anderes gelernt hatten, werden?

Alle diese Gespräche quälten Agnes . . .“

Im Mittelpunkt der Erzählung steht der einfache Mensch im sogenannten „einfachen Leben“, das sich als überaus kompliziert erweist, weil der Mensch, der die Arbeit liebt und fast nichts anderes kennt als das Tätigsein, für seine schwere Leistung kein Äquivalent erhält und sich so ständig an den Ecken und Kanten dieses Lebens stößt und reißt. Für ihn gibt es noch ein „Schicksal“, das klar und fast selbstverständlich ertragen wird. So, als die Liebe zwischen Agnes und dem tschechischen Landarbeiter Ferdinand an den Ländergrenzen zerbricht:

„Als Agnes abends neben ihrem Vater saß, sagte sie so einfach, wie sie alles sagte, was in ihrem Leben Bedeutung hatte: ‚Es ist nun aus mit dem Ferdinand. Er hat eine andere und wird sie heiraten. Ich konnte nicht zu ihm und er nicht zu mir; da mußten wir aufhören mit dem Hoffen und Hoffen.‘ Der Vater sank in sich zusammen und murmelte: ‚Ich hätte mich wegräumen sollen, dann hättest du deine Freiheit gehabt.‘

„Dann hätte ich gar nichts gehabt“, sagte sie entschieden. „Nur ein schlechtes Gewissen, und damit kann ich nicht leben.““

Wenig zu diesem Bild der Agnes paßt es allerdings, wie sie reagiert, als ihr späterer Mann ihr von der Unterdrückung des indischen Volkes durch die Engländer erzählt: „Ist das wirklich so?“ fragte Agnes erschüttert.“ Nein, hier ist die Reaktion nicht genau gesehen, in der schlichten, unpathetischen Erzählweise der Autorin bekommt das Wort „erschüttert“ allzuviel Gewicht, es sackt ab und die beabsichtigte Wirkung verpufft.

Agnes ist ein Mensch, über den das „Schicksal“ hinwegrollte, ein Mensch, der wie viele seiner Klasse weder Vermögen noch Kenntnisse genug hatte, es ganz zu durchschauen, und der dennoch die Kraft hatte, es durchzustehen und auf seine Weise damit fertigzuwerden. Das Leben selbst mit all seinen Konflikten, mit seinen Sorgen und den kleinen Freuden, mit seiner Tragik und seinem Optimismus führt in diesem Buch das Wort; nichts ist hier

künstlich aufgesetzt, alles liegt in der Geschichte selbst begründet, Geschichte im doppelten Sinne begriffen.

Das Buch, anspruchsloser, aber sauberer Bericht, zählt nicht zur „hohen Literatur“,

und die Autorin hatte gewiß nicht den Ehrgeiz, ein solches Werk zu schreiben. Aber es ist in Form und Gehalt geeignet, ein Volksbuch für unsere Landbevölkerung zu werden.

René Schwachhofer

Das Bild Paul Eluards

*Paul Eluard: „Vom Horizont eines Menschen zum Horizont aller Menschen“
Übersetzt und herausgegeben von Friedrich Hagen
Verlag der Nation, Berlin 1956*

Paul Eluards Dichtung bietet sich nicht an, sie muß vom Leser, vom Hörer gewonnen werden, wie jede große Dichtung gewonnen werden muß, die unverwechselbar ist, die kühn in die Zukunft vorstößt.

Stephan Hermlin hatte es schon vor Jahren unternommen, mit seinen Essays über den Dichter und den Übertragungen seiner Poeme („Gedichte“ und „Politische Gedichte“), der Poesie Eluards bei uns den Weg zu bahnen.

Es ist zweifellos ein Verdienst des Verlages der Nation, daß er sich bemüht zeigt, den Dichter bei uns jetzt wirklich zu popularisieren. Friedrich Hagen, der in Paris lebende Essayist, Lyriker und deutsche Betreuer des Nachlasses Eluards, vermittelt in seinem Band „Vom Horizont eines Menschen zum Horizont aller Menschen“ einen Querschnitt durch das Werk des Dichters. Das Buch ist repräsentativ ausgestattet, vom Herausgeber mit Sorgfalt und tiefer Sachkenntnis zusammengestellt und mit eindrucksvollen, das geistige Wesen Eluards erfassenden Zeichnungen Max Schwimmers versehen worden.

Landschaften der Schönheit und der Wahrheit tun sich vor dem Lesenden auf. Der geistige Entwicklungsgang des Dichters wird sichtbar von den Anfängen an, da Eluard mit Aragon und André Breton gemeinsam noch Anhänger und Befruchter der literarischen Richtung des Surrealismus war, bevor er seinen ganz persönlichen Stil, seine persönlichen Wahrheiten fand. Eluards Denken und Empfinden ver-

schmolzen mehr und mehr mit den Leiden, Kämpfen und Hoffnungen des werktätigen französischen Volkes, für das er schon während des ersten Weltkrieges glühende Friedensgedichte schrieb. Seine, des Autors, Forderung: „Der Dichter muß bis zur äußersten Grenze des Ausdrucks gehen, er muß den Mut aufbringen, für die Masse zu sprechen, die schweigt. Alles auszusagen, ist sittliches Gesetz. Was nützt es, von seiner Traurigkeit oder seinem Vertrauen zu singen, wenn nicht das Wesen in seiner Gesamtheit durch das Lied ergriffen ist...“, hat er selbst mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit und den ihm gegebenen künstlerischen Möglichkeiten erfüllt.

Die Auswahl, die Friedrich Hagen bietet, umfaßt einen Zeitraum von über 35 Jahren (1917–1953); nach dem Quellenverzeichnis des Bandes vermag sie indessen nur einen relativ geringen Ausschnitt aus dem reichen Gesamtwerk des Dichters zu bieten. – Sehr geschickt wurden vom Herausgeber zwischen die Poeme immer wieder kurze Passagen aus dem essayistischen-publizistischen Schaffen des Dichters montiert. (Dieses essayistische Schaffen würde einen besonderen Band unbedingt rechtfertigen.)

Das Problem der Übertragung von Eluards Dichtung wird wohl auch fernerhin nicht völlig gelöst werden können. Wie sein langjähriger Freund Picasso wurde auch Eluard nicht müde, seinen geistigen Vorstellungen fortwährend neue Formen und Gestaltungsmöglichkeiten zu schaffen.

Eluard gehört, im gleichen Maße wie Majakowski und Pablo Neruda, zu den bedeutenden neuen Sprachschöpfern unserer Epoche.

Friedrich Hagens Übertragungen der Poesie und Prosa Eluards lassen die glasklare Härte und Transparenz der Übersetzungen Hermlins vermissen. Sie erleichtern es aber durch eine gewisse Geschmeidigkeit und Betontheit der rein gefühlsmäßigen Elemente im Werke des Dichters vor allem dem unvorgebildeten und unvor-

bereiteten Leser, in die besondere, kaum auszuschöpfende „Substanz“ der Eluard'schen Poesie einzudringen.

Der anschließende, sehr ausführliche und genaue Anmerkungsteil erhellt wesentlich auch das menschliche Bild Paul Eluards.

Man wünscht dem zutiefst humanistischen Werk Paul Eluards nun auch im Hinblick auf diese neue, sehr instruktive und liebevollen Ausgabe seiner Dichtungen die ihm gebührende Resonanz und Verbreitung in unserer Republik.

Victor Klemperer

Anthologie politischer Dichtung

Erwin Reiche: „Aus Funken werden Flammen – Ein deutsches Lesebuch“
Verlag der Nation, Berlin

„Aus Funken werden Flammen!“ ist die letzte Zeile eines erbittert satirischen Mahngedichts, „– bedenkt, bedenkt, die Krebse selbst, sie werden rot im Kessel“ – das Theobald Kerner, der „wenig bekannte Sohn . . . des Dichters Justinus Kerner“ an das Frankfurter Parlament richtete. Erwin Reiche hat diese Zeile (ohne Ausrufezeichen, als bloße und stolze Feststellung also) zum Titel seiner politischen Anthologie erhoben, die er in einer erweiterten Neuauflage zehn Jahre nach der Vernichtung des Hitlerregimes erscheinen läßt. Zuerst, 1948, hieß die längst vergriffene Sammlung: „Dies Buch gehört der Freiheit“.

Vom Funken zur Flamme – man könnte dem Stolz des neuen Titels eine hübsche materiell umgrenzte Bedeutung beilegen: ein Vergleich des ärmlichen Pappdeckels, Papiers und engen Druckes der Erstausgabe mit der geschmackvollen Solidität und Geräumigkeit der jetzigen Edition zeugt für den großartigen Aufschwung, der gerade auf dem Gebiet des Buchgewerbes unserer DDR gelungen ist. Aber natürlich umgreift die Titelaussage mit allem Recht ungleich mehr: den gesamten inneren und äußeren Fortschritt unseres Staatswesens. Daß der Textzuwachs, den die Aufbau-

jahre dem Sammelwerk eintragen, keine sonderliche Bereicherung in literarischer Hinsicht darstellt, hat seine natürlichen Gründe. Einmal lebt alle politische Lyrik vom Verneinen und Fordern, von Bedrückung und Widerstand; je mehr es zu tadeln und zu klagen, je mehr es zu loben und zu danken gibt, um so schwerer ist auf die Dauer eine gewisse Fadheit oder Blässe zu vermeiden; seit Dantes Göttlicher Komödie ist für den politischen Dichter die Welt im Höllendunkel zuträglicher als die Welt im Licht. Eine andere, aber ebenso kaum vermeidbare Schwierigkeit lastet auf der Prosa gesprochener oder gedruckter politischer Erklärungen und Programme. Ein führender Staatsmann oder Leiter einer Organisation mag noch so exakte Pläne entwickeln, so ist er doch zur pathetischen Schlußwirkung gezwungen, das allgemeine und große Ziel seines Bemühens in formelhaft allgemeine Parolen zusammenzudrängen. Und da eine entscheidend auf das Lyrische gestimmte Anthologie weithin das allgemein-Pathetische berücksichtigen muß, so kommt sie nicht immer an Schlagwort-Varianten vorbei, und bisweilen nimmt die Amtsbezeichnung des zitierten Sprechers einen breiteren Raum ein als seine etwas isoliert mit-

geteilte Versicherung, daß sein Tun auf die Schaffung eines demokratischen und geeinten Deutschlands gerichtet sei.

Reiches Sammlung kann auch heute noch den Anspruch ihrer Erstausgabe aufrecht-erhalten, nämlich „die bisher einzige umfassende systematische Anthologie ihrer Art nach 1945“ zu sein. Sie überschneidet sich mit vielen, in sorgfältigem bibliografischem Anhang aufgeführten andern Werken der gleichen Thematik. Um nur die wertvollsten zu nennen: Bechers „Thränen des Vaterlandes“ sind eine Auswahl aus dem 16. und 17. Jahrhundert, „Das Wort der Verfolgten“ beginnt bei den Burschenschaftlern. Reiche dagegen greift in der Suche nach dem Freiheitsgedanken innerhalb des deutschen Schrifttums bis auf den Sachsenspiegel und auf Walther von der Vogelweide zurück, der sich freilich gleich in den allerersten Versen des ganzen Bandes eine Akzent-verschiebende Zerstückelung und Auslassung gefallen lassen muß. Gewiß, Walther tritt gegen die Bedrängung des Volkes durch die „Kleinkönige“ (d. h. die vielen Fürsten) auf, doch keineswegs zugunsten irgendeines Bestimmungsrechtes des Volkes, sondern zugunsten einer starken Zentralgewalt, hierbei wieder zugunsten eines bestimmten fürstlichen Thronanwärters gegenüber einem genauso fürstlichen anderen Thronkandidaten.

Nun wäre es ebenso pedantisch wie ungerecht, an der Behandlung der wenigen einleitenden mittelalterlichen und frühneuhochdeutschen Stücke herumzumäkeln, wo die Fülle des Buches naturgemäß aus Neuzeit, jüngster Vergangenheit und unmittelbarer Gegenwart geschöpft ist. Aber die Streichung der Zeile über Philipp von Schwaben charakterisiert mit besonderer Eindringlichkeit die Eigenart des Gesamtwerkes. Das ist keine absprechende Kritik, denn Reiche stellt mit exakter Ehrlichkeit ausführlich fest, was seine Anthologie bezweckt und was sie nicht bezweckt. Dieses „deutsche Lesebuch“ will ausdrücklich ein Vorlesebuch sein, das der politischen Erziehung zur Demokratie dient. Bis ins einzelne der Inszenierung und mit Beispiel-

Programmen wird angegeben, wie die Vorleseabende zu gestalten seien, es soll überall die alte, immer wieder betrogene Sehnsucht nach demokratischer Freiheit aus demokratischen Dichtungen und Kundgebungen aller Epochen belegt und bestärkt werden. Es soll in dieser Anthologie ausdrücklich nicht mit literarhistorischem und nun gar vorwiegend ästhetischem Maß gewertet werden, es soll auch nicht die geschichtliche Entwicklung des deutschen Geistes umfassend dargestellt oder illustriert werden. Sondern nur und einzig auf die jeweiligen Äußerungen des Freiheitswillens kommt es an. Diese einzige Absicht in ihrer völligen Isoliertheit hat Reiche aufs beste verwirklicht. Er hat dem deutschen Freiheitsgedanken überall nachgespürt, er hat ihn auch dort entdeckt, wo er nur als winziger Funken und noch längst nicht als Flamme vorhanden ist.

Natürlich ist mit so leidenschaftlicher Einseitigkeit bei vielem Erfolg auch manche Unzuträglichkeit verbunden. Es gibt Autoren, die ihr Innigstes, ja ihr ganzes Wesen im politischen Thema offenbaren: Hutten, Herwegh, Weinert (dessen Andenken der Band gewidmet ist) sind hier ganz zu Hause. Andere Dichter wiederum lernt man von ihrer mehr oder minder schwächsten und wenigst charakteristischen Seite, ja bisweilen ein wenig verzerrt kennen; hohe Kunst, Bänkelsang und gereimte Journalistik stehen unterschiedslos nebeneinander, und manchmal ist vergänglicher Journalistik ein breiterer Platz eingeräumt als dauernder Dichtung. Die knappen Zwischenbemerkungen des Herausgebers (als skizzenhafte Hinweise für den Vortragenden gedacht) geben sich kaum mit solchem Differenzieren ab; in revolutionären Zeiten gilt ästhetisches Betrachten allzuleicht als Flucht vor dem Wesentlichen und mangelnde demokratische Mannhaftigkeit.

Mit alledem dient dieses „Deutsche Lesebuch“ in seiner gewollten spartanisch strengen Einseitigkeit sehr getreu und vorzüglich umfassend der großen Aufgabe, die sein Herausgeber ihm gestellt hat.

Hans-Heinrich Reuter

Besinnung auf Goethe

4. Deutscher Germanistentag in Frankfurt am Main

In „rowohlts deutscher enzyklopädie“ erschien kürzlich „Die Struktur der modernen Lyrik“ von Hugo Friedrich. In einem Einleitungskapitel untersucht der Verfasser die Voraussetzungen für das Verständnis moderner Lyrik und stellt dabei folgende Norm auf: „Ohne Rücksicht auf geschichtliche Verhältnisse setzen wir als normal diejenige Seelen- und Bewußtseinslage an, die etwa einen Text von Goethe . . . zu verstehen vermag.“

Die demonstrative Wiederbesinnung auf Goethe und – im weiteren Sinne – auf die deutsche Klassik ist in westdeutschen Publikationen der letzten Zeit öfters festzustellen. Sie bestimmte auch die von der Leitung und den Referenten des 4. Deutschen Germanistentages in Frankfurt am Main (1.–5. Oktober 1956) eingeschlagene Linie. Professor Dr. Wolfgang Kayser (Göttingen), der neue 1. Vorsitzende des Germanistenverbandes, wies in einem programmatischen Vorspruch zur Diskussion auf diese Rückkehr zu Goethe als zu dem schlechthin normgebenden Fall ausdrücklich hin.

All das kann als erfreuliches Symptom des Vordringens humanisierender Tendenzen in der bürgerlichen Literaturwissenschaft gewertet werden. In den vergangenen Jahren waren diese Tendenzen von den katastrophenlüsternen Ansprüchen einer „Philosophie der Verzweiflung“ und dem nicht minder gefährlichen Herrschaftsverlangen einer dogmatischen Theologie nur allzu oft in klägliche Defensive gedrängt worden (wofür noch jüngst die Tübinger Tagung der Hölderlin-Gesellschaft

betrübliches Anschauungsmaterial geliefert hatte; vgl. NDL Heft 8/1956).

Worauf ist die beginnende Wendung zurückzuführen? Ich glaube, wir haben hier ein echtes Beispiel für die Auswirkungen einer konsequent und ehrlich betriebenen Politik friedlicher Koexistenz, die sich den Apologeten des berüchtigten Postulats „Gefährlich leben“ (und seiner Entsprechung: der Hinwendung in die Bereiche des Jenseitigen und der Metaphysik) erfolgreich entgegenstellt. Andererseits soll man diese ersten Anzeichen nicht überschätzen; gerade die Diskussion in Frankfurt bewies, wie hartnäckig jene Positionen noch verteidigt werden. So versuchte zum Beispiel Professor Benno v. Wiese (Münster) wiederholt, „beunruhigende Züge“ in die Humanitätsauffassung Goethes hineinzukonstruieren und die deutsche Klassik als einen „Raum der Bedrohtheit“ darzustellen. In seinen Worten schwang ein spürbares Bedauern mit, die Epoche Goethes und Schillers nicht vollends für die moderne Katastrophensüchtigkeit usurpieren zu können. Es paßt ganz zu dieser Konzeption, wenn derselbe Professor v. Wiese bei anderer Gelegenheit den interessanten Hinweis von Dr. Walter Dietze (Leipzig), die Ironie im Alterswerk Goethes als mögliches Zeugnis der Annäherung an die Dialektik Hegels zu untersuchen, mit einer spöttischen Bemerkung über die dialektische Methode abtun zu können glaubte.

Von den sieben Vorträgen der Tagung bezogen sich sechs mittelbar oder unmittelbar bereits thematisch auf die deut-

sche Klassik. In dem siebenten ging es um eine methodische Erörterung zu Fragen des Sprachunterrichts: Dr. Alfred Hoppe (Bonn) untersuchte Denkweisen und -inhalte der deutschen Sprache auf ihre grammatischen und stilistischen Ausdrucksformen hin.

Ein Vortrag von Dr. Albert Riemann (Fürth) galt der Behandlung klassischer Dramen, ein anderer, von Dr. Herbert Thiele (Speyer), der Behandlung des Klopstockschen Werkes im Literaturunterricht. Besonders in dem ersten dieser Vorträge war die Berufung auf die deutsche Klassik und ihr Humanitätsideal getragen von dem Verantwortungsbewußtsein des Pädagogen, der in einer Zeit bedrohter und gefährdeter Bildungsarbeit Ausschau hält nach einem gültigen Richtmaß. In der Diskussion zu dem zweiten wies Professor Dr. Hans Friderici (Potsdam) auf das undogmatische Wesen und die zutiefst erlebte Frömmigkeit der religiösen Haltung Klopstocks hin. In beiden sah er mit Recht einen Hauptgrund für Klopstocks Popularität. Zugleich enthielt dieser Hinweis eine Warnung vor dem Versuch, Klopstock zum Eideshelfer eines theologischen Dogmatismus zu degradieren.

Professor Dr. Jost Trier (Münster), der bisherige 1. Vorsitzende des Germanistenverbandes, untersuchte dann, wie Goethes Erkenntnisse für die Etymologie fruchtbar gemacht werden können. Trier übertrug einen Grundsatz aus Goethes vergleichend-anatomischen Studien zur Morphologie, das Denken in „Homologien“ (Sinn-Entsprechungen, Sehen des Typus im Geiste) auf die Wortfeldforschung und zeigte an einigen Beispielen, wie sich durch Anwendung dieses Grundsatzes die Inhalte von Wörtern, die durch sogenannte „Gerüstpartnerschaften“ miteinander verbunden sind, erschließen lassen.

Professor Dr. Wolfgang Mohr (Kiel) sprach über Parzival und Gawan. Gleich zu Anfang seines ausgezeichneten Vortrags hob er hervor, er wolle „ohne philosophisches oder theologisches Begriffsraster“ ar-

beiten – was ihm um so höher anzurechnen ist, als gerade Wolframs Epos in letzter Zeit immer wieder als Gegenstand theologischer Spekulationen dienen mußte. Mohr, der Parzival und Gawan als aufeinander bezogene polare Gestalten interpretierte, sah in der Kunst Wolframs, diese beiden Gestalten (und die durch sie vertretenen Welten) in harmonischer Ausgeglichenheit zu halten, ein Merkmal echter Klassizität und schloß demgemäß sinnvoll mit einem Vergleich zwischen Wolfram und Goethe. Das Beachtenswerte dieser Interpretation liegt darin, daß durch sie einer einseitig auf Parzival bezogenen, zum Metaphysischen transzendierenden Betrachtungsweise der Boden entzogen und die humorvoll-lebenstüchtige Weltanschauung Wolframs – wie sie sich im gestalterischen Umfassen beider Welten äußert – sichtbar gemacht wird.

Zwei Vorträge endlich – methodisch Gipfelleistungen nicht nur des Kongresses, sondern der deutschen Germanistik der Gegenwart überhaupt – beschäftigten sich ausschließlich mit Goethe. Professor Hans Egon Haß (Bonn) sprach über die Ironie im West-östlichen Diwan. Er erkannte die Ironie des Dichters als ein Mittel, sich durch die „Heiterkeit der Distanz“ die Fähigkeit zu einer vertieften Gestaltung des Objektiven zu bewahren und so das Kunstwerk für den „höheren Ernst der Wahrheit“ transparent werden zu lassen. Im Schlußwort zur Diskussion über seinen Vortrag hob Haß noch hervor, der Begriff der Ironie habe bei Goethe seine Wurzel im Bereich der Humanität, indem ihm die Ironie zur Abschirmung der Kunst vom Außer- wie vom Übermenschlichen diene.

Anschließend unternahm es Professor Emil Staiger (Zürich), Goethes Begriff des Klassischen von einem Satz aus der Winckelmann-Schrift von 1805 abzuleiten, der im Abschnitt „Antikes“ steht und mit den Worten beginnt: „Wenn die gesunde Natur des Menschen . . .“ Staiger bestimmte in seiner Interpretation die im Jahre 1805 mit Schillers Tod endende Periode als

„Zenit“ der Goethezeit. Von dieser Grundlage aus gelangte er zu einer komplexen Inhaltsbestimmung von Goethes Begriff des Klassischen, indem er, die verschiedenen Nebensätze des Goethischen Satzes als „stufenweise Annäherung an die Tempelhöhe des Hauptsatzes“ fassend, diesen Hauptsatz wiederum als „Zenit“ der (Satz-)Periode deutete. Dieser „Zenit“-Satz aber spricht von dem „Aufjauchzen des Weltalls“, das im Menschen „an sein Ziel gelangt“ ist und in ihm „den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens“ bewundert. Der Gelehrte sprach von Goethes „gesunder“ Ablehnung „christlich-romantischer Leidensverehrung“, seiner Option für ein „natürlich-richtiges“ Dasein, hob weiterhin die Bindung des Daseins an die Pflicht des Augenblicks hervor und endete mit Goethes Wissen um die Bedingtheit des Menschen durch seine Mitmenschen, mit seinem Glauben an die Kraft des Guten und mit der Ablehnung des angeblich „radikal Bösen“ in der Menschennatur. Eher eine Beschwörung als eine Beteuerung sei es, so schloß Staiger, wenn Goethe von der Verantwortung des Dichters für die Gemeinschaft der Menschen spreche; der Dichter solle dem Guten zum Selbstgefühl und damit zum wirklichen Leben verhelfen.

Eine wertvolle Bereicherung erfuhr dieser Vortrag durch Dr. Hans-Günther Thalheim (Mitherausgeber der „Weimarer Beiträge“, Weimar) und Dr. Hans-Joachim Schrimpf (Münster), die beide das von Staiger entworfene Bild des Klassischen im konkreten historischen Raum der „Weltstunde“ fundierten.

Das Schlußwort Wolfgang Kayzers kann als Thema des gesamten Kongresses und – so möchte man hoffen – einer neuen Phase der Germanistik in Westdeutschland gelten. Kayser sagte: „Goethes Klassik ist nicht eine überwundene Epoche. Stets wird sich eine moderne Literatur und eine moderne Literaturwissenschaft an ihr, an ihrer Gegenwart zu vergleichen haben.“

Die Frankfurter Tagung ließ eine deut-

liche Annäherung von Methode und Zielsetzung der Germanistik in beiden Teilen Deutschlands erkennen. Das bezeugte auch die anläßlich des Kongresses veranstaltete Buchausstellung. Dort standen, „den Toten“ gewidmet, nebeneinander Bildnisse und Werke Thomas Manns, Bertolt Brechts, Gottfried Benns und Hans Carossas. Außerdem fanden sich Exemplare bedeutender Literaturzeitschriften der Emigration: „Internationale Literatur, Deutsche Blätter“ (herausgegeben von Johannes R. Becher in Moskau), „Die Sammlung“ (Klaus Mann), „Maß und Wert“ (Thomas Mann und Konrad Falke), „Die neue Rundschau“, „Das Wort“ (Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel). Hierin – wie in dem Bekenntnis zu Goethe – zeigte sich ein Element des Gemeinsamen, das der weiteren Entwicklung der deutschen Literatur und ihrer Wissenschaft förderlich sein möge.

Goethe-Forschung in Rumänien

In der Rumänischen Volksrepublik wird Goethe unentwegt gelesen, besprochen und neu veröffentlicht. Allein im letzten Jahr sind neben einer großen Übertragung von „Dichtung und Wahrheit“ deutschsprachige Ausgaben des „Götz“ und des „Egmont“ erschienen.

Seit kurzem ist nun auch eine neue Ausgabe von Goethes Aufsätzen über Kunst und Literatur erhältlich, die Paul Langfelder besorgt und eingeleitet hat. Sie unterscheidet sich grundlegend von dem Werk „Goethe über Kunst und Literatur“, das Wilhelm Girnus 1953 im Berliner Aufbau-Verlag veröffentlichte. Girnus gruppiert die Auszüge aus den Werken des Dichters unabhängig vom Zeitpunkt der Entstehung nach Themen. Langfelder vereinigt sechzehn Aufsätze Goethes, angefangen mit dem Sturm-und-Drang-Essay „Zum Shakespearetag“ (1771) und endend mit „Noch ein Wort für junge Dichter“ (1832). Diese Anordnung ermöglicht einen interessanten Einblick in den allmählichen Wandel der Anschauungen des Dichters.

Langfelders Einleitung „Zu Goethes Weltanschauung, Kunst- und Literaturauffassung“ fußt nur zu einem geringen Teil auf den in dem Werk gebotenen Auf-sätzen, bringt jedoch zahlreiche Zitate aus anderen Schriften Goethes und bildet somit eine unabhängige Studie. In einer Reihe von Punkten weicht der Verfasser von den Auffassungen anderer marxistischer Literaturforscher ab. Eine seiner wesentlichen Thesen geht dahin, der „Sturm und Drang“ sei asozial gewesen, indem er dem Individuum den Vorrang gegenüber der Gesellschaft zusprach. Goethe habe dies in den letzten Jahren seines Lebens überwunden und erkannt, daß der Mensch in der Gesellschaft und für sie leben müsse. Dem Autor scheinen daher der „Ur-Götz“, „Werther“ und „Egmont“ weniger fortschrittlich als der zweite Teil des „Faust“.

Langfelder unterscheidet zwei genau bestimmbare klassische Phasen im Goetheschen Schaffen: die erste, durch Pessimismus und Sinnlichkeit charakterisiert, erstreckt sich über die Zeit bis zur Rückkehr aus Italien, die zweite beginnt nach dem Sieg der Französischen Revolution (die der Dichter ablehnt, von der er jedoch zutiefst beeinflußt wird) und dauert bis zum Tod Goethes. Während dieser letzten annähernd vierzig Jahre beschäftigt sich Goethe viel mit ökonomischen, sozialen und politischen Fragen, sieht die Entwicklung und den Sieg des Bürgertums voraus, übt scharfe, oft geradezu prophetische Kritik an dem im Aufstieg begriffenen Kapitalismus und hat – im zweiten Teil des „Faust“ – die Vorahnung einer neuen, gerechteren Gesellschaftsordnung, die diejenige der Bourgeoisie ablösen soll. Den Umstand, daß sowohl der alte Goethe als auch der junge Engels Kritik an dem Prediger Krummacher geübt haben, deutet Langfelder als ein Verbindungsglied zwischen dem Goetheschen Humanismus und der Ideologie des Proletariats.

Auch die Analyse des objektiven, sozial bedingten Charakters des Goetheschen Schönheitsideals und des dauernden Wer-

tes von Goethes Stellungnahme gegen fa-den Naturalismus und engstirnigen Subjektivismus ist anregend.

Die Goethe-Studie, die hier ein in der Rumänischen Volksrepublik lebender deutscher Forscher vorlegt, wird sicher überall beachtet werden. Einige seiner Ansichten, die sich scharf von denjenigen anderer marxistischer Literaturforscher unterscheiden, werden wohl eine scharfe Diskussion auslösen. Um so besser – ein Beweis mehr, daß die materialistisch-dialektische Methode keine Einförmigkeit, sondern konstruktive Auseinandersetzung zeitigt.

Heinz Stanescu

Bibliographie der Exilliteratur

Die „Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung“ in Darmstadt beabsichtigt, eine Bibliographie der von deutschsprachigen Schriftstellern, gleich welcher Staatszugehörigkeit, in der Emigration veröffentlichten oder im Exil entstandenen Bücher und Schriften herauszubringen. Neben belletristischen sollen auch Werke geisteswissenschaftlichen, historischen, biographischen und politischen Charakters darin Aufnahme finden. Mit den Vorbereitungsarbeiten ist der in London lebende Leiter der „Thomas-Mann-Gruppe“ und frühere Sekretär des „PEN-Zentrums deutscher Autoren im Ausland“, W. Sternfeld, betraut worden.

Der Beauftragte der Akademie richtet an alle deutschsprachigen Schriftsteller, die als Gegner des nationalsozialistischen Regimes nach 1933 ihr Heimatland verlassen mußten, die Bitte, ihm ein Verzeichnis ihrer im Ausland erschienenen oder dort entstandenen Bücher und Schriften zu übersenden, einerlei, in welcher Sprache sie veröffentlicht wurden. Das Verzeichnis soll enthalten: den genauen Titel des Werkes und Angaben über seinen Charakter (Lyrik, Drama, Roman, Essay usw.); den Namen des Verlages, den Verlagsort und das Erscheinungsjahr; einen Vermerk darüber, in welchen Fremdsprachen es veröffentlicht wurde und in welchen Zeit-

schriften oder Zeitungen des Auslands Beiträge des Autors erschienen sind. Dem Verzeichnis sollen einige persönliche Angaben zugefügt werden: Vor- und Zuname, gegebenenfalls Pseudonyme, Geburtsjahr und -ort, wann und wohin emigriert sowie die heutige Adresse.

Es wird gebeten, Zuschriften zu richten an: W. Sternfeld, 2 Blenheim Road, London N. W. 8.

Deutsche Autoren in tschechischer Sprache

Von Hans Sachs bis Anna Seghers führt die Reihe deutscher Autoren, deren Werke im kommenden Jahr vom Prager Staatlichen Verlag für schöngeistige Literatur, Musik und Kunst in tschechischer Sprache

herausgegeben werden. Es zeugt von dem Bemühen, weitesten Kreisen des tschechoslowakischen Volkes die Schätze der deutschen Literatur zu erschließen, wenn wir im Verlagsprogramm nicht nur Goethes „Faust“ und Heines Gedichte finden, nicht nur Anna Seghers' „Die Toten bleiben jung“ und Arnold Zweigs „Junge Frau von 1914“ (als ersten Teil einer mehrbändigen Auswahl), sondern auch Chamisso's „Peter Schlemihl“, Wielands „Abderiten“, Hans Sachs' „Schwänke und Fastnachtsspiele“. Auch die zeitgenössische Literatur Westdeutschlands ist nicht übersehen: sie ist z. B. durch Leonhard Franks Roman „Der Bürger“ vertreten. Neben ihm finden wir auch Erich Maria Remarque mit seinem Roman „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“.

L.

Wolfgang Rudolph

Ein politischer Satiriker des Jahrhundertanfangs

Vor zehn Jahren, am 27. November 1946, starb Max Dreyer, 84 Jahre alt. Kurz vor der Jahrhundertwende war er durch die Aufführung seines Stückes „Der Probekandidat“ mit einem Schlage in ganz Deutschland bekannt geworden. Man stellte ihn neben Max Halbe und Sudermann. Später folgten – nicht weniger erfolgreich – die Dramen „Die Siebzehnjährigen“, „Das Tal des Lebens“, „Reifeprüfung“. Seine Novelle „Das Sympathiemittel“ gehört zum besten der neueren niederdeutschen Literatur. Seit dem Ende des ersten Weltkrieges lebte Max Dreyer in Göhren auf Rügen. Dort stellte er sich nach dem Sturz des Faschismus sofort dem Neuaufbau einer demokratischen Kultur zur Verfügung und legte beim neuen Beginnen mit Hand an. Dafür hatten ihn die Mönchguter Bauern und Fischer auf Vorschlag der KPD-Fraktion im Gemeindeparlament zum Ehrenbürger ernannt. Während eines Leseabends im ungeheizten Inseltheater zu Putbus an einem nebligkalten Novembertag überfiel ihn die

Krankheit, an der er bald darauf sterben sollte.

Bisher fehlt eine umfassende Bibliographie der Werke Max Dreyers. Einige seiner Dramen, Romane und Erzählungen sind – mehr oder weniger ausführlich – in den Literaturgeschichten und in zwei Biographien erwähnt. Dabei fällt auf, daß bestimmte Werke mit Schweigen übergangen sind. Die politisch-satirischen Stücke, an die hier gedacht ist, nehmen im Gesamtschaffen Dreyers in der Tat nur geringen Raum ein. Doch zeigen gerade sie, daß der erfolgreiche Theaterdichter (dessen „Probekandidat“ und „Tal des Lebens“ ohnehin alles andere als unpolitisch sind) zuzeiten mit Vergnügen im aktuellen politischen Meinungsstreit Partei zu ergreifen wußte.

Bereits die Anweisungen zum Bühnenbild des Einakters „Volksaufklärung“ (1902) zeigen, wen Max Dreyer mit dieser Satire treffen wollte: „Sogenanntes ‚vornehmes Wohnzimmer‘. Blasierte müde Eleganz. An der Wand christliche und patrio-

tische Bilder . . .“ Der „Wirkliche Geheimrat“ Theodor von Dannenberg möchte seinen Hausportier entlassen, der eben zum fünften Male Vater geworden ist. Denn: „Es ist eine Vermessenheit, eine soziale Anmaßung, wenn man in dem Stande, dem der Mann nun einmal angehört, so viele Kinder in die Welt setzt!“ Dannenbergs Frau rät – aus gutem Grund, wie sich bald zeigt – zur Milde und zu einem Versuch, den Portier durch Hinweis auf das Vorbild der kinderlosen Geheimratsche zu bewegen, die „Keuschheit als höchstes Prinzip in der Ehe“ anzuerkennen. Diesen Edelmut sei der Geheimrat als Vorsitzender des „Vereins für Volksaufklärung und Hebung der Sittlichkeit“ dem Bürgertum seiner Stadt schuldig. „Und hier, bei diesem Manne, bei unserm Portier, können sich unsere Hände zu wirklicher gemeinschaftlicher Arbeit zusammenfinden . . .“ Die Frau Geheimrat ist Anfang der Dreißig, Theodor von Dannenberg jedoch „ein völlig ausgelebter Fünfziger mit welken Zügen, deren Ausdruck noch gerade das geistige Durchschnittsmaß bekundet“.

Wie verläuft die Unterhaltung zwischen dem Hausbesitzer und seinem Portier?

Geheimrat: Mensch – ich will Ihnen mal was sagen. Denken Sie denn immer bloß an Ihre rohen Triebe?

Kruse: Ümmer nich, Herr Geheimrat!

Geheimrat: Ist Ihnen denn das nicht selbst zuwider?

Kruse (mit offener Entschiedenheit): Nee–e!

Und weiter:

Geheimrat: Also ich erkläre Ihnen hiermit kurz und bündig: Ich will die Schweinerei in meinem Hause nicht länger. Diesmal will ich noch Gnade vor Recht ergehen lassen. Aber das sage ich Ihnen: Passiert noch mal so etwas . . .

Während dieser Predigt hat die Frau Geheimrat Besuch erhalten: ein Assessor Döring ist eingetroffen, und die Regieanweisung verrät, daß er der keuschen Hausdame stürmisch die Hände und den Mund abküßt.

Geheimrat (zu Kruse): Und schämen Sie sich noch immer nicht? Donnerwetter – schämen Sie sich jetzt oder schämen Sie sich nicht?

Kruse (sinkt zusammen): Jawoll, Herr Wirklichen Geheimrat! Nu – nu schäm ich mich!

Geheimrat (gibt sich wieder die „soziale Haltung“): Na also!

„Ja, lieber Assessor“, verkündet er dann seinem Gast, „es gibt noch Ideale. Und der Boden, auf dem sie gedeihen, ist die soziale Ethik!“ Wozu dann ja auch die Moral seiner keuschen Gattin paßt: „Und sittlich ist, was nicht an den Tag kommt!“

„Burleske“ nennt Dreyer den 1902 erschienenen Einakter „Stichwahl“. In einem mecklenburgischen Dorf soll der Reichstagsabgeordnete gewählt werden. Im Dorfkrug versuchen Agitatoren ihr Glück: der Domänenpächter Bumiller, der „sich zur Leutseligkeit zwingen muß“, für die Konservativen, für den „Herrn Baron“, der Lehrer und ein Anwalt aus der Stadt für die Liberalen. Es geht um die sieben Stimmen der Söhne der Krugwirtin, der Mutter Iben. „Miene Wörm wählen nich!“, sagt Mutter Iben. Aber gegen eine „Kleinigkeit“ würde sie ihre „Würmer“ schon dahinbringen, die Wahlzettel in die Urne zu stecken. Beide Agitatoren zahlen. Mutter Iben ist's zufrieden: „Nu fang ich doch ook an, wat von Politik to verstahn!“ Da erfährt sie von den einander ablösenden Rivalen, Stimmenkauf sei Wahlbestechung. Oha! „Denn is die Sache auch'n Happen teurer!“ Noch einmal werden die Werber ausgeweidet. „Junge, Junge, was is das heut noch für'n schönen Sonntag geworden . . .“ Max Dreyer läßt Mutter Ibens politischen Diskurs mit den Worten schließen: „Nee, mien Wörm! Ji sied de Hauptperson! Ji sied de Herren von de Welt! In eure Hände ist das Wohl von's Vaterland gelegt!“ Und nu wählt ganz nach eurem Verstand!“

Der durch seine Tragik erschütternde Einakter „Er starb den Tod fürs Vaterland“ (undatiert) spielt zur Zeit einer Kaiser-Geburtstagsparade. Das diphtherie-

krankte Söhnchen des Leibkutschers Binder erleidet einen Erstickungsanfall. Nur ein rascher Halsschnitt kann helfen. Frau Binders Schwester versucht, zu einem Arzt zu gelangen. Aber draußen stehen die Menschen wie eine Mauer, um die Parade zu sehen.

Frieda: Keine Menschenmöglichkeit, durchzukommen! Ich hab ihnen das alles gesagt, wie krank der Junge ist und daß ich zum Doktor müßte – aber das wär kein Grund, sagten sie . . .

Frau Binder: Mein Junge ist doch nicht zum Tode verurteilt! Was hat denn mein Junge verbrochen, daß sie ihn so zum Tode verurteilen? Was haben wir denn verbrochen?

Die Mutter geht selbst, was die Nachbarin allerdings zu der Bemerkung veranlaßt: „Und dann – was ich schon längst zu meinem Bedauern und Befremden bemerkt habe –, Ihrer Frau Schwester fehlt das neetige Gottvertrauen. Wie unchristlich ist ihr ganzes Gehabe, das missen Sie doch selbst sagen!“

Wenige Minuten später „führt ein Schutzmann Frau Binder, die er am Handgelenk gepackt hält, herein: „Na, bedanken Sie sich beim Herrn Leutnant, daß ich Sie nicht gleich auf die Wache gebracht hab! Wissen Sie, was Widerstand gegen die Staatsgewalt ist?“

Die Parade ist zu Ende. Nun wird endlich der Arzt geholt. Doch noch vor ihm betritt der Leutnant das Haus, um den Tatbestand aufzunehmen.

Leutnant: Es tut mir ja sehr leid, daß Ihr Junge so krank ist. Ist das wirklich so schlimm?

Binder: Es ist – vorbei.

Leutnant: Ach – was Sie sagen! Da kondoliere ich aufrichtig. Ja – unter solchen Umständen werde ich heute davon absehen, über Ihre Frau ein Protokoll aufzunehmen . . .

Binder: Was? Wieso?

Leutnant: Nun, Ihre Frau hat vorhin die Absperrung geradezu gewaltsam durchbrechen wollen, und nicht bloß des Widerstandes gegen die Staatsgewalt hat sie sich

schuldig gemacht, sie hat dabei Reden geführt, derartig gemeingefährliche Reden . . .

Binder: Wie ist das nur möglich! Aber – in der Erregung, Herr Leutnant . . .

Leutnant: Nun ja, ich lasse ja auch menschliche Erwägungen gelten. Aber Sie wissen doch selbst: Dienst ist Dienst – und Ordnung ist Ordnung. Und das Höchste ist der Gehorsam. Sonst hört eben alles auf.

Der königlich-preussische Polizeileutnant wird noch einen Grad „menschlicher“, als er vom Arzt zu hören bekommt, daß „noch vor ein paar Minuten die Rettung durch Halsschnitt möglich gewesen wäre“. Der königlich-preussische Polizeileutnant verspricht: „Unter diesen Verhältnissen werd ich meinerseits direkt befürworten, daß eine Strafverfolgung nicht eintreten möge . . . Und dann müssen Sie sich fassen und Ihre Kontenanz wiedergewinnen. Das wird Ihnen Ihr Mann als königlicher Beamter auch sagen, und als seine Frau müssen Sie das doch auch wissen: Wir dienen alle einem Höheren, der einzelne gilt nichts, unser aller Leben gehört dem Staatsinteresse. Und Ihr kleiner Junge, das möchte ich Ihnen zum Trost sagen, der starb gewissermaßen den Tod fürs Vaterland . . .“

Regiebemerkung Max Dreyers: „Inzwischen haben unten helle Knabenstimmen ‚Heil dir im Siegerkranz‘ angestimmt. Der Doktor sieht dem Polizeileutnant mit großen klaren Augen ins Gesicht, Frau Binder lacht schrill auf und bricht dann zusammen.“

Dreyers politische Satiren, man sieht es, wären wert, von einer Kammerspielbühne, einer Laiengruppe oder einem Kabarett „entdeckt“ und aufgeführt zu werden.

F. C. Weiskopf-Kulturhaus

Den Namen F. C. Weiskopfs erhielt ein Kulturhaus in Berlin-Rahnsdorf. Im Verlauf einer Feierstunde wurde ein Bildnis des verstorbenen Schriftstellers enthüllt. Alex Wedding trug aus den Werken ihres Lebensgefährten vor und erzählte aus seinem bewegten Dasein.

Dichtung und „Technik des Lebens“

In dem Gedicht „Zwei Zehner“ schildert Gustav Falke, wie er zwanzig Mark, die er „im Sack“ hatte, zu verbubeln gedachte: er wollte sich dafür „zwei Witwen“ kaufen, will sagen zwei Flaschen französischen Champagners aus den berühmten Kellereien der Veuve Cliquot. Von seinem Freunde Detlev von Liliencron mußte er sich (in einem Brief, Ende Februar 1897) belehren lassen, daß dies unmöglich sei, denn eine Flasche Veuve Cliquot koste 14 bis 17 Mark; der Leser würde sagen: Falke hat niemals französischen Sekt getrunken, denn er spricht darüber nicht anders als ein Ladenmädchen, das dieses Getränk auch bloß vom Hörensagen kennt. „Es ist so etwas *höchst* fatal für einen Dichter: wenn er die *Technik des Lebens* nicht kennt . . . Alles wird mit Recht jedem *wirklichen* Dichter verziehen. Ein Fehler in der Technik des Lebens (ein herrliches Wort von mir) mit Recht niemals!“

Hier ist eine der wesentlichen Voraussetzungen realistischer Dichtung ausgesprochen: Auch in kleinen Dingen des Alltags muß der Dichter eine getreue Schilderung der Wirklichkeit geben. Man weiß, daß Gustave Flaubert – „der endgültige Eroberer des Realismus“, wie Heinrich Mann ihn nennt – die Umwelt der Gestalten seiner Romane in allen Einzelheiten des Wirklichkeit nachschuf. Der eigentlichen Arbeit an seinem Roman „Salammbô“ z. B. gingen umfangreiche Studien über das alte Karthago und die Lebensgewohnheiten seiner Bewohner voraus.

Die gleiche Gewissenhaftigkeit wird gleichfalls Michail Scholochow nachgerühmt. Über Thomas Mann hat der Maler Hermann Ebers (ein Sohn des Ägyptologen und im vorigen Jahrhundert sehr bekannten Romanschriftstellers Georg Ebers) dem Verfasser dies erzählt: Hermann Ebers war Mitte der zwanziger Jahre mit einem Zyklus von Lithographien über die Geschichte des biblischen Joseph beschäf-

tigt. Da Thomas Mann gelegentlich einer Ausstellung großes Interesse für die Blätter zeigte, erwähnte Ebers seine Absicht, die Lithos in einer Mappe gesammelt herauszugeben. Er fragte, ob der Dichter vielleicht ein Vorwort für den Zyklus schreiben würde. Thomas Mann lehnte nicht ab, wollte es sich jedoch noch überlegen. Als nach einigen Monaten der Zyklus vollendet war und die Mappe vor der Herausgabe stand, erinnerte Ebers den Dichter an jenes Gespräch. Aber er lehnte nun bedauernd ab: „Da haben Sie mir einen schönen Floh ins Ohr gesetzt! Jetzt weiß ich endlich erst, wie die Menschen damals ausgesehen und geredet haben.“ Die Bemerkung zeigt, mit welch hohem Ernst Thomas Mann an jede seiner Arbeiten ging; selbst für ein kurzes Begleitwort zu einer Mappe von Kunstblättern betrachtete er tiefgreifende Vorstudien über den dargestellten Gegenstand als unerlässlich. Nun, der damals geplante Essay wurde nicht geschrieben, aber aus der Erzählung unseres Gewährmannes dürfen wir schließen, daß jener Besuch in der Ausstellung und die Unterhaltung mit dem Künstler der Beginn der „Inkubationszeit“ für den Roman „Joseph und seine Brüder“ waren.

Haben wir in diesem aus zweiter Hand erhaltenen Bericht nur eine kleine Andeutung über die Arbeitsweise Thomas Manns, so liegt mit „Die Entstehung des Doktor Faustus“ ein ausführlicher Rechenschaftsbericht des Dichters vor (er findet sich in dem Essay-Band „Zeit und Werk“, erschienen im Aufbau-Verlag). Diesen „Roman eines Romans“ sollte jeder Schriftsteller aufmerksam studieren. Er zeigt, wie ernst ein großer Dichter es mit der Verantwortung des für die Öffentlichkeit schreibenden Menschen nahm.

Auch Heinrich Mann arbeitete in gleicher Weise. Die im Heinrich-Mann-Archiv der Deutschen Akademie der Künste zu

Berlin aufbewahrten Manuskripte und Korrespondenzen des Dichters sind hierfür besonders aufschlußreich. Da findet sich z. B. ein kleiner Zettel, auf dem zusammenhanglos eine Reihe Berliner Redensarten notiert sind, einige davon durchgestrichen. Ein Vergleich mit dem in Berlin spielenden Roman „Im Schlaraffenland“ zeigt, daß einige dieser mit Bedacht gesammelten urwüchsigen Berlinismen, nämlich die durchgestrichenen, der „kleinen Matzke“, jener späten Liebe des Bankiers Türkheimer, in den frechen Mund gelegt sind.

Eine ergiebige Fundgrube sind die Briefe an Heinrich Mann. Aus ihnen geht hervor, wie der Dichter sich bei sachverständigen Freunden über alle möglichen Geschehnisse, Vorgänge usw. erkundigte, die er zur Charakterisierung seiner Gestalten und ihrer Umwelt benötigte – etwa um den körperlichen Verfall der Herzogin von Assy in ihrem letzten Lebensjahre medizinisch einwandfrei darzustellen. Wenn erst die Notizen und Entwürfe zu seinem großartigen Alterswerk, dem „Henri Quatre“, in Berlin eingetroffen und der Forschung zugänglich gemacht sind, wird dieses Material erneut dartin, daß die endgültige Niederschrift eines Romans nur ein Teil – nicht immer der die längste Zeit beanspruchende – der gesamten für die Schaffung eines dichterischen Werks aufgewendeten Arbeit ist.

Man muß diese Gewissenhaftigkeit der großen Meister, die sich bis ins Kleinste erstreckt, immer wieder betonen, denn obwohl ihre Werke den heutigen Schriftstellern bekannt sein dürften (oder doch sein sollten), wird nicht immer die Lehre daraus gezogen. Liest man dieses oder jenes neue Buch, so fragt man sich, ob denn der Autor für die Realistik, für die Wahrheit und Richtigkeit dessen einzustehen vermag, was er dem Leben als Tatsachen, als „echte Milieuschilderung“ vorzusetzen unternimmt. Da gibt z. B. ein Autor oberbayerischen Bauern und Ortschaften schwäbischklingende Namen. Zum Ausgleich läßt ein anderer die Menschen in

Lindau, das im schwäbischen Allgäu liegt, oberbayerisch reden. Ein dritter versieht Offiziere des ersten Weltkrieges mit „Schulterstücken“, weil er nicht weiß, daß es damals „Achselstücke“ hieß. Und bereits für das Jahr 1917 wird von „Spartakisten“ gesprochen, obwohl diese Bezeichnung für die Kommunisten (und dann für alle links von der damaligen rechten Sozialdemokratie Stehenden) frühestens Ende 1918 gebraucht wurde.

In einer Novelle war unlängst zu lesen, daß ein Mann, der mit allem Möglichen zu handeln pflegte, „einen ansehnlichen Posten aus einer Konkursmasse erstanden hatte – noch unbezahlt, versteht sich“. Nein, das versteht sich durchaus nicht! Jeder Konkursverwalter wird sich hüten, Objekte aus der ihm anvertrauten Konkursmasse anders als gegen sofortige Bezahlung zu verkaufen, besonders wenn der Käufer – wie der Held jener Novelle – nicht allzu vertrauenswürdig ist. Er will weder Zeit und Mühe (die ihm nicht vergütet werden) auf das Eintreiben des Kaufpreises verschwenden, noch Gefahr laufen, von den Konkursgläubigern für den von ihm verschuldeten Verlust eines Wertes aus der Masse haftbar gemacht zu werden. Zweifellos wollte der Autor mit der Arabeske „noch unbezahlt – versteht sich“ jenen Allerwelthändler als einen besonders geriebenen Tausendsassa hinstellen. Aber er tat's mit falschen Mitteln, die nur beweisen, was Liliencron in dem eingangs zitierten Brief meint: Der Dichter kennt das Leben nicht.

Ein emsiger Sammler vermöchte noch aus manchem anderen Buch unsrer jungen Schriftsteller einen dicken Strauß solcher unrealistischer Blümchen zu pflücken. Aber es geht hier nicht um eine möglichst umfangreiche Zusammenstellung solcher Fehler. Es geht darum, die Schriftsteller an ein Grundgesetz ihres Schaffens zu erinnern: wer den Anspruch erhebt, „realistisch“ zu schreiben, der darf nicht einer „stilistischen Feinheit“ zuliebe die Realität der Dinge und des Geschehens mißachten.

Vielleicht meint jemand, das seien Kleinigkeiten, ja Nichtigkeiten, die am Wert oder Unwert eines Buches nichts änderten. Aber warum wohl haben gerade die bedeutendsten Schriftsteller auf die Beachtung derartiger „Kleinigkeiten“ viel Zeit und Mühe verwendet? „Machten Storm, Goethe ... pp. *solche* Fehler?“ fragt Liliencron.

„Solange man noch in ein Kunstwerk verliebt ist, so lange liebt man die Kunst noch nicht“, schrieb Richard Dehmel als Antwort an jene, die seiner selbstkritischen dichterischen Arbeit wenig Verständnis entgegenbrachten. Die „geschliffenste Sprachbeherrschung“ (wie neulich so schön in der NDL zu lesen war!), die „effektivste Formulierung“ müssen verpuffen, wenn das, was solcherweise ausgesagt wird, wirklichkeitsfremd und damit auch unrealistisch ist.

Hierauf zu achten – das wäre auch für Lektoren und Redakteure eine dankbare Aufgabe.

Bücher pfundweise

Das Städtchen Marbach liegt in Württemberg. Es zeichnet sich dadurch aus, daß es die Geburtsstadt Schillers ist. Aus diesem Grund wohl legte ein Marbacher Handelsunternehmen, in dem Verlags-erzeugnisse feilgeboten werden, sich den Namen „Schillerbuchhandlung“ bei. Sein Inhaber darf sich rühmen, der Erfinder neuer Geschäftsmethoden zu sein, die geeignet sind, die Branche zu revolutionieren. Er verkauft nämlich neuerdings Bücher nach Gewicht. „Bücher pfundweise, zwei Pfund nur eine Mark fünfundneunzig“, so ist es auf einem Schild zu lesen, das sein Schaufenster ziert. Kein Zweifel, erführe der tote Schiller davon, er würde sich, wie man so sagt, im Grabe herumdrehen. Das weiß auch unser aus Verschen zu einem Buchladen gelangter Gemüsekrämer. Aber er läßt sich davon nicht anfechten. „Wenn Schiller auch im Grab sich dreht, / das alte Buch so besser geht!“ dichtet er mit einem trotzigem Blick auf seinen großen Lands-

mann und stellt auch dieses sein Verslein ins Schaufenster.

Fragt man den Herrn nach dem Gang des Geschäfts, so erfährt man, es sei „in letzter Zeit wesentlich rentabler“ geworden. Allerdings sei es nicht immer ganz einfach, rundes Gewicht einzuhalten, denn noch immer bestünden manche Kunden darauf, sich ihre Lektüre nach Titeln oder Autoren auszusuchen, und nicht jedermann sei bereit, etwa ein Lyrikbändchen in Kauf zu nehmen, nur um das Gewicht aufzurunden.

Weltverschwörungsspiele in Oberammergau

In einer aus den USA importierten antisemitischen Sudelschrift, die der WIDAR-Verlag in Oberammergau kürzlich in deutscher Übersetzung herausbrachte, wird wieder einmal eine Weltverschwörung aufgedeckt: Das „Weltjudentum“, vor allem die jüdische Finanzplutokratie der USA, habe sich mit dem „Weltkommunismus“ zusammengefunden. Das Programm dieser „asiatisch-marxistischen Sataniden“ wurde, wie erläuternd mitgeteilt wird, bereits im Jahre 1905 in den „Protokollen der Weisen von Zion“ niedergelegt.

Sicherlich würde der verblichene Julius Streicher vor Neid erblassen, wenn er das heute lesen könnte. Der WIDAR-Verlag in Oberammergau gehört einem gewissen Herrn Guido Roeder. Wir können uns nur dem Wunsch der Hamburger „Anderen Zeitung“ anschließen, daß ein Staatsanwalt dem Herrn Roeder bald das Maul stopfen möge.

Die „Andere Zeitung“ schloß ihren Bericht mit den Sätzen: „Ob Herr Roeder seinen Verlagsprospekt und seine amerikanische Pamphletübersetzung auch an ein gewisses Amt in Bonn geschickt hat? Dort wirkt bekanntlich ein Staatssekretär, der Experte für Antisemitismus ist, und residiert ein Kanzler, nach dessen wiederholter Aussage Faschismus und Antisemitismus hierzulande tot sind.“

Noch Plätze frei im Raritätenkabinett

Den folgenden Beitrag entnehmen wir, mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion, der westdeutschen Zeitschrift „Akzente“:

Vor mir im Abenddämmer sehe ich zwei Männer sitzen, die man mir als scharfe Antimilitaristen avisiert hat. Der links sitzt, ist blaß, verkrampt, hat eine ungeheure Leistung hinter sich, 772 Buchseiten lang hat er nicht ein einziges Mal gelächelt, nur hin und wieder kurz gegrinst. Der rechts sitzt, ist breit, klein, rund, lächelt, so wie er 317 Buchseiten lang fast nur gelächelt hat.

Die beiden sitzen vor mir als Anwärter für einen Platz im Raritätenkabinett der wahren Nichtsoldaten. Ich habe mir ihre Lebensläufe angesehen:

Der links sitzt, hatte etwas angefangen, was nicht gut ausgehen konnte: Aus einer sozialen Zwangslage heraus hat er freiwillig eine so freudlose Lebensform wie die des Soldaten gewählt, und das gleich für dreißig Jahre im voraus. Er ging zum Kommiß, um der Landstraße, dem Hunger, dem zwangsläufig sich daraus ergebenden Gefängnis zu entinnen. Zunächst ging es gut. Er konnte boxen, kam in den Musikzug, durfte sogar einmal in Arlington (was eine Art amerikanisches Potsdam zu sein scheint) den Zapfenstreich blasen; er wird sein Leben lang stolz darauf sein. Gut. Aber dann wurden ihm die Intrigen der Homosexuellen im Musikzug zu lästig, und er ließ sich ausgerechnet in die Kompanie des Hauptmanns Holmes versetzen, ich sage ausgerechnet, denn Holmes ist der Boxtrainer des Regiments, der Regimentskommandeur macht ihm die Hölle heiß wegen der bevorstehenden Divisionsmeisterschaft. Mein Anwärter fürs Raritätenkabinett ist ein guter Boxer, hat aber den festen Vorsatz, *nicht* mehr zu boxen, weil er einmal im Ring einen Gegner so unglücklich schlug, daß dieser erblindete.

Nun begann der Kampf des einzelnen gegen die anonyme Korruption eines gan-

zen Regiments; mein Anwärter hätte unterscheiden müssen: ob einer Unrecht erleidet, oder ob er sich genau die Position sucht, aus der er es herausfordert; das ist nicht das gleiche, aber er unterschied nicht, und alles, was zu erwarten war, geschah: die heuchlerische Trockenheit, die windige Humanität einer üblichen Heeresvorschrift, in diesem morschen Zaun gibt es so viel Lücken, daß ganze Regimenter renitenter Burschen auf eine völlig legale Weise zu Tode gemartert, in Selbstmord, Wahnsinn getrieben – oder schließlich zum Nachgeben gezwungen werden können. . .

Aber er hält durch (und hier wünschte ich mir statt des Starken, Sportgestählten einen plattfüßigen Asthmatischer), und als sein Kampf siegreich auszugehen scheint, läßt er sich von einem Feldwebel zu einer Schlägerei provozieren, wo er doch wissen müßte, daß man so etwas nicht tut: wie kann man einen Feldwebel schlagen! Er kommt ins Gefängnis, in jenes, in dem John Dillinger beschloß, nicht Politiker, sondern Verbrecher zu werden.

Nur würde ich meinen, daß jemand, der Gerechtigkeit sucht, auf seinem Recht besteht, aber er verzichtete darauf, zu beweisen, daß der Feldwebel ihn mit dem Messer bedroht hat (er hätte es beweisen können!). Nun aber tut er etwas Schreckliches: im Gefängnis ist er stolz darauf, ein guter Soldat zu sein, ist stolz auch auf seinen Leidensgenossen Maggio, weil dieser aus seiner Kompanie und auch ein guter Soldat ist. Dieser sinnlose und so typische Stolz auf ein gehaßtes und doch so innig geliebtes Kollektiv bestimmt mich, ihm kopfschüttelnd den Platz im Raritätenkabinett zu verweigern, aber nicht einmal im Vestibül habe ich einen Platz für ihn frei, weil ich zuviel Lilli-Marleenismus in ihm finde, zuviel schief heruntergeschluckte Zapfenstreich-Sentimentalität.

Den anderen, der rechts sitzt, ansehen, heißt wissen, daß er kein Soldat ist, nie

einer sein wird, daß es nie jemand einfallen würde, ihn für einen zu halten, und es niemand gelingen würde, ihn zu einem zu machen. Sein Lebenslauf war einmalig und grandios: er wurde erst wegen Blödsinnigkeit aus der Armee entlassen, während des Krieges dann im Irrenhaus als Simulant bezeichnet. Seine Laufbahn führte ihn durch Gefängnisse, Arrestzellen, Krankenhäuser, er trug Uniformen, wie sie gerade anfielen; auch feindliche, es fiel ihm nicht weiter auf. Mehrmals sollte er exekutiert werden: Strick, Kanone, Maschinengewehr, Pistole, alles, was tödlich sein kann, sollte auf ihn angewandt werden, aber nichts konnte ihn treffen, und er bekam sogar Auszeichnungen: die erste für anständiges Betragen auf der Latrine, eine bronzene nur, aber dann zwei silberne für Tapferkeit vor dem Feind, obwohl er keine Feinde hatte und Tapferkeit ihm so fremd war wie Feigheit.

Galligen Generälen, aufgeregten Spitzeln, nervösen Ärzten und todernsten Leutnants erzählte er in Augenblicken höchster Eile, was jeden ungeduldigen Menschen zur Raserei bringt: Anekdoten. Er bewies dem militärischen Apparat seine Absurdität, indem er ihn wörtlich nahm, war immer bereit, „seiner kaiserlichen Majestät bis zum letzten Atemzug zu dienen“ – und niemand bemerkte, daß er unsterblich war.

Wer meine beiden Kandidaten nebeneinander sitzen sähe, den blassen, schmalen, Prewitt* heißt er –, und den runden, blühenden, Schwejk** heißt er – jeder würde den blühenden Schwejk mit seinen drei Orden auf der Brust für einen Nutznießer des Militarismus, den anderen ohne Orden für ein Opfer halten, aber es ist genau umgekehrt: Prewitt gingen die Orden, ging der ganze Krieg an der Nase vorbei, er starb an einer Krankheit, die unter scheinbaren Antimilitaristen weit verbreitet ist: am Lilli-Marleenismus.

* James Jones: „Verdammt in alle Ewigkeit“.

** Jaroslav Hašek: „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk“.

Für beide, weder für Prewitt noch für Schwejk, jedenfalls stimmt die Vorausbezeichnung, mit der man sie mir empfohlen hat: Prewitt ist nicht einmal ein Antimilitarist, und Schwejk ist viel mehr als ein Antimilitarist – er ist einfach kein Soldat, ist es von Natur nicht, und ich lasse ihn an mir vorbei ins Raritätenkabinett stolzieren, dort wird er stehenbleiben, mit seinen Orden auf der Brust, während ich dem anderen, Prewitt, den Zugang verwehren muß.

Schwejk wird, so fürchte ich, in marmorner Einsamkeit im Raritätenkabinett wie in einer Zelle leben, jedenfalls wird ihm – es scheint jedenfalls so – kein Kumpan aus den deutschen Kriegsromanen zuwachsen: dort wird der hochdekorierte Soldat, der im Grunde seines Herzens gegen den Krieg ist, als Romanfigur immer beliebter. Um ihre Helden vor dem Verdacht des Ressentiments zu schützen, statten die Verfasser sie mit hohen Rängen, Schönheit, Orden, Intelligenz und sportlicher Tüchtigkeit aus; dann wird dieser Illustriertentitelblattfigur ein Herzchen eingesetzt, so rein und demokratisch, wie man sich's nur wünschen mag. Da man sich dann schon einmal in den Niederungen der Psychologie bewegt, wird die weibliche Gegenfigur entsprechend zurechtgeschneidert. Am besten nimmt man die supergescheite Tochter eines gescheiten Linken: sie muß natürlich auch einige erotische Reize haben, da man sonst bei ihr den Verdacht des Mauerblümchenressentiments zu fürchten hat.

Nun kann das Paar getrost in den totalen Krieg marschieren, der Held darf es – je nach Dauer des Krieges – bis zum Oberstleutnant bringen, darf das Ritterkreuz bekommen, und sie, die Geliebte, darf Verwundete pflegen, Suppe austeilen, straßenbahnschaffnern, Handgranaten drehen oder gar in des Bergwerks tiefster Sohle die kriegswichtige Kohle schürfen. Diese reinen Herzen sind so durchsichtig, daß niemand sie verdächtigen wird. Wer wird schon einen gläsernen Menschen schmutziger Gedanken zeihen?

Wichtig ist das faschistische Gegenpaar:

der Militarist, der ums Verrecken das Ritterkreuz *nicht* bekommt; der – *welch* eine Überraschung! – als Feigling sich erweist; der es mit knapper Not bis zum Oberleutnant bringt, trotz Radfahrerei bei der Partei; der aber später dann bei der Entnazifizierung von Prinz Glaserz gereinigt wird und persilgepflegt im Amte Blank antichambrieren kann.

Seine Geliebte muß folgende Eigenschaften haben: auch gescheit (denn man ist gerecht), auch schön (denn man ist wirklich gerecht), Tochter eines Deutschenationalen, der Hitler eine Chance gibt („Der Führer weiß ja von all diesem Schmutz nichts“). Aber die weibliche Gegenfigur müßte, und hier erweist sie ihre moralische Unterlegenheit, nicht etwa schaffnern und schaffen, sondern Krankenschwester in einer Nervenheilanstalt für höhere Offiziere sein; dort muß sie – mit Tränen in den Augen, aber dennoch willig – der vaterländischen Venus opfern; die Krim oder die schönen Badeorte Südungarns sind geeignete Schauplätze; waldreiche Gegenden sind zu bevorzugen.

Jedenfalls muß es so sein: die Nationalen sind Drückeberger, die Gegner des Regimes aber erfüllen ihre nationale Pflicht, und da es der Gegner des Regimes mehr gibt als der Anhänger, wird das nationale Soll auf eine paradoxe Weise erfüllt. Nun kann der Krieg so lange dauern, bis unser regimfeindlicher Offizier unter der Last seiner Orden zusammenbricht; einer der schönsten Tode für einen Soldaten.

In diesen Romanen bleibt nicht einmal der Hoffnungsschimmer eines Ressentiments, denn der Verfasser spritzt seine Helden sorgfältig mit Roman-DDT ab, bevor er das Manuskript abliefern. Was ein Ressentiment ist, hat sich nämlich inzwischen rumgesprochen, und diese Vokabel ist zur Mordwaffe geworden.

Da lobe ich mir sogar den Prewitt, denn er hat wenigstens eine positive Eigenschaft: er ist asozial, hat die Asozialität des echten Söldners und dessen Trauer. Ich wünschte mir nur drei Gramm Schweiß in einem Kriegerroman, ein Königreich aber

für den Helden eines Kriegerromans, der plattfüßig, kurzsichtig, katholisch, feige ist, und eine Extraprämie für den Autor, wenn er sich entschließen kann, seinem Helden noch Asthma und eine Gefängnisstrafe mitzugeben.

Staatsbürger von morgen

Den Schülern der 7. Klasse einer Volksschule in Nürnberg wurde letzthin die Aufgabe gestellt, einen Aufsatz über das Thema „Die Europäer“ zu schreiben. Ist schon die Themenstellung in mehrfacher Hinsicht fragwürdig, so sind einige der abgelieferten Arbeiten es noch mehr. Herr F. B. jedenfalls, ein Lehrer jener Schüler, war darüber ziemlich entsetzt. Er sandte eine der Schularbeiten an die Stuttgarter „Kultur“, die sie ohne Kommentar veröffentlichte. Der Junge, der dies schrieb, soll in wenigen Jahren Waffen tragen und Wahlzettel ausfüllen. Wen wird er wählen, auf wen wird er die Waffe zu richten bereit sein? Hier ist der abgelieferte Schulaufsatz in seiner originalen Formulierung und Orthographie:

„Die Europäer. Die ganzen Völker Europas. Waren einmal eine Bruderschaft. Nach langer Zeit sind die einzelnen Völker vortgezogen. Und jeder Stamm machte nach seinen Kopf die Sprache. Die einen zogen nach Westen. Die Schlawen hatten 2 Stämme. Die Westschlawen und die Ostschlawen. Auch sind es Evangelische und Katolicken. Die meisten aber sind Heiden und Wilde. 40 Prozent sind Katolisch und 15 Prozent Evangelisch. Auch zogen die Wilden in das Gebirge. Es gibt jetzt zwei Sorten die Schwarzen die in den Urwäldern leben. Dann gibt es die roten die rotheute. Die in Zelten und Steppen wohnen. Die weißen aber sind die weißen. Die weißen Männer sind dagegen das die Wilden aus dem Urwald herausgetrieben werden um sie zu arbeiten. Aber daß ist nicht so leicht den die rotheute und die Schwarzen sitzen auf die Bäume da woh sie ihre Lager haben und da lauern sie um die Weißen zu erlegen oder Nieder-

schlagen. Die Weißen sind dabei die Eingeborenen zu lehren das sie nicht mehr an die Götzen glauben.“

Niveau

Es gibt keinen Fortsetzungsroman einer westdeutschen Illustrierten, dessen Niveau – sofern dieses Wort hier überhaupt angewendet werden darf – nicht von der Konkurrenz noch unterboten würde. Blaue Bohnen und rote Lippen, Brutalität plus Sexualität heißt das Rezept, nach dem diese Produktionen entstehen. Wer glaubt, den Tiefpunkt derartiger „Romane“ entdeckt zu haben, wird immer wieder aufs neue überrascht. Die Konkurrenz schläft nicht.

So hat sich die „Neue Illustrierte“ zu ihrem zehnjährigen Bestehen etwas Besonderes ausgedacht. Sie veröffentlicht unter dem Titel „Der Mitternachtsengel, Roman einer Todsünde“ die Geschichte des Chefs der Mordkommission von New York. Dieser wackere Gesetzeshüter hat einen Millionär ermordet. Aber der Tat verdächtig ist nicht er, sondern die Geliebte des Millionärs, eine horizontale Dame namens Kim.

Eine Episode der Geschichte spielt nun in der Wohnung besagter Person. Natürlich im Bett. Und da empfindet auch ein Mörder menschlich. Etwa so: „Sie ahnte nicht, daß sie mich nur quälte, sie schien mein zuckendes Herz in ihrer Hand zu halten.“ Jetzt wird abgeblendet, und dann geht's weiter: „Ich wagte nicht, sie zu wecken. Sie war die schlummernde Venus, die ihren Leib im Schlaf stählen mußte, um den Strapazen des Tages gewachsen zu sein. So schmal sie von Gestalt war ... sie war eine Gigantin der Liebe.“

Doch der Ernst des Lebens bedrängt den Helden, er verliert das Interesse an Kim. Aber vielleicht kann man wenigstens dem Leser noch Appetit machen: „Sie schlug die Decke zurück und stieg aus dem Bett. Ihre schmalen Schenkel, schimmernd wie Perlmutter, ihr glatter Leib, ihr delikates geschnittener Nabel erregten mich

nicht mehr. Ich sah ihr gleichgültig nach, als sie ins Badezimmer ging.“

Später, im Büro der Mordkommission, werden eine Anzahl Frauen vorgeführt, die mit dem Ermordeten in enger Verbindung gestanden haben. „Auf einmal überfiel mich ein Gefühl des Eklens ... Es war Angst vor Sex, eine tödliche Angst, von Massen heißen Fleisches verschlungen zu werden, umzukommen in der Umklammerung von Leibern und Schenkeln. Ich hatte auch zuviel davon genossen, zu tief aus dem Kelch getrunken, den mir Kim geboten, als ich halb bewußtlos gewesen war.“

Nachzutragen wäre, daß die „Neue Illustrierte“, einem Gerücht zufolge, mit Geldern des Deutschen Gewerkschaftsbundes finanziert wird, der solcherart einen wohl kaum zu unterschätzenden Beitrag zur Volksbildung leistet. *Rolf Rostocker*

Tadelnswerte Ungenauigkeit

Der Mitteldeutsche Verlag in Halle hat – was ein Verdienst ist – den beachtenswerten Roman „In Sachen Mensch“ der jungen westdeutschen Autorin Ursula Rütt herausgebracht. Wie es sein Recht ist, hat er den Schutzenschlag des Buches mit einem Werbetext versehen. Er ließ auf einen roten Streifen den Vermerk aufdrucken: „In Westdeutschland verboten“.

Wer den Aufdruck liest, muß annehmen, das Buch greife den Bonner Staat, höchstgestellte Staatsfunktionäre, den Militarismus oder sonst etwas Geheiligtens so heftig an, daß die Adenauer-Regierung sein Erscheinen amtlich unterbinde. Leicht wird man auch eine Parallele zum Verbot der KPD annehmen.

Aber solche Vermutungen sind falsch. Gewiß, die Autorin geht erfreulich gesellschaftskritisch vor. Sie zeigt jedoch nur die Korruption der örtlichen Behörden einer westdeutschen Kleinstadt. Und davon war man in der Kleinstadt Bad Homburg, in der sie lebte, als sie den Roman schrieb, unangenehm betroffen. Der Bürgermeister glaubte sich sogar in einer der handelnden Personen wiederzuerkennen. Er ver-

klagte die Autorin und erwirkte vom Amtsgericht in Frankfurt am Main eine einstweilige Verfügung gegen den Vertrieb des Buches. Ähnliche private Prozesse hat es in der Geschichte der Weltliteratur in großer Zahl gegeben. Im vorliegenden Falle ist die gerichtliche Entscheidung von einer höheren Instanz nach Prüfung der Sachlage – wofür sie allerdings ein reichliches Jahr benötigte, so daß man die „einstweilige“ Verfügung faktisch einem Verbot gleichsetzen konnte, wenn auch nur einem privat bedingten – aufgehoben worden. Zu diesem Zeitpunkt war das Buch schon vom Mitteldeutschen Verlag ausgeliefert, den man deshalb nicht geradezu einer Unwahrheit beschuldigen

darf. Aber die Lenkung der Gedanken in eine falsche Richtung, der Versuch, dem Buch eine politische Tendenz zu unterschieben, die es nicht hat, das bleibt tadelnswert. Denn da Übles forzeugend Übles gebiert, finden sich Leute, die die ohnehin ungenaue Mitteilung, ohne sie zu prüfen, interpretieren und erweitern. An der Eingangstür einer Berliner Buchhandlung hängen maschinengeschriebene Ankündigungen neuer Bücher. Zu „In Sachen Mensch“ schrieb man, nach kurzen Angaben über den Inhalt des Buches: „Entsprechend sauer reagierte die westdeutsche Zensur: sie verbot den Roman.“ Und das ist nun nicht mehr ungenau. Es ist einfach falsch.

Horst Heitzenröther

Aus unserer Korrespondenzmappe

An den
Chefredakteur des „Mittag“
Düsseldorf

Sehr geehrter Herr Kollege,

Auf Umwegen und verspätet erreicht mich der in Ihrem Blatt erschienene Artikel „Liberalisierung“ der Literatur in der Zone?, in dem Ihr Mitarbeiter Friedhelm Baukloh unter anderem auch über einen Besuch zu berichten vorgibt, den er der Redaktion der NDL abgestattet hat.

Ich hatte Herrn Baukloh bisher für einen Journalisten gehalten. Nun sehe ich, daß er ein mit großer Erfindungskraft begabter Dichter ist. Zum Beispiel hat er mir Carossas Buch „Der Arzt Gion“, das ich vor dreizehn Jahren zum letztenmal in der Hand gehalten habe, auf meinen Schreibtisch gedichtet. Aber dies und manches andere sind Kleinigkeiten im Vergleich mit einer lebenden „Antithese“, die Herr Baukloh zu der mit mir verhandelten „These“ hinzudichtet. Während seines Gesprächs mit mir stellte sich, so schreibt er, „die Antithese in persona“ ein: „Mitredakteur Henryk Keisch kam hinzu. Untersetzt, stehender Blick, ein

Bein nachziehend . . .“ Daß mir diese auffälligen körperlichen Eigenschaften meines Redaktionskollegen in all den Jahren, die ich mit ihm zusammenarbeite, noch nie aufgefallen sind! Nun, ein rechter Dichter sieht eben mehr als unsereins, und wenn er einen Mephisto (oder einen Goebbels?) braucht, staffiert er ihn sich auch entsprechend aus.

Baukloh schildert dann den weiteren Gang der Dinge: „Deicke erklärte: „Herr Baukloh möchte sich bei uns einmal nach der literarischen Situation erkundigen.“ Über diese Mitteilung des Herrn Baukloh kann ich nur Bauklötze staunen. Er war nämlich unter einem ganz anderen, viel persönlicheren Vorwand zu mir gekommen . . . Die mir hier unterschobenen vorstellenden Worte entstammen ebenso wie die meinem Kollegen Keisch unterstellte „akzentuierte Gegenfrage“ („Steht nicht unser verschiedenes ideologisches Bewußtsein einem Gespräch im Wege?“) der überaus fruchtbaren, aber weder sehr exakten noch sehr intelligenten Phantasie des Herrn Baukloh . . .

Am Rande wurde auch über die politische Lage gesprochen (welch außergewöhnliches Thema in dieser Zeit!), aber natür-

lich nicht in jener dummen, kleinmoralischen Entstellung und Simplifizierung, die in den pseudo-dramatischen, durch Sperrdruck hervorgehobenen Worten Bauklohs gipfelt: „*Deicke schwieg*.“ Dieses mein Schweigen, hervorgerufen offenbar durch die stechenden, mich terrorisierenden Blicke meines Redaktionskollegen, soll dann ja den Ärmsten „einigermaßen verwirrt“ und schließlich davongetrieben haben. Daß er uns trotz seiner Verwirrung eine Freundin, für deren fortschrittliche ideologische Einstellung er sich verbürgte, als Korrespondentin dringlichst empfahl, daß unsere mangelnde Bereitschaft, diese Mitarbeiterin mit Jubel zu begrüßen und ihr Westmarkhonorare zuzusagen, ihn aufs äußerste enttäuschte und verschnupfte – dies und noch manches andere Berichtswerte fehlt leider in dem Artikel. *G. Deicke*

Die NDL-Anekdote

Charlie Chaplin – sein neuer Film „Ein König in New York“ steht vor der Vollendung – saß einmal mit Ernst Lubitsch in einem Hollywooder Restaurant. Ein Journalist, den seine Zeitung mit einer Umfrage bei prominenten Künstlern beauftragt hatte, bemerkte die beiden und trat auf sie zu:

„Sie haben, meine Herren, Ihr Leben lang für den Film gearbeitet. Was hätten Sie gemacht, wenn es den Film nicht gäbe?“

„Ich hätte“, antwortete Lubitsch, „ihn bestimmt erfunden!“

„Ich“, fügte Chaplin hinzu, „hätte auf die Erfindung meines Freundes Lubitsch gewartet. Und dann hätte ich genau dasselbe gemacht, was ich jetzt mache!“

Gerhard Seidel

Antiseptikum „Sie“

Bemerkungen zu einer Epidemie der Vertraulichkeit

Der unzweifelhaften Bereicherung der deutschen Sprache in den letzten Dezenen stehen beachtliche Symptome ihrer Verarmung und Verflachung gegenüber. Seit geraumer Zeit wird zum Beispiel die Höflichkeitsanrede „Sie“ immer stärker zurückgedrängt. Nun wird zwar kein vernünftiger Mensch darauf dringen, das in irgendeiner „guten, alten Zeit“ selbst im ehelichen Schlafzimmer geläufige „Sie“ zu restaurieren, noch wird eine Mutter von ihren Kindern die Höflichkeitsanrede verlangen (obwohl das antiquierte „Ich danke Ihnen, Frau Mutter“ nicht nur formal reizvoll ist, sondern auch ein Höchstmaß kindlicher Ehrerbietung sprachlich ausdrückt und garantiert). Aber die Sturzflut unangebrachten Duzens, die heutzutage auf den bedauernswerten Zeitgenossen niedergeht, überschreitet nachgerade das Maß des Erträglichen.

Das kindliche Du, in seinem naiven

Liebreiz dem des Märchens verwandt, mag von unserer linguistischen Razzia unangefochten bleiben. Auch das familiär-verwandtschaftliche Du soll passieren, wenn gleich es mir zuzeiten Widerwillen bereitet, von einer bisher nie gesehenen Tante der Cousine meines Schwagers so unangemessen vertraulich titulierte zu werden.

Das Du zwischen Genossen entstand in einer bestimmten historischen Situation. Es verbürgte sprachlich die Zusammengehörigkeit der politisch bewußtesten Arbeiter zu Zeiten der Illegalität und des Kampfes um die Macht im Staat. Darüber hinaus war es Ausdruck einer Front gegen Stehkragenproletariat, Spießbürgertum und treudeutsche Beamtenschaft, gegen jene Kleinbürgerlichen, die mit den Umgangsformen der herrschenden Klasse kokettierten und dem Fabrikbesitzer jede Lohnkürzung verziehen, wenn er sie nur „Herr Meier“ nannte und mit Sie ansprach. (Die

Taktik dieser „höflichen Ausbeutung“ wurde auf dem Kasernenhof vom preußischen Unteroffizier so drastisch wie folgerichtig weiterentwickelt: „Hände an die Hosennaht, Sie Schwein! Hinlegen!“) Heute gibt es jedoch in Deutschland eine Republik, in der die Arbeiterklasse mit ihrer Partei Trägerin der Staatsgewalt ist. Die Frage, ob ein Du zwischen Genossen auch heute in jedem Falle selbstverständlich ist, verdient zumindest das Nachdenken. Die Arbeiterklasse hat die Ausbeutung abgeschafft, sie kann sich die Höflichkeit leisten.

Ein geradezu sträflicher Mißbrauch wird mit dem kollegialen, dem Vereins- und Organisations-Du getrieben, das überall beängstigend ins Kraut schießt. Als Jugend-, Sport-, Friedens- oder Menschenfreunde werden wir freigebig damit bedacht. Der Kassierer der Gesellschaft für Deutsch-Albanische Freundschaft und der Hausbeauftragte, der Pförtner bei der Abteilung Wohnraumlenkung des Stadtbezirks und der Vorstand der örtlichen Arbeitsgemeinschaft Philatelie im Kulturbund postulieren unter der Devise „Mer sin doch alle Gollleechen!“ eine verwilderte, formlose Zusammengehörigkeit. Auch als Kollege Fahrgast, Rundfunkhörer, Steuerzahler, Fernsprechteilnehmer, Kinobesucher und Schrebergartenpächter werden wir wohl nächstens mit einem „Du“ bedacht werden, das zum Ausdruck plumper, ja brutaler Vertraulichkeit herabgesunken ist.

Hinzu kommt das erotische Du, das auf freier Wildbahn in zahlreichen Schattierungen auftritt, vom schmachttend gesäuselten Mondschein-Du auf Parkbänken bis zum pervers gestöhnten Du, das als orgasmisches terminologisch gefaßt werden kann. Daran, daß auch in diesem intimsten Sektor menschlicher Beziehungen allzu wahllos, vorzeitig und unbedenklich mit jener so persönlichen Anrede umgegangen wird, ist nicht nur ein Schwund sprachlichen Formempfindens, sondern auch eine Reduzierung menschlichen Distanzgefühls ablesbar. Man sagt „Du“, weil man einander geküßt hat, statt einander zu küssen,

weil man „Du“ gesagt hat, weil man es sagen durfte.

Viele Erscheinungsformen des „Du“ könnten noch abgehandelt werden. Neben dem alkoholischen Du der Zechbrüder, das mildernde Umstände verdient und in den besten Fällen am folgenden Morgen annulliert ist, gibt es sogar ein religiös-liturgisches Du. Denn das Erste Gebot lautet nun einmal nicht: Ich bin der Herr, Ihr Gott, Sie sollen nicht haben andere Götter neben mir. Aber die Vertraulichkeit, die der Herr in der Epoche von Sinai den Menschen bezeugte, wird in neuerer Zeit von seinen Kindern bei weitem nicht mehr durchgängig und widerspruchslos zurückgegeben.

Man kann vielleicht einwenden, daß auch die Dichter deutscher Zunge von einem lyrischen Du häufigen Gebrauch machten, der ihren Gedichten nicht (oder nicht immer) zum Schaden gereichte. Dazu ist nur zu sagen: Quod licet Jovi, non licet bovi. Was Rilke, dem lieben Gott zur Not und den Kindern mit Recht erlaubt ist, kann ich dem Gasmann nicht zubilligen.

Tagtäglich fallen in Reden und Unterhaltungen, auf Anschlägen, in Briefen, Telefongesprächen und Zeitungen tausend Dus mit lästiger Anbiederung auf dich, lieber Leser (Verzeihung, auf Sie!) herab. Ich für meinen Teil komme zuweilen in Versuchung, die Menschen, mit denen ich mich wirklich verbunden und auf vertrautem Fuße weiß, mit einem für mein Gefühl geradezu hygienischen „Sie“ anzusprechen. Diese Höflichkeitsformel ist regelrecht zu einem sprachlichen Desinfektions- und Heilmittel gegen die um sich greifende Du-Epidemie aufgerückt. Ohne zimmerlich zu sein und einen Puritanismus zu züchten, von dem wir ohnehin auf manchen Gebieten viel zuviel haben: dieses inflationistische Du ist Ausdruck einer allgemeinen Verarmung, einer Verminderung der Vielfalt zwischenmenschlicher Beziehungen. Mit der sprachlichen Schrumpfung Hand in Hand geht eine Verschleuderung menschlicher Werte, ein Aufgeben der Reserven, ein Verlust der Nuancen im Zusammen-

leben. Ein Pronomen wird ansteckend und zur Phrase. Die Verhaltensweisen der Menschen untereinander und zueinander aber reduzieren sich immer deutlicher auf solche mit pekuniärer oder sexueller Zielsetzung.

Die deutsche Sprache signalisiert hier nicht nur ein geistig-gesellschaftliches Ge-

brechen unserer Zeit. Sie stellt uns überdies aus ihrer reichhaltigen Hausapotheke ein sowohl heilendes als vorbeugend wirkendes Präparat völlig kostenlos zur Verfügung: das kleine Wörtchen „Sie“. Probieren Sie es einmal! Dreimal täglich zehn Tropfen. Und selbstverständlich nur dort, wo es nötig ist.

O diese Sprache!

Wortschöpfungen

„Für mannschaftlichen Erfolg“ lautet die Überschrift einer Zeitungsnотiz, die über das Training einer ungarischen Fußballmannschaft berichtet. Gleich im ersten Satz des Textes heißt es dann wieder: „Das Training ist in der Hauptsache auf die kollektive Wirkung, auf den *mannschaftlichen* Erfolg abgestellt.“ Ohne jede Notwendigkeit hat sich das schlichte Wort „Mannschaftserfolg“ in einen gewundenen und gekünstelten „mannschaftlichen Erfolg“ verwandelt.

Aber die Sprache ist kein Mechanismus, Wortschöpfungen sind keine technischen Konstruktionen. Sie lassen sich aus Analogien allein nicht begründen. Vielmehr entscheiden Sinn und Inhalt, und eines schickt sich nicht für alle. Wer eine echte Beziehung zur Sprache hat, wer ihr Leben begreift und ihren Willen respektiert, dem mögen wohl Neuschöpfungen glücken. Von Luther bis Strittmatter reicht die Reihe dieser Pioniere der Sprachbereicherung. Immer entsprechen ihre Neubildungen einem *Bedürfnis*; sie präzisieren, verkürzen oder veranschaulichen. Wort- und Sprachwandlungen, denen kein solches Bedürfnis zugrunde liegt oder die ihm nicht genügen, sind Spielereien. Für Spielereien ist die Sprache zu schade.

Es gibt „kameradschaftliche Hilfsbereitschaft“, aber keine „hilfsbereitschaftlichen Kameraden“ – sondern nur *hilfsbereite*. „Herrschaftliche Häuser“ sind in der Wirklichkeit überholt, sprachlich aber immerhin möglich; „knechtschaftliche“ gab und gibt es weder so noch so. „Freundschaftlichem

Wohllollen“ steht nicht „feindschaftliche“, sondern *feindliche* Abneigung gegenüber. Mit „errungenschaftlich“ oder „eigenschaftlich“ wäre kaum etwas Vernünftiges anzufangen. Der „mannschaftlichen“ Sportleistung nahe verwandt wäre der „belegschaftliche“ Arbeitserfolg. Aber solche Wortmontagen können nicht überzeugen. Sie entwerten nur den Gedanken, den sie ausdrücken sollen. B. A.

Dauersäuglinge

Was ein Säugling ist, weiß jeder. Aber was ist ein Dauersäugling? Wo gibt es Dauersäuglinge? Es gibt sie am Wurlsee bei Lychen (Kreis Templin-Uckermark). Dort steht in idyllischer Uferlandschaft ein Heim für diese Art Babys. Am Eingang des Gebäudes kann man es jedenfalls lesen: „Dauersäuglingsheim“. Auch im Fernsprechverzeichnis für den Bezirk Neubrandenburg: „Dauersäuglingsheim Reiherhals, Retzow, Rat des Kreises Templin“.

Bleibt nur zu hoffen, daß unser Setzer aus „Reiherhals“ nicht „Schreihals“ macht. Denn das wäre ja dann ein „Dauerschreihals“.

Offen gesprochen

Die Arbeitsgemeinschaft für Chöre beim Berliner Haus der Volkskunst, offenbar bestrebt, nicht nur die Liebe zum Lied in die Herzen aller Mitbürger, sondern auch das Niveau unserer Sprache zu senken, veranstaltet von Zeit zu Zeit ein „Offenes Singen“.

Der Werbeeffect dieses eigenwilligen

neuen Fachbegriffs bei interessierten Laien dürfte beträchtlich sein, mußte man sich doch bisher mit offenen Türen, offenen Hemdkragen und bestenfalls mit offenen Geheimnissen begnügen.

Politisch Hellhörige werden voller Mitleid konstatieren, daß die armen Leute im Osten, wo das offene Wort ja nicht erlaubt ist, ihrer Verzweiflung nun schon in offenem Singen Luft machen.

Die Sache wäre freilich weniger witzig, wenn sie etwa „Singt mit uns“ oder ähnlich hieße; sie hätte aber dann den Vorteil der Verständlichkeit.

Sonderverkauf

Aus einem Inserat der Berliner Konsum-Verkaufsstellen:

„Jeder Preis ein Schlager, Sonderverkauf in Damenkleidern.“

Es fällt schwer, anzunehmen, daß man hier einem Sonderverkauf Kleider angezogen haben könnte, noch dazu Damenkleider. Also ist der Text wohl so zu verstehen, daß die den Sonderverkauf tätigen Personen Damenkleider tragen? Aber ein solcher Hinweis wäre unnötig, wenn es sich um Verkäuferinnen handelt: was sollten sie wohl anderes tragen als Damenkleider? So müssen es also wohl männliche Verkäufer sein, deren Kostümierung hier hervorgehoben wird: „Sonderverkauf in Damenkleidern“ – in der Tat ein sehr „besonderer“ Verkauf.

Vielleicht aber hätte es auch schlicht, einfach und richtig heißen sollen: „Sonderverkauf von Damenkleidern.“

Schwarz eingerahmte

„... einwandfreie Texte“

Philologische Genauigkeit und wissenschaftliche Zuverlässigkeit sind Vorbedingungen jeder ernsthaften Editionsarbeit. Die im Volksverlag Weimar erscheinende volkstümliche „Bibliothek Deutscher Klassiker“ läßt sich von diesen Grundsätzen leiten. „Besonderer Wert wird ... auf einwandfreie Texte gelegt“ (Verlagspro-

spekt). Die bisher erschienene fünfbändige Schiller-Ausgabe und die einbändige Bürger-Ausgabe sind zuverlässige Zeugnisse dafür. Um so erstaunlicher ist es, daß die wissenschaftlichen Editionsgrundsätze in der Einleitung zu der fünfbändigen Heine-Ausgabe* grob vernachlässigt sind.

Die Tatsache, daß es auf den fünfundzwanzig Seiten dieser Einleitung acht Druckfehler gibt, soll nur kurz vermerkt werden. Näher eingehen muß man jedoch auf die hier geübte unzulässige Praxis des Zitierens – möchte man doch die Zitate im Vorwort einer Klassiker-Ausgabe zu den „einwandfreien Texten“ rechnen.

Da wird zum Beispiel aus einem Brief Heinrich Heines zitiert: „Der Schiller-Goethe'sche Xenien-Kampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt der Schein des Lebens, nicht das Leben selbst – ...“ Im Band 3 finden wir auf Seite 349 die betreffende Briefstelle; hier sieht aber der Text ein wenig anders aus: „Der Schiller-Goethe'sche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst – ...“ Selbst wenn es zwei verschiedene Fassungen gäbe, wünschte man sich innerhalb desselben Werkes übereinstimmende Zitate.

Vergleichen wir eine weitere Stelle: „Mir war, als könnte ich den Ozean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluten der Begeisterung und der hellen Freude, die in mir loderten ...“ Da dieses Zitat den im Börne-Buch enthaltenen „Briefen aus Helgoland“ entnommen ist, können wir uns in derselben Ausgabe (Band 5, Seite 215) davon überzeugen, daß Heine selbst den „ganzen Ozean“ hätte anzünden können, und nicht mit den Gluten der „hellen“, sondern mit denen der „tollen Freude“.

Im nächsten zitierten Satz heißt es: „... ich weiß jetzt wieder, was ich will,

* Heines Werke in fünf Bänden. Ausgewählt und eingeleitet von Helmut Holtzhauer. Volksverlag Weimar 1956. (Siehe auch unsere Buchbesprechung in Heft 11/1956, Seite 135.)

was ich *tun* muß ...“ statt richtig: „Ich weiß jetzt wieder, was ich will, *was ich soll*, was ich muß ...“ (Band 5, Seite 218).

Die beiden letzten Beispiele sind einem größeren Zitat entnommen, das sich über insgesamt dreizehn Zeilen erstreckt und durch Anführungszeichen als zusammenhängendes Ganzes gekennzeichnet ist. Die Kürzungen des Heineschen Textes sind dabei, wie üblich, durch drei Punkte angegeben. Aber: die beiden ersten Sätze dieses Zitats sind dem Brief aus Helgoland vom 6. August (Band 5, Seite 215) entnommen, die folgenden Sätze stammen aus dem nächsten Brief vom 10. August

(Band 5, Seite 218). Die durch drei Punkte „gekürzte“ Stelle erstreckt sich also über mehrere Seiten, über 105 Druckzeilen unserer Ausgabe, und außerdem noch gewissermaßen über ein neues Kapitel hinweg. Eine solche Kürzung dürfte doch wohl innerhalb eines Zitates nicht mehr zulässig sein. Genauso unzulässig ist, daß – im gleichen Zitat – mehrere Sätze in ihrer Reihenfolge einfach ausgewechselt werden.

Die angeführten Beispiele zeigen, daß sich der eigentlich selbstverständliche Brauch, Zitate vor der Drucklegung zu überprüfen, leider noch nicht überall durchgesetzt hat. *k.-d. s.*

Zu unseren Beiträgen

Das „Tagebuch der Anne Frank“ erscheint demnächst als Lizenzausgabe des Heidelberger Verlages Lambert Schneider im Union-Verlag Berlin.

Die Erzählung „Unterbrochene Schulstunde“ gab uns Hermann Hesse, als wir ihn baten, seinen Lesern und Freunden in der Deutschen Demokratischen Republik eine neuere Arbeit vorzulegen.

Die Arbeit von Peter Jokostra, mit der wir des 30. Todestages von Rainer Maria Rilke (am 25. Dezember) gedenken, ist der Anfang eines noch unveröffentlichten umfangreichen Rilke-Essays.

Die Feuchtwanger-Studien, die Professor Victor Klemperer in seinem Essay „Die Witwe Capet“ anführt, finden sich in den „Centum Opuscula“ (Greifenverlag), zwei davon („Zu meinem Roman ‚Waffen für Amerika‘“ und „An meine Sowjetleser“) außerdem in der Feuchtwanger-Festschrift des Aufbau-Verlages. Der Essay von Professor Klemperer erscheint auch im Greifen-Almanach 1957. – Dem „Begriff Rokoko“ gilt eine Studie in dem Aufsatzband „Idealistische Literaturgeschichte“ vom gleichen Verfasser (Velhagen & Klasing, 1927).

Der Schluß des Artikels „Die Schande der Schänder“ in unserem Heft 10/1956 (Seite 158) ist insofern mißverständlich, als die dort zitierte Stelle aus einem Artikel von Fred Hepp selbst wiederum ein nicht genau abgegrenztes Zitat enthält. Wir möchten klarstellen, daß die mit den Worten „Er gehört in die Landschaft des Sozialismus ...“ beginnenden Schlußsätze nicht mehr aus dem zitierten Text von Peter Suhrkamp stammen.

Herr Professor Eduard Koelwel legt Wert auf die Feststellung, daß in seinem in Heft 8/1956 der NDL veröffentlichten Aufsatz „Grammatik und dichterischer Sprachgebrauch“ (eigentlicher Titel „Gebrauch des Partizips in der Dichtung“) ohne seine Zustimmung von der Redaktion Änderungen vorgenommen wurden.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Gerhard Zwerenz: Aristotelische und Brechtsche Dramatik – Versuch einer ästhetischen Wertung, Greifenverlag, 116 S.
etwa DM 3,20

Ebertolt Brecht: Die Tage der Kommune, Schauspiel, Aufbau-Verlag, etwa 172 S.
etwa DM 4,20

Willi Bredel: Auf den Heerstraßen der Zeit, Erzählungen, Aufbau-Verlag, etwa 608 S.
etwa DM 10,50

Alfred Kantorowicz: Meine Kleider, Aufbau-Verlag, etwa 104 S. etwa DM 6,30

Georg Maurer: Der Dichter und seine Zeit, Aufbau-Verlag, etwa 168 S.
etwa DM 4,50

Helmuth Miethke: Bewegte Jahre (Georg Forster), Verlag Rütten & Loening, etwa 140 S.
DM 1,95

Götz R. Richter: Schiffe, Menschen, fernes Land, Paul List Verlag, etwa 600 S.
etwa DM 8,50

Honoré de Balzac: Die Kleinbürger, Aus dem Franz. von Hugo Kaatz, Verlag Rütten & Loening, etwa 688 S.
etwa DM 11,70

William Shakespeare: Sämtliche Werke in drei Bänden, Hrsg. und eingel. von Anselm Schlösser, Aufbau-Verlag, 3253 S.
DM 50,-

Jack London: Südseegeschichten, Aus dem Engl. von Erwin Magnus, Verlag Tribüne, 272 S.
DM 5,50

Daniel Defoe: Die Pest in London, Aus dem Engl. von Rudolf Schaller, Aufbau-Verlag, etwa 320 S. etwa DM 8,10

Albert Maltz: Der unterirdische Strom, Aus dem Amerik. von Kurt Wagenseil, Aufbau-Verlag, etwa 476 S. DM 2,85

Theun de Vries: Pan unter den Menschen, Aus dem Holl. von Eva Schumann, Henschelverlag, etwa 670 S. etwa DM 9,50

Apuleius von Madaura: Der goldene Esel, Aus dem Latein. von August Rode, Greifenverlag, etwa 328 S. etwa DM 7,20

Sprach- und Literaturwissenschaft

Henrik Becker: Bausteine zur deutschen Literaturgeschichte, VEB Max Niemeyer Verlag, etwa 400 S. etwa DM 15,-

Marian Szyrocki: Martin Opitz, Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft, Verlag Rütten & Loening, etwa 144 S.
etwa DM 7,40

Werner Babner: Beitrag zum Sprachbewußtsein in der spanischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, Verlag Rütten & Loening, 216 S. etwa DM 10,20

P. Topjor: Zur Frage der Übersetzung von schöner und wissenschaftlicher Literatur, Verlag Kultur und Fortschritt, 80 S.
DM 2,70

Jugendbücher

Ludwig Renn: Herniu und der blinde Asni, Der Kinderbuchverlag, etwa 384 S.
etwa DM 6,-

Béla Balázs: Das goldene Zelt, Aus dem Kasachischen und Russ. von B. Balázs und Erich Müller, Verlag Kultur und Fortschritt, 212 S. DM 10,80

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Sechs Punkte zum erzählenden Arrangement B. Brechts, von Manfred Wekwerth, „Theater der Zeit“/Beilage H. II. 56/S. 6

Wissenschaftliche Heine-Konferenz in Weimar, von H.-H. R., „Sonntag“ 21. 10. 56/S. 9